Landes-
bibliothek
Coburg

D. IV. 12.

5379[a]

γ

26

Die Gespenster

Kurze Erzählungen
aus dem
Reiche der Wahrheit
von
Sam. Chr. Wagener.

30ste Erzähl. Seite 181.

Dritter Theil

Berlin,
bey Friedrich Maurer 1799.

LB
Cob

Anstatt der Vorrede eine Untersuchung der Fragen:

1) Ist das Nichtdaseyn der Gespenster erweislich? —

2) Und wenn dann auch Niemand diesen Beweis führen könnte: soll die Furcht vor Erscheinungen uns um Ruhe und Gesundheit bringen?

Ein achtungswerther Gelehrter zu St. Petersburg hat mir unter dem 5ten December a. St. eine diesem dritten Theile meiner Erzählungen einverleibte interessante Erscheinungsgeschichte mitgetheilet, und derselben nachstehende Untersuchung der Frage: ob das Nichtdaseyn der Gespenster er-

weislich sey — beygefügt. Wenn ich gleich dem Herrn Verfasser nicht durchgehends beystimmen kann, so theile ich doch seine großentheils wohldurchdachten Ideen mit Vergnügen, und ganz so, wie er es wünschet, meinen Lesern mit. Um aber keinem dieser letztern in seinem Urtheile vorzugreifen, laß ich zuvörderst den Herrn Einsender ununterbrochen ausreden, und gebe dann erst in den seinem Schreiben hinten angehängten Anmerkungen einige Fingerzeige, die einzig auf die Gründe hinweisen sollen, welche mich nöthigen, hier und da abweichender Meinung zu seyn.

„— Allein was werden Sie sagen — heißt es in diesem Briefe — wenn ich, ungeachtet der Ihnen hier mitgetheilten Erscheinungsgeschichte mit einem natürlichen Aufschlusse dennoch hinzufüge, daß ich bey weitem nicht ein so entschiedener Gespensterleugner bin, als Sie es, dadurch veranlaßt,

wohl glauben sollten? Ich bin ein Feind des Aberglaubens, wie Sie; aber ich setze den Aberglauben nur in die Gespensterfurcht, und nicht in den Glauben an die Möglichkeit eines selbst mit unsern Sinnen zu empfindenden Einflusses geistiger Wesen auf uns. Weder meine Erziehung, noch eigene Gespenster-Erfahrungen, sondern nur unbefangene und reifliche Erwägung der Sache hat mich vermocht, diese Möglichkeit nicht zu verwerfen. In der That sehe ich nicht ein, wie sich dieses mit kategorischer Gewißheit thun lassen sollte. Ihre Gründe sind, so viel ich wahrgenommen, folgende:

1) Es ist noch keine einzige Erfahrnng bekannt, welche die Wirklichkeit der Gespenster-Erscheinungen unwidersprechlich erwiese; und eine solche wird auch wohl nie bekannt werden.

2) Wenn auch bey einer oder der andern Erfahrung der natürliche Aufschluß nicht

zu finden ist: so folgt doch daraus noch auf keine Weise, daß kein natürlicher Aufschluß derselben möglich sey. Im Gegentheil beweisen viele Geschichten, daß man oft nur durch ein Ungefähr, den wahren Aufschluß erfährt, welcher leicht so verborgen hätte bleiben können, daß Niemand ihn entdeckt haben würde. — So viel a posteriori.

3) A priori läßt es sich nicht mit der Weisheit des Schöpfers reimen, daß er den abgeschiedenen Seelen erlauben sollte, sich selbst und Andre zu beunruhigen. — Man könnte noch hinzusetzen:

4) Es läßt sich nicht einsehen, wie ein Geist, meinen an Raum und Zeit gebundenen Sinnen sollte sichtbar, oder fühlbar, oder hörbar werden können."

„Ich antworte hierauf folgendes: Durch alle diese Gründe wird keine kategorische

Gewißheit begründet. Was die beyden ersten Erfahrungs-Gründe anbelangt: so sind sie bloß verneinend. Verneinende Erfahrung aber ist nie geschickt zum Beweise. Es ist, dünkt mich, offenbar, daß die Erfahrung zwar wohl zu einem subjectiven Beweise für die Möglichkeit der Gespenster-Erscheinungen, aber nicht zu einem objectiven Beweise gegen dieselbe dienen könne. Verneinende Erfahrung kann nur eine Wahrscheinlichkeit geben, die alsdann an Gewißheit grenzt, wenn sie von Vernunftgründen unterstützt wird. So sind wir z. B. nicht im Stande, strenge zu erweisen, daß jeder Mensch sterben müsse; allein die höchste Wahrscheinlichkeit dieses Satzes geht in Gewißheit über, weil die verneinende Erfahrung, daß noch niemand dem Tode entgangen (welcher von niemanden widersprochen wird) eine mächtige Unterstützung in der Vernunft findet, welche von anderweitigen Erfahrungen die Schlußfolge ziehet, daß

die Materie nicht von ewigem Bestande seyn könne.

Ist der Fall mit den Gespenster-Erscheinungen der nämliche: so werde ich wenigstens zugeben müssen, daß die höchste, schon in Gewißheit übergehende Wahrscheinlichkeit, gegen dieselben sey. Allein, auch dieses muß ich bestreiten, denn der Fall ist nicht der nämliche, a) weil die verneinende Erfahrung, welche gegen sie zeugen soll, bey weitem nicht so allgemein ist, indem Viele ihr widersprechen, und ihr sogar positive Erfahrung entgegensetzen wollen; b) weil in der That die Vernunft, wenigstens meiner Meinung nach, keinen zureichenden Grund an die Hand giebt, die Möglichkeit der Gespenster-Erscheinungen schlechterdings zu verwerfen."

„Es kommt demnach auf die Prüfung der Vernunftgründe an, auf welche sich die Gespensterleugner berufen. Der oben angeführte Grund Nr. 3., bezieht sich auf eine

Prüfung der Absichten des Schöpfers. Sollten Sie wohl im Ernste auf diesen Grund bestehn wollen? Wer sind wir, daß wir irgendwo die Absichten der ewigen Weisheit ergründen könnten? (Siehe Anmerkung (1.) Und was berechtigt uns, deshalb irgend etwas mit kategorischer Gewißheit wegzuleugnen, weil wir den Endzweck seines Daseyns nicht ergründen können? Könnte nicht, auf eben die Art, etwa ein Philosoph, der nie aus seiner Studierstube gekommen wäre, behaupten: „es gebe keine Selbstmörder, weil er die Absichten nicht einsehn könne, die der weise Schöpfer haben sollte, den Selbstmord zuzulassen?" — (2) Eigentlich sollte man sich meines Bedünkens, nie darin einlassen, von irgend etwas die Absichten des Schöpfers errathen zu wollen, (3) weil dergleichen

(1) Siehe die am Schlusse dieses Briefes folgenden Anmerkungen.

Speculation dem Irrthume jeder Art die Thore öffnet. Wenn ich indessen einer leeren Behauptung, vielleicht eben so leere Vermuthungen entgegensetzen soll: so würde ich, so wie bey dem Selbstmorde, so auch bey Gespenster-Erscheinungen (wenn deren Möglichkeit jemals erwiesen würde) noch immer sehr weise Absichten des großen Schöpfers aller Dinge vermuthen können. Das edelste Geschenk, welches Er den moralischen Wesen zu Theil werden ließ, ist unstreitig ihre moralische Freyheit; und diese darf er, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, selbst dann nicht verletzen, wann sie selbige zu ihrem Schaden mißbrauchen. Wie, wenn es nun zu der unverletzlichen Freyheit der Geister, deren Natur uns so wenig bekannt ist, gehörte, sich nach ihrem Gefallen auch dem sinnlichen Auge noch darstellen zu können? (4) Ließe sich das nicht mit der Weisheit des Schöpfers reimen — gesetzt auch, daß wir,

so etwas reimen zu wollen, berechtigt wären? Wenn Sie daher die Gespensterfurcht unchristlich nennen, so stimme ich zwar herzlich *mit* ein; allein aus einem ganz andern Grunde, als Sie. Sie nennen sie deshalb unchristlich, weil es wider die Grundsätze des Christenthums laufe, an die Möglichkeit der Gespenster-Erscheinungen zu glauben. Das finde ich nicht (5); Christus verbietet, oder tadelt nirgends diesen Glauben. Im Gegentheil, da seine Jünger einst ihn selbst für ein Gespenst ansahen, (Matth. 14, 26; Luc. 24, 37.) tadelte er sie zwar wegen ihrer Furcht; belehrte sie aber keinesweges, daß es überall Aberglauben sey, an Gespenster zu glauben (6), wozu es ihm doch hier nicht an Gelegenheit fehlte. (7) Ich halte die Gespensterfurcht deshalb für unchristlich, weil jede übertriebene Furcht unchristlich ist; indem Christus uns lehrt, daß wir unter der besondern Leitung Gottes stehn, und daß uns

(in so fern wir wahre Christen im practischen Sinne des Wortes sind) alle Dinge zum Besten dienen müssen."

„Was den Grund Nr. 4. anbelangt: so bemerke ich zuvörderst, daß aus dem: „Es läßt sich nicht einsehn" wiederum nicht gefolgert werden könne, daß das, was wir nicht einsehn können, auch nicht sey. Ueberdieß kann ich aber auch den nämlichen Beweisgrund mit gleichem Rechte umkehren: Ich kann nicht einsehn, warum es einem Geiste unmöglich seyn sollte, sich meinen Sinnen sichtbar zu machen. (8) — Und wer ist denn wohl von der Natur der Geister so gut unterrichtet, daß er ein gründliches Einsehen in dieser Sache hat? Sollte die Philosophie, nachdem sie den Triumph über sich selbst davon getragen hat, zu erkennen, daß unsre Vernunft nichts von dem Uebersinnlichen fassen und erkennen könne, sich noch unterfangen, in einer offenbar übersinnlichen

Sache, ein entscheidendes Urtheil fällen zu wollen? Die Vernunft ist unstreitig ein kostbares Geschenk Gottes, wenn sie sich innerhalb der Grenzen des Erkennbaren und der Sinnenwelt hält; allein sobald sie sich in das Feld des Uebersinnlichen hineinwagt, befindet sie sich in einem ungeheuren Labyrinthe, ohne den Faden der Ariadne zu haben. Sie schwärmt hier unter Hypothesen herum, und wird endlich beynahe unfehlbar ein Opfer des Irrthums."

„Bloß Vermuthungen dürfen wir über die Geisterwelt wagen, in soferne uns nicht die Offenbarung einen gebahnten Weg zeigt. Diese Vermuthungen stützen sich entweder auf die Offenbarung selbst, oder auf eine gewisse leise Ahnung und innere Erfahrung, die von unserer eigenen geistigen Natur herrührt, oder endlich auf eine Analogie der Sinnenwelt, nach der nicht unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß diese vielleicht nichts weiter,

als ein Abdruck, eine, wiewohl nicht überall getreue Copie der Geisterwelt seyn möchte."

„Also auch in Ansehung der Frage: Ob Geister sich sinnlichen Augen sichtbar machen können; oder besser: ob wir, trotz unserer Sinnlichkeit, geistiger Erfahrungen fähig sind; können wir nur mit Vermuthungen fechten, und nirgends den Ton der Gewißheit annehmen. Wenn ja einer berechtigt seyn könnte, mit einiger Gewißheit zu sprechen: so müßte es ein solcher seyn, der sich solcher Erfahrungen darüber bewußt ist, die ihm untrüglich scheinen; und auch dann würde diese Gewißheit nur subjectiv bleiben; das heißt, er würde von keinem Andern fordern können, seine Erfahrungen für untrüglich zu halten. Dieser Andre ist aber dagegen eben so wenig berechtigt, jene Erfahrungen geradezu und ohne weitere Untersuchung für ein Hirngespinst zu erklären."

„Diese Frage ist in der That so wenig zur Entscheidung reif, daß meines Bedün-

kens, sogar die Vermuthungen für und wider sich ziemlich das Gleichgewicht halten. Zum Beweise will ich nur drey Vermuthungen anführen, die den Gespenster-Erscheinungen das Wort zu reden scheinen, und die, wenn sie gleich weder sich beweisen lassen, noch selbst etwas beweisen sollen, doch wohl einige Aufmerksamkeit verdienen. Die erste dieser Vermuthungen gründe ich auf die Offenbarung. Doch kann sie nur für diejenigen einiges Gewicht haben, welche dem altchristlichen Glauben zugethan sind. Man will den Geistern mit einer so entscheidenden Gewißheit, als wäre man genau mit ihrer Natur bekannt, die Fähigkeit abstreiten, eine Körpernatur annehmen zu können. Und doch lehrt uns die Offenbarung, daß Gott, der ein Geist ist, in Christo die menschliche, also eine sinnliche Natur annahm. Warum sollte ich es denn nicht als möglich annehmen können, daß auch ein weniger vollkom-

mener Geist in einer willkührlich angenommenen sinnlichen Natur, sich mir darstellen könne? (10) — Ich weiß sehr wohl, was ich wage, indem ich „diese veraltete Fabel der christlichen Mythologie" aufwärme; auch über mich wird man wahrscheinlich das Urtheil sprechen, daß ich in der Schriftauslegung um 50 Jahre zurück sey. Allein es sey darum; ich bin nicht Theologe, und habe nie eine andre Schriftauslegung studiert, als die von mir selbst durchdachte. Ich bekenne daher, daß meine Vernunft das hohe Geheimniß der Menschwerdung Christi zwar unbegreiflich, aber doch wahrlich nicht, sich selbst widersprechend, und also ungereimt findet. Wie könnte sie auch einen Widerspruch in demjenigen finden, was sie nicht versteht, und niemals fassen wird? Freilich soll sich jedes denkende Wesen die Frage vorlegen: Warum glaubst du an etwas, das du nicht versteheſt? Auch mich habe ich daher aller-

dings forschend geprüft, was mich bewegen könne, ein mir unbegreifliches Geheimniß anzunehmen. Es wäre wahrlich traurig, wenn ich keine andre Antwort dafür hätte, als, daß mein Vater und Großvater demselben Glauben zugethan gewesen; und ich finde es sehr tadelnswürdig von einigen Altgläubigen, wenn sie dem Zweifelnden keinen andern Glaubensgrund anzugeben wissen, als den: Du mußt deine Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen. In der That könnte aus dem nämlichen Grunde der Indianer für seinen Brama, und der Türke für seinen Mahomet, Glauben von mir fordern. Ein denkendes Wesen muß nie seine Vernunft gefangen nehmen, muß nie an irgend etwas glauben, ohne einen inneren Bestimmungsgrund dazu zu haben. Aber das heißt wohl nicht seine Vernunft gefangen nehmen, wenn man überhaupt an etwas glaubt, was sie nicht begreift. Wir sind über-

all dergestalt von übersinnlichen Geheimnissen gleichsam umringt, daß man jederzeit, man mag sich hinwenden, wohin man will, endlich etwas glauben muß, was der Vernunft immer gleich unverständlich bleibt. Der Naturalist glaubt doch noch immer einen Gott und dessen Ewigkeit; der Gottesleugner muß entweder das Ungefähr als den Urheber aller Dinge annehmen; oder an die Ewigkeit der Materie glauben. Ich frage: Welcher von ihnen kann das, was er glaubt, mit seiner Vernunft fassen und entwickeln? — Ohne einen Glauben dessen, was unserer Vernunft ein Geheimniß bleibt, kommen wir also nun einmal nicht weg, und es kommt demnach einzig darauf an: ob der Glauben, zu welchem wir uns bestimmen, hinlänglich mit Gründen unterstützt ist. Denn ohne allen Grund an etwas glauben, dies ist der wahre Charakter des Aberglaubens, (11) so wie es der Charakter der Thorheit ist, ohne allen

Grund und Prüfung etwas zu verwerfen, oder zu leugnen. Der Philosoph soll beide Klippen vermeiden."

„Eine zweyte Vermuthung gründe ich auf eine gewisse innere Erfahrung, die allen, oder doch den meisten Menschen gemein zu seyn scheint. Was ist eigentlich der Grund der so gemeinen Gespensterfurcht? Was ist das sogenannte Grauen, das den herzhaftesten Mann bisweilen unwillkührlich überfällt? Denn nichts ist lächerlicher, als wenn ein Mensch sich rühmt, gar nichts von dieser Gespensterfurcht, oder von diesem eigenthümlichen Grauen zu wissen, während er in dem nämlichen Augenblicke heimlich vor einer Erscheinung zittert. Ich habe sogar Menschen gesehn, die mit sichtbarem Grauen eine fürchterliche Gespenstergeschichte erzählten, die Zuverlässigkeit des Geschehenen verbürgten, und dann hinzusetzten, daß sie, ihres Theils, an keine Gespenster glaubten, ohne die Incon-

sequenz zu fühlen, deren sie sich schuldig machten (12). Was thut die Mode nicht? Sie kann den Menschen dahin bringen, seinen innigsten Glauben zu verleugnen, und aller Consequenz Trotz zu bieten, bloß um du bon ton zu seyn. Alle dergleichen Prahlereyen sagen daher gar nichts; und nur wenige Menschen, mit einem besonders starken Nervenbau versehn, sind in der That von Natur frey von dieser Furcht, so wie von jeder andern. Einige andre haben sich durch Nachdenken, oder mit Hülfe der Religion, aber nicht ohne Kampf, derselben entledigt. Im Ganzen genommen aber ist bloßes Vernünfteln noch bey weitem nicht hinlänglich, die so tief eingewurzelte, unwillkührliche Furcht vor Geistern in uns zu ersticken; wovon sich selbst in Ihrem Buche sehr viele Beyspiele finden.

Ich weiß sehr wohl, daß man den ersten Grund dieser Gespensterfurcht lediglich in

der Erziehung sucht. Auch gebe ich gerne zu, daß eine thörichte Erziehung, sehr viel zur Vermehrung dieser Gespensterfurcht beytragen kann. Allein den ersten Grund davon kann ich nicht in der Erziehung finden. Vielmehr habe ich gefunden, daß selbst die beste Erziehung nicht immer vermögend ist, sie ganz auszurotten. Es sey mir erlaubt, hierüber nur einige Bemerkungen zu machen. Gespenstermährchen sind nicht das Einzige, womit thörichte Ammen oder Wärterinnen ihre Zöglinge unterhalten. Sie schrecken sie auch z. B. mit dem Bärwolfe, oder mit dem Knechte Ruprecht; sie erzählen ihnen, daß ein Storch der Mutter die Kinder bringe und dergleichen mehr. Aber kaum fangen die Gedanken der Kinder an, sich nur ein wenig zu entwickeln, selbst noch ehe sie deutliche Begriffe über diese Sachen haben, wissen sie schon das alles zu würdigen, und es bleibt keine Spur eines Glaubens daran in ihrer

Seele zurück (13). Man erzählt den Kindern Feenmährchen; und wo ist wohl irgend ein verständiges Kind, welches an Feen glaubte — sich vor ihnen fürchtete? — Nur die Gespenstergeschichten machen einen so tiefen Eindruck in die Seele des Kindes, daß nichts in der Folge ihn zu verlöschen vermag; — und selbst der gebildete Mann, der die völlige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Gespenster-Erscheinungen erlangt zu haben glaubt, kann dennoch diesen Eindruck nicht ganz in sich vertilgen. Mich dünkt, dieser sonderbare Umstand sollte jeden unbefangenen Forscher aufmerksam machen. Scheint es nicht, daß das unwillkührliche Grauen bey dem Gedanken an einen Geist, einen besonders tiefen Grund in unserer Seele habe? Wie? wenn hier eine heimliche Ahnung der Verbindung und Gemeinschaft zum Grunde läge, in welcher vielleicht unser Geist, uns selbst unbewußt, mit andern Geistern steht, und die

uns wegen der Fesseln der Sinnlichkeit, in denen wir gleichsam gefangen sind, nicht deutlich wird. Daß eine solche, uns mehrentheils unbekannte Verbindung wirklich Statt finde, ist in sich gar nicht unwahrscheinlich; denn warum sollte nicht das Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern," auch an Geistern sich bewähren können? Ja es scheint sogar, daß wiederum die h. Schrift diese Vermuthung bestätige, indem sie sich offenbar auf eine Möglichkeit der Verbindung unseres Geistes mit dem Geiste Gottes bezieht. Wir kennen unsern eigenen Geist nicht genug, um die Organe zu prüfen, durch welche er vielleicht mit andern Geistern in Gemeinschaft stehn kann. Tägliche Erfahrung lehret uns, daß unser Geist in einer höchst genauen Verbindung mit unserm Körper steht; obgleich auch diese unserer Vernunft ein Räthsel bleibt. Wenn also eine Gemeinschaft zwischen andern Geistern und dem un-

frigen möglich ist; wer bürgt uns dann dafür, daß es nicht Augenblicke geben könne, wo uns dieselbe auf einmal deutlich wird, und zwar so deutlich, daß, vermöge der Gemeinschaft unseres Geistes mit unserm Körper, auch sogar unsre Sinnlichkeit davon Eindrücke erhält?"

„Uebrigens wäre auch der Schluß nicht von aller Analogie entblößet, daß so, wie unser Geist auf eine uns unerklärliche Art auf unsern Körper wirke, eben so auch ein anderer Geist einen ähnlichen Einfluß auf denselben haben könne. Und endlich ist noch ein dritter Fall möglich, nämlich, daß wir vielleicht gar nicht einmal unserer Sinnlichkeit zur Erblickung eines Geistes bedürfen; sondern mit den auf einige Augenblicke geöffneten Augen des Geistes sehen, was wir mit sinnlichen Augen zu sehn wähnen (14). Freylich kommen uns diese Ideen seltsam und fremde vor, und wir sind geneigt, sie zu ver-

werfen; aber warum? Nur deshalb, weil sie außerhalb dem Kreise unserer eigenen Erfahrung liegen. Aber daraus folgt keineswegs ihre innere Unmöglichkeit; denn wie oft ist nicht schon das Menschengeschlecht durch spätere Erfahrungen belehrt worden, daß Dinge sind, die man vormals für schlechterdings unmöglich hielt?"

„Man erzählt von einem gewissen Kaiser von Marocco, daß er einst einen europäischen Consul als einen Lügner von seinem Hofe jagen ließ, weil er ihm erzählt hatte, daß man zu einer gewissen Jahreszeit in Europa die größten Lastwagen über Flüsse und Landseen hinwegfahren könne. — Er schloß ganz richtig nach seiner Physik, allein er war dennoch in einem groben Irrthume; und so laufen wir Alle Gefahr, zu irren, wenn wir uns bloß von dem Grundsatze leiten lassen, daß Alles, was nicht in dem Kreise der hinlänglich bestätigten Erfahrungen liege, un-

möglich sey. Was für einen Begriff kann sich wohl der Blindgeborne von dem Sinne des Gesichts machen? Dennoch wird er die Möglichkeit desselben glauben, weil das einstimmige Zeugniß aller seiner Mitmenschen, sein inneres Gefühl überwältiget, welches jederzeit diesem Glauben zuwider ist. Man nehme aber an, daß die Menschen fast alle blind geboren würden, und daß nur wenige Sehende unter ihnen wären, wie bald würden diese als Schwärmer, oder gar als Betrüger verschrieen seyn? (15). Worin fehlen hier die Blinden? Bloß darin, daß sie zu voreilig nach jenem Grundsatze schließen. Wie nun, wenn wir in moralischer oder geistiger Rücksicht in dem nämlichen Falle wären? Wenn nun Einer oder der Andere unter uns auftritt, und behauptet, mehr zu sehen, als wir: so können wir freylich nicht wissen, ob er wirklich mehr sehe, oder ob er sich nur einbilde, mehr zu sehen, und also ein Schwär-

mer, oder endlich, ob er nur vorgebe, mehr zu sehen, und also ein Betrüger sey; aber gerade, weil wir hierüber nicht entscheiden könnten, dünkt es mich in solchen Fällen am Gerathensten, mit seinem Urtheile zu zögern, bis wir selbst eine deutlichere Einsicht erlangen; weil die Vernunft da nicht entscheiden kann, wo ihr die Erfahrung nicht zur Hand gehet. Dieß ist, dünkt mich, der wahre Charakter der Demuth, welche Philosophen, wie Voltaire und Friedrich fälschlich darin suchten, wenn sie den Menschen verkleinerten, und den Abstand zwischen ihm und der Gottheit vergrößerten. Nach diesen Grundsätzen wird sich also auch über die oben angeführten Ideen (die unstreitig denkbar sind, weil sie (16) keinen Widerspruch in sich schließen) nicht entscheiden laßen: ob sie möglich sind, oder nicht. Mehr habe ich aber nie behaupten wollen; denn ich werde mich wohl hüten, ihre Wirklichkeit erweisen zu wollen. Mein

Endzweck war nur zu zeigen, daß, weit gefehlt, daß man Gespenstererscheinungen für schlechterdings unmöglich erklären könnte, die Möglichkeit derselben sich vielmehr auf sehr verschiedene Art denken lasse."

„Ich komme ferner zu der versprochenen dritten Vermuthung. Diese gründe ich auf die Analogie, welche sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zwischen der Sinnen- und der Geisterwelt annehmen läßt. Sehr wahrscheinlich geht in der Geisterwelt, so wie in der Sinnenwelt, Alles nach gewissen Gesetzen, und es muß eine Naturlehre der geistigen Natur geben, wie es eine Naturlehre der sinnlichen Natur giebt. Wenn wir jene, die allein mit Recht den Namen der Metaphysik führen würde (17), nicht studiren können (18): so ist lediglich die Beschränktheit unserer Vernunft daran Schuld. Vermuthen aber läßt sich Manches, besonders wenn wiederum eine gewisse innere Er-

fahrung, die von unserer eigenen geistigen Natur herrührt, unsere Vermuthungen zu bestätigen scheint. So z. B. sehen wir, daß die beyden Hauptgesetze in der sinnlichen Natur, nächst der Impulsion, die Attraction und die Verwandschaft sind. Vielleicht könnten wir diese Gesetze, mutatis mutandis, in der Geisterwelt wieder finden. Dieses Vielleicht wird nicht etwa durch die bloße Behauptung widerlegt: daß die Attraction, so wie die Undurchdringlichkeit, ihren Grund bloß in der Materie habe; denn dieses gilt nur von der uns bekannten physischen Attraction, und es versteht sich von selbst, daß die magnetische Kraft in der Geisterwelt, wenn sie hier wirklich Statt findet, der Geister-Natur angemessen seyn müsse. Es läßt sich begreifen, daß nicht alle Gesetze der sinnlichen Physik auf die Geisterwelt anwendbar seyn können, weil die Materie immer ihr Eigenthümliches behält, welches sie vom Geistigen unterschei-

den muß. So z. B. können die Gesetze der Undurchdringlichkeit und der Theilbarkeit keine Anwendung in der Geisterwelt finden, weil sie der Natur eines Geistes geradezu widersprechen würden, indem sie schlechterdings den Begriff des Raumes voraussetzen, welcher bey einem Geiste nicht gedacht werden kann. Dahingegen liegt gewiß nichts Unwahrscheinliches in dem Gedanken: daß wir vielleicht manche andre physische Gesetze nur deshalb in der sinnlichen Natur entdecken, weil sie ihren ersten Grund in der geistigen Natur haben, aus welcher die sinnliche erschaffen wurde. (19) Vielleicht gehört nun die oben berührte magnetische Kraft mit zu dieser Anzahl. Wenigstens widerspricht der reine Begriff des Anziehens und Zurückstoßens, keinesweges dem Begriff eines Geistes, indem er weder Raum noch Materie als nothwendig voraussetzt. (20) Wenn man sich etwa einbilden sollte, daß der Begriff des

Anziehens eine Annäherung im Raume; und der Begriff des Zurückstoßens, eine Entfernung im Raume nothwendig voraussetze: so ist dieses nichts weiter, als eine Täuschung, die daher rührt, weil wir überhaupt, bey unserer eingeschränkten Vorstellungskraft, unvermögend sind, uns einen deutlichen Begriff von dem Daseyn eines Wesens, und von der Miteristenz mehrerer Wesen, außerhalb des Raumes zu machen. Wir sind immer geneigt uns einzubilden, daß Alles, was da ist, auch an einem gewissen Orte, und in einer gewissen Zeit da seyn müsse; weshalb selbst Philosophen Raum und Zeit die Abstracta Existentiae genannt haben, bis die critische Philosophie Licht in der Sache gab. Eben so sind wir geneigt, uns zu überreden, daß Annäherung und Entfernung unter Geistern nicht anders, als im Raume Statt finden könne; allein wenn eine Miteristenz der Geister außerhalb des Raumes möglich ist, von

der unsre Vernunft nichts begreift: so ist auch eine geistige Annäherung und Entfernung unter ihnen außerhalb des Raumes möglich, von der wir uns eben so wenig einen deutlichen Begriff machen können."

„Die Vermuthung nun, daß es wirklich eine magnetische Kraft in der Geisterwelt gebe, scheint uns allerdings eine gewisse innere Erfahrung zu bestätigen; ich meine die alltägliche Erfahrung, die wir bey Freundschaft und Feindschaft, bey Liebe und Haß machen. Scheint es nicht, als ob sich unser ganzes Wesen zu dem Gegenstande unserer Liebe hingezogen fühle? Nur die Fesseln, die unsern Körper an Raum und Zeit binden, scheinen uns bisweilen abzuhalten, dem allgewaltigen Zuge zu folgen. Ist aber dieser Gegenstand unserer Liebe nun vollends körperlich gegenwärtig, dann möchten wir ihn gern ganz mit uns vereinigen; wir drücken ihn an unser Herz. In der That, was

könnte anders der Grund der heftigen Umarmungen seyn, als das innerste Verlangen unseres Geistes nach gänzlicher Vereinigung? Aeußert also hier die Liebe nicht eine wirkliche magnetische Kraft? Wenn man nun annimmt, daß durch den Tod unser Zustand nur in so fern abgeändert wird, als wir unserer sinnlichen Natur beraubt werden, ohne daß irgend eine wesentliche Veränderung in unsern Gesinnungen, in unsern Neigungen, und in unsern Leidenschaften vorgeht: so läßt sich nicht einsehn, warum nicht zwischen einer abgeschiedenen Seele und einem noch lebenden Menschen, das nämliche geistige Verhältniß, z. B. das der Liebe, ferner eben so wechselseitig Statt finden könne, als es zur Lebenszeit der ersten Statt fand. Nichts trennt die beyden Liebenden, als die freylich ungeheure Kluft der Sinnlichkeit. Allein wer bürgt uns dafür, daß nicht die anziehende Kraft der Liebe mächtig genug werden könne,

um auf einige Augenblicke diesen Nebel der Sinnlichkeit zu zerstreuen? Wer mag es berechnen, was der Mensch vermag, wenn er mit der ganzen Kraft seines Geistes, (dessen wundersame Thätigkeit uns bey andern Gelegenheiten in Erstaunen setzt, wenn einige von den uns unbekannten, und gleichsam schlafenden Triebfedern desselben, plötzlich durch irgend etwas erweckt werden) jener geliebten abgeschiedenen Seele entgegenstrebet? Wie oft betreffen wir nicht den menschlichen Geist auf unleugbare Thatsachen, wo er ganz unerklärliche Kräfte und Fähigkeiten an den Tag legt, die nicht von seiner Willkühr abzuhängen scheinen, ja deren er sich nicht einmal bewußt ist! Das auffallendste Beyspiel hiervon gewährt der Mondsüchtige. Gewiß, wer je einen Mondsüchtigen gesehn und beobachtet hat, wird es sich nicht mehr herausnehmen wollen, etwas darüber zu entscheiden, was der menschliche Geist vermöge, oder

nicht vermöge. (21) Etwas ähnliches findet man oft in höchst wunderbaren Träumen. Derjenige, der jeden Traum als nichtsbedeutend zu verwerfen gewohnt ist, bloß, weil es die Mode so will, (22) giebt zwar Alles ohne Unterschied dem Zufalle Schuld: allein er bedenkt nicht, daß ein solcher Zufall oft viel wunderbarer seyn würde, als die Sache selbst. Warum sollten wir nicht lieber eingestehn, daß es gewisse geheime Kräfte unserer Seele giebt, deren Gesetze wir schlechterdings nicht kennen, weil sie zu tief in unserer geistigen Natur verborgen liegen? Mancher aufgeklärte Weltweise hat dieß nicht in Abrede gestellt. Der verstorbene Pastor Götze zu Quedlinburg, der gewiß auf das Verdienst einer vernünftigen Aufklärung Anspruch machen konnte, erklärt sich darüber sehr deutlich (Natur, Menschenleben, und Vorsehung, Band I. pag. 108 und pag. 563). Und selbst Cicero, dessen Namen auch unsre neueren Philosophen

noch immer mit Ehrfurcht nennen, legte unserer Seele ein Ahnungsvermögen bey. Müssen wir aber eingestehen, daß die Seele verborgene Kräfte und Fähigkeiten besitze, von denen wir wenig oder gar nichts wissen: was berechtigt uns denn, keck zu behaupten, daß die Fähigkeit nicht in ihr liegen könne, schon in dieser Welt, wenn auch nur auf Augenblicke, sich in das Geisterreich hinein zu schwingen? (23) Dieß mag willkührlich oder unwillkührlich geschehn, verderblich oder heilsam seyn: ich weiß nichts davon; allein die Unmöglichkeit davon sehe ich nicht ein."

„Sehen Sie, Freund, so wage auch ich mich einmal in das Feld der Hypothesen, nicht, um irgend eine Gewißheit darauf zu gründen; auch nicht, um Ihnen Artikel meines Glaubensbekenntnisses vorzulegen: sondern nur, um es so anschaulich als möglich zu machen, daß sich nur wenig Bestimmtes und Zuverlässiges über die ganze Sache sagen läßt,

und um zu zeigen, daß es vielleicht eben so ungerecht sey, denjenigen, der sich nach Gründen, die ihm genügen, berufen fühlt, an Gespenster zu glauben, einen Abergläubigen zu nennen; als es gewiß höchst thöricht und lächerlich ist, denjenigen, der diesem Glauben nicht beypflichten kann, einen Ungläubigen und Religionsfeind zu nennen." (24)

„Wäre es nicht endlich einmal Zeit, daß wir die Verschiedenheit der Meinungen, die bey der Beschränktheit unserer Vernunft so natürlich ist, kein Hinderniß des Friedens unter den Menschen mehr seyn ließen? Möchten doch die sogenannten Orthodoxen einmal aufhören, diejenigen, die nicht so glauben wie sie, des Irrthums zu beschuldigen! — Möchten aber auch die sogenannten Neologen einmal anfangen, in die von ihnen mit Recht angepriesene Duldung auch diejenigen ihrer Brüder mit einzuschließen, die, es sey aus wahrer Schwachheit des Geistes, oder aus

Gründen, etwas mehr glauben, als sie. Mit dieser Toleranz, der erstgebornen Tochter der Liebe, verträgt es sich aber keinesweges, wenn man das Inquisitionsgericht des Spottes, der Ironie, oder der Verachtung über diejenigen ergehn läßt, die einem solchen Glauben zugethan sind.“ (25)

„Zum Schlusse erlauben Sie mir nur noch einige Worte über Ihr sehr nützliches Buch. Ungeachtet ich mit Ihnen nicht gleicher Meinung bin, indem Sie schlechterdings leugnen (26), wo ich nicht zu urtheilen wage: so bin ich doch nichts destoweniger vollkommen überzeugt, daß Ihre Bemühung, den allerdings sehr schädlichen Folgen der Gespensterfurcht zu steuern, sehr verdienstlich ist. Es würde gewiß nicht schaden, wenn man die Menge, deren Sache das Denken nicht ist, überreden könnte, daß Gespenster-Erscheinungen schlechterdings unmöglich sind, und daß im Gegentheil der Glaube an Gespenster von

jeher schrecklich gemißbraucht worden sey. Ich zweifle zwar, daß dieser Endzweck im Allgemeinen erreicht werden dürfte; indessen wird Ihnen auch das schon ein angenehmer Gedanke seyn, hin und wieder den Betrügern das Handwerk erschwert zu haben. Auch glaube ich noch einen besondern Nutzen von Ihrem Werke erwarten zu dürfen, der vielleicht übersehn worden ist, den aber mancher Ihrer Leser ohne Zweifel erfahren wird. Das Schrecken, welches uns irgend eine nächtliche Erscheinung verursacht, und das oft damit vergesellschaftete Grauen, rührt hauptsächlich daher, weil wir die natürliche Ursache derselben nicht sogleich errathen können. Wenn uns die physische Ursache eines Ereignisses unbekannt bleibt, so verfällt unsre beunruhigte Einbildungskraft leicht auf Geister; dieser Gedanke verursacht ein unwillkührliches Grauen; und ist der Mensch alsdann nicht frey von Gespensterfurcht, so hin-

dert ihn diese, die nöthigen Untersuchungen anzustellen, um Aufklärung zu erhalten. Aber auch selbst der Unerschrockene wird sich, wenn er vergeblich alles untersucht zu haben meint, und auf die wahre Ursache nicht verfällt, einer seltsamen Unruhe nicht erwehren können, die sehr quälend ist. Sobald hingegen die Ursache entdeckt wird, ist Schrecken, Furcht, und Unruhe gehoben. In Ihrem Buche nun finden sich Auflösungen solcher spukhaften Ereignisse in Menge, und wer es gelesen, hat sich gleichsam einen Vorrath gesammelt, aus welchem er schöpfen kann, wenn ihm selbst einmal etwas Wunderbares aufstößt. Er wird sich dadurch desto eher in den Stand gesetzt finden, die natürliche Ursache dessen, was ihm begegnet, zu errathen; wird desto eher von seiner Quaal befreyt, und läuft desto weniger Gefahr, die Sache schief zu beurtheilen." (27)

„Wenn ich Ihnen übrigens meine Ge-

danken über eine so interessante Materie an den Tag legte, so geschah es auf keine Weise, um Sie, oder Ihre Gespenstersammlung anzugreifen; sondern nur, um mich einem Manne mitzutheilen, der in diesem Punkte anders denkt, als ich; und es ihm zu überlassen, meine Meinungen zu prüfen und zu würdigen, wie es ihm beliebt." u. s. w.

So weit der schätzbare Briefsteller, den ich billig erst ununterbrochen ausreden ließ. Jetzt folge nun, was ich ihm in der Seele manches meiner prüfenden Leser auf verschiedene Stellen seines Schreibens antworten zu müssen geglaubt habe.

Anmerk. 1.

„Wer sind wir, daß wir Gottes Absichten ergründen könnten?" — Bey aller meiner Achtung für diese fromme Bescheidenheit glaub' ich doch, daß der Mensch — „göttlichen Geschlechts" — die Absichten seines Schöpfers zwar nie zu ergründen, aber doch oft zu errathen, und noch öfter zu ahnen im Stande sey. So z. B. ergründete noch kein Sterblicher den Zweck der

magnetischen Kraft in der Natur; aber — indem wir von dem wirklichen, obgleich für uns unbegreiflichen Daseyn und Nutzen dieser Naturkraft uns täglich überzeugen können — ahnet und erräth der denkende Naturfreund wenigstens einen Theil ihres Zweckes. Nehmen wir dagegen auch die Möglichkeit und Wirklichkeit der Geistererscheinungen einen Augenblick als völlig erwiesen an: so leuchtet mir doch kein Nutzen davon ein, der der Rede werth wäre; wohl aber erblick' ich überwiegenden Nachtheil in ihrem Gefolge.

(2)

„Den Selbstmord zuzulassen?" — Ich behaupte, dann müßte dieser Stubenphilosoph sich ungemein schlecht auf die Apologie des Uebels, und noch schlechter auf die Freyheit moralischer Handlungen verstehen, und könnte weder Determinist seyn, noch an die Freyheit des menschlichen Willens glauben.

(3)

„Die Absichten Gottes errathen zu wollen." — Ist das Errathen doch nie und nirgend die Sache der Vernunft und der Verständigen, die sie zu brauchen wissen. Wohl aber ist der Mensch darum und dazu Mensch, daß er prüfe, forsche, beurtheile, richte, und die Grenzen

des Gebiets, in welchem er das alles zu thun vermag und versucht, in möglichst-weiten Kreisen um sich her ziehe. Auch würde die Behauptung, (wenn anders das Wort errathen nur als Schreibfehler da steht,)

> der Mensch dürfe sich nie darauf einlassen, die Absichten des Schöpfers zu ergründen —

eine Menge von unauflöslichen Widersprüchen und verwerflichen Folgen herbeyführen. Denn dann dürfte Niemand mehr sagen, oder glauben:

> Die und die Sache ist auch dazu da, wozu sie, nach unserer Erfahrung und Einsicht, da ist. Die Kräuter sind auch dazu da, Menschen und Thieren Nahrung, und in Krankheiten Genesung zu verschaffen. Die Sonne ist auch dazu da, um den Erdbewohnern Licht und Wärme, der Erdoberfläche Fruchtbarkeit zu geben, und den Erdball in seiner Laufbahn zu halten.

Dann würde alles, was Wissenschaft ist, schwankend und unsicher; dann gölte überhaupt kein Vernunftschluß, kein Vernunfturtheil mehr; dann würde von Rechtswegen Niemand mehr irgend Jemanden mit dem Gedanken an die Weisheit der göttlichen Einrichtungen trösten, Niemand mehr sich selbst dadurch beruhigen dürfen, weil man dann nicht mehr von Gottes Weisheit, d. h. von der Güte seiner Absichten und Einrichtungen, sprechen dürfte. Denn sobald es Verwegenheit ist, Got-

tes Absichten im einzelnen erforschen zu wollen, würde es noch mehr Verwegenheit seyn, über die Qualität seiner Absichten überhaupt ein bestimmtes Urtheil zu fällen, und dieselben gut oder böse zu nennen.

(4)

„Auch dem sinnlichen Auge noch darstellen zu können." — Das hieße freylich: wie wenn es zu der unverletzlichen Freyheit der Geister — d. h. der körperlosen Wesen gehörte, sich nach ihrem Willen auch dem sinnlichen Auge noch darstellen zu können, d. h. geistig und körperlich zugleich — Geist und Nichtgeist zugleich — Nichtkörper und Körper zugleich, zu seyn!

Das Wesen der Geister ist uns überall unbekannt; aber, da in diesem ganzen Streite eigentlich nur von den abgeschiedenen Geistern oder Seelen der Menschen, die Rede ist: so wissen wir wenigstens, und glauben es nicht bloß, daß der körperliche, sichtbare, fühlbare Theil des Menschen zu der Zeit Leichnam, oder faulende Würmerspeise, oder verwesender Erdstaub ist, wo der geistige, unsichtbare Theil, nach dem Dafürhalten und Behaupten des Aberglaubens, noch die Kraft haben soll, sich sichtbar, hörbar, fühlbar zu machen, d. h. Geist und Nichtgeist zugleich zu seyn! Ob sich Ereignisse, Erscheinungen, Möglichkeiten dieser Art mit der

Weisheit des Alleinweisen, mit der Natur der Natur reimen — ob sich jene Frage: wie wenn das möglich wäre?" — mit der Frageart, die das Nachdenken erzeugt, reimen lasse — Das ist die Frage! —

(5)

„Das finde ich nicht." — Der Herr Einsender scheint den Glauben an Gespenster mit dem Glauben an Gespenstererscheinungen zu verwechseln, und mir daher die Behauptung unterzuschieben:

Der Glaube an Gespenster sey unchristlich. Mögen Gespenster, d. h. die Geister gestorbener Menschen, oder abgeschiedener Seelen Daseyn, an welchem Orte der Welt es sey, mag ihr Daseyn als nah, oder fern geglaubt werden; das kümmert den nicht, der die Möglichkeit ihres Erscheinens leugnet, und, wo nicht für unchristlich, doch für nicht folgerecht erklärt. Genau genommen aber bin ich auch, bey allem meinem Unglauben an Gespenstererscheinungen — die ich mit Christus verwerfe — mit dem Verfasser des Briefes eins, wenn ich eigentlich weder gegen das Daseyn, noch gegen das Erscheinen, sondern hauptsächlich gegen die Furcht vor Gespenstern eifere. Mehrere Stellen meiner Erzählungen, unter andern gleich die zweyte Seite des ersten Theils

meiner Gespenster beweisen, daß ich — ganz unbekümmert um jene Möglichkeit ihres Daseyns — einzig der immer gefährlichen, oft sogar tödtlichen, mithin höchst unchristlichen Furcht vor Gespenstern und Gespenstererscheinungen entgegen arbeite. Es heißt daselbst wörtlich und deutlich: „Ihr müßt wissen — pflegte der Engländer Pope wohl zu einem neu gemietheten Diener zu sagen — daß ich mit meiner Bedingung „nicht furchtsam und graulich vor sogenannten Gespenstern zu seyn" im Grunde nichts weiter von Euch verlange, als daß Ihr gute Christen seyn möget; Ihr würdet aber Gottesleugner und nicht Christen seyn, wenn Ihr der Furcht vor Gespenstern in Eurem Herzen mehr Raum geben wolltet, als dem Vertrauen auf Gott, dem Schöpfer und Herrn aller Geister. — — Auch denke ich immer, wem es durchaus nicht gelingen will, seinem Vertrauen auf Gott eine größere Stärke zu geben, als seiner Furcht vor dem Teufel und vor dessen Handlungen, der müsse ein böses Gewissen haben; und dergleichen Dienstboten sind nicht für mich."

(6)

„Christus sagt nicht, daß es Aberglauben sey, an Gespenster zu glauben." — Allerdings redet Christus sehr ernstlich gegen den Glauben — nicht an Gespenster, das heißt doch wohl

an das Daseyn geistiger Wesen, etwa abgeschiedener Seelen; aber: — an Gespenster-Erscheinungen! Er sagt ausdrücklich in der letzten Stelle, Vers 38 ꝛc. Was seyd Ihr so erschrocken und warum kommen solche Gedanken (als könne irgend ein Geist euch sichtbar werden) in eure Herzen. Sehet meine Hände und meine Füße; ich bin es selber; fühlet mich und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe. Und da er das sagte, zeigte er ihnen Hände und Füße. Offenbar liegt in Jesu Worten der sehr vernünftige Gedanke:

> Nur körperliche Dinge können ins Auge und ins Gefühl fallen; was Person — Mensch — scheint, muß körperlich seyn wie wir, wenn es Person — Mensch — wirklich ist! Wem ist es möglich, an das Sichtbarwerden unsichtbarer, an das Fühlbarseyn unkörperlicher Dinge zu glauben!

Ein Geist — Jesus leugnet ihr Daseyn nicht — aber er sagt: ein Geist, ein Wesen, das nicht körperlicher Natur ist, darf auch vernünftiger Weise weder erschrecken, noch beunruhigen, weil es nicht gesehen, gehört, gefühlt werden kann. Was irgend euren Augen erscheint, muß eben darum körperlich seyn, oder von körperlichen physischen Gegenständen herrühren, wie etwa ein Schattenbild, eine Spie-

gelgestalt, ein Lichtglanz, eine Lufterscheinung. — Dieß wäre das Urtheil Jesu. —

(7)

„Wozu es ihm nicht an Gelegenheit fehlt.“ Ich habe schon in der vorigen Anmerkung gezeigt, daß die Weisheit des ersten und größesten Lehrers der Menschen die sich ihm darbietende Gelegenheit nicht ungenützt ließ. Uebrigens denke ich, würde er nur eine Gelegenheit, in den Wind zu reden, benützt haben, wenn er seinen herzlich guten einfältigen Fischern eine förmliche philosophische Vorlesung über das Daseyn oder Nichtdaseyn der Gespenster, sofern sie geistige, d. h. körperlose Wesen seyn sollen, hätte halten wollen. Wenigstens veranlaßt Christus selbst durch die Worte: Ich hätte Euch noch so Manches zu sagen, aber Ihr könnet es noch nicht fassen“ (Joh. 16, 12.) die wohlgegründete Vermuthung, daß es ihm wenigstens eben so schwer seyn mußte, einen Zeitgenossen im jüdischen Volke den herrschenden Wahnglauben an Teufelsbesitzungen und Geistererscheinungen zu nehmen; als schwer es auch dem geschicktesten russischen Gelehrten seyn würde, den gemeinen Mann in Kamtschatka zu überzeugen, daß die Sonne, die er täglich auf- und untergehen sieht, sich nur scheinbar bewege.

Dieß nur für diejenigen, welche den in der An-

merkung Nr. 6. commentirten Worten Jesu sophistischer Weise den Sinn unterlegen wollten: „Ich bin wenigstens ich, der lebende Jesus, und kein Gespenst." Denn nun hätte es Jesus freylich noch immer unentschieden gelassen, ob nicht auch Gespenster erscheinen könnten, wie er es unentschieden ließ, ob eine schwere Krankheit nicht wirklich ein Teufelswerk seyn könne. — Wer indeß die Worte Jesu nimmt, wie sie, meiner Meinung nach, der unbefangene Leser nehmen muß, der mag nun auch getrost folgern:

> Christlich — der Meinung und der Lehre Jesu gemäß — ist es nicht, an Gespenstererscheinungen zu glauben und sie zu fürchten —

und ich würde, wenn ich diesen ganzen Satz auch nirgend behauptet habe, einer solchen Behauptung mich dennoch nicht schämen, noch weniger sie zurücknehmen.

(8)

„Meinen Sinnen sichtbar zu machen" — Es sey denn, daß ich den einfältigen Satz glaube: Sichtbar kann nichts seyn, was nicht körperlich ist, oder von Körpern nicht bewirkt wird.

(9)

„Ob wir geistiger Erfahrungen fähig

sind." — Was heißt: geistige Erfahrungen? — Erfahrungen solcher Veränderungen, die in uns, in und mit unserem geistigen Ich vorgehen, oder: Erfahrungen, die durch geistige Wesen außer uns veranlaßt? Veränderungen, die durch geistige Wesen, die außer uns da sind, in uns bewirkt werden? oder endlich: Erfahrungen von der wirklichen Existenz solcher Geister, die, ihrer irdisch-sinnlichen Organe beraubt, mit der uns umgebenden Sinnenwelt durch uns bekannte Bande nicht weiter in Verbindung stehen? und zwar Erfahrungen, die wir nicht bloß trotz d. h. ungeachtet unserer Sinnlichkeit, sondern durch unsere Sinne machen können? Darüber müßte sich der Herr Verfasser erst genau und bestimmt erklären, ehe darauf eine Antwort thunlich ist. Der erste Theil seiner Frage erläutert zwar den zweyten, und schränkt die allgemeinen Ausdrücke der letzten auf die bestimmte Idee des ersten ein; allein selbst der erste ist noch nicht völlig bestimmt. Was heißt, oder was soll heißen:

„Ob Geister sich sinnlichen Augen (d. h. dem Auge) sichtbar machen können?"

Soll es heißen: ob Geister, als solche, eine Veränderung in den Sehwerkzeugen, durch willkührliche, beliebige Reproduction eines äußern, sichtbaren Gegenstandes, bewirken könne? Oder: Ob Geister sich selbst — die Unsichtbaren — beliebig und auf beliebige Zeit in etwas Sichtbares verwandeln und dem

Auge

Auge anderer Wesen darstellen, erscheinen können? Oder endlich: ob Geister an sich zu dem Reiche der sichtbaren (nicht erkennbaren, sondern sehbaren, dem Augenorgane bemerklichen) Dinge gehören?

Da ist wenigstens nicht eine jede einzelne dieser Fragen dazu geeignet, daß man ihr nur Vermuthungen entgegensetzen könnte, oder dürfte.

(10)

„Sich mir darstellen könne?" — Und wenn auch Alle, die dieß lesen und prüfen, auf das Unverbrüchlichste an dem Glauben der kirchlichen Partey sich festhalten, und die Vereinigung der Gottheit — dieses ewigen und ersten Geistes — mit dem Menschen Christus Jesus (wie ihn die Schrift nennet) sich auf das Schulgerechteste erklären: so werden Alle leicht sehen, daß dieser Fall nicht auf unsere vorliegende Frage paßt. Denn er würde, wenn er ist, wie er dasteht, höchstens beweisen: daß der höchste, ewige, erste Geist mit einem vorhandenen, nach natürlichen, wenn auch immer ganz unerklärlichen Gesetzen, entstandenen lebendigen, organisirten, vernünftigen Körperwesen, wie es der Körper eines Menschen ist, sich vereinigen, d. h. darauf Einfluß haben, sein Denken und Thun leiten, regieren konnte; — aber sich in einer willkührlich angenommenen, sinnlichen Natur darstellen, die nicht auf dem

Wege der gewöhnlichen Entstehung sinnlicher Naturen, nicht durch Erzeugung und Geburt, entstanden wäre — die, wie ein Deus ex machina, hervorträte — — diese Kraft und Kunst einem Geiste, der nicht Schöpfer ist, zuschreiben — — ich weiß nicht, ob das consequent seyn könne? —

(11)

„Dieß ist der Charakter des Aberglaubens" — Eigentlich des Leichtglaubens; denn abergläubisch seyn, heißt Dinge glauben, die nicht möglich, oder doch nicht denkbar sind. Der Verfasser scheint Glauben und Glauben zu verwechseln; den Glauben auf und an Autorität, und den Glauben, oder das Fürwahrhalten übersinnlicher Dinge, von deren Daseyn ich auf dem Wege der Sinne keine Notiz erlange, die mir indeß meine eigene praktische Vernunft als unleugbar wahr und annehmungswürdig anzunehmen gebietet. Ohne diesen praktischen Vernunftglauben, z. B. an Gottes Daseyn, an die moralische Regierung der Welt, an die Dauer der menschlichen Seele nach dem Tode des Leibes, kann freylich kein denkender Kopf und kein moralisches Herz fertig werden; aber wohl kann dieser Weise und Gute jeder Autorität, und jedes Autoritätsglaubens entbehren. Er glaubt — das ist sein charakteristisches Unterscheidungszeichen von allen Gläubigen anderer Namen und Art — Er

glaubt, indem er an Gott und Unsterblichkeit und Vorsehung glaubt — — sich selbst!

(12)

„Inconsequenz, deren sie sich schuldig machen" — Ich sehe hier keine Inconsequenz; denn Furcht ist durchaus keine Operation des Verstandes, des Nachdenkens, sondern lediglich der Empfindung. Sagt doch der Herr Einsender bald nachher selbst, daß es Menschen mit einem besonders starken Nervenbau gäbe, die von Natur von dieser Furcht frey wären. So kann der Schwachnervigte allerdings jeden Glauben an Gespenstererscheinungen aufgegeben haben, und doch von seinem Grauen, dieser unwillkührlichen Regung einer geheimen Furcht, die ihm angeboren oder anerzogen ist, sich nie ganz losmachen, weil es ihm nicht gelingen will, in seinem schwachen Nervensysteme die frühen und nun so tief eingedrungenen Eindrücke zu vertilgen, die ihn in seiner Kindheit furchtsam machten. Warum sieht und hört in der Regel der hypochondrische Mann und die hysterische Frau da allerhand Dinge, wo der Gesunde und Starke weder sieht noch hört? Warum kann dem an Nachtlicht ge- und verwöhnten das verlöschende Licht im Schlafe und bey geschlossenen Augen sogar die peinlichste Unruhe, die tödtlichste Angst machen, wenn er auch nie an Geistererscheinungen ge-

glaubt hat? Furchtsamkeit und Nervenschwäche hängt innig zusammen. Dieß hat tausend Exempel für sich. Dieß weiß der Arzt selbst a priori zu erklären. Und dieß, und die für jetzt noch nicht ganz vermeidende Erziehung der Kinder zur Gespensterfurcht, erklärt es zur Genüge, daß Grauen vor Dingen, die man nicht kennt, und Unglaube an ihr Daseyn, wohl neben einander bestehen können! — Bey dem allen gebe ich es gern zu, daß Mancher furchtsam und gespenstergläubig zugleich seyn kann, und dieß denn doch nicht Wort haben, sondern sich, aus Ziererey und Pralerey, für einen Helden ausgeben will, der nichts fürchtet, und für einen Zweifler, der an nichts glaubt. Setzen doch leider sogar Manche etwas darin, den Freygeist, den Atheisten, den Unsterblichkeitsleugner zu spielen, ob gleich vielleicht noch nie jemand von Herzen sprach: „Es ist kein Gott."

(13)

„Es bleibt keine Spur in der Seele zurück." — Nicht?? — Ich denke vielmehr, daß selbst die beste Erziehung es nicht immer vermag, den einem Kinde oft schon an der Mutterbrust künstlich eingeimpften Gespensterwahn in der Folge wieder ganz zu vernichten. Ueberhaupt ist der Herr Verfasser den Beweis schuldig geblieben, daß der erste

Keim zum Grauen, zur Furcht vor Dingen, die man nicht kennt — nicht durch schädliche Erziehungseindrücke in die zarte Seele des Kindes gelegt seyn könne. Wer je ein Kind von der Wiege an unter seinen Augen aufwachsen sah, wird wissen, daß und wie es auch selbst der richtigsten und sorgsamsten älterlichen Leitung unendlich schwer gemacht wird, jeden, auch den kleinsten Eindruck zu verhindern, der ein fruchtbares Saamenkorn für die nachher anwachsende Gespensterfurcht werden kann. Den kindischen Glauben an Popanze verdrängt freylich die heranwachsende Vernunft; aber ein Theilchen der Furcht davor bleibt vielleicht auf immer zurück, so dunkel auch die Eindrücke und Schreckbilder aus dem frühesten Kinderalter seyn mögen, welche sie zur Quelle hat.

(14)

„Was wir mit sinnlichen Augen zu sehen wähnen." — Das hieße also: Traumgestalt — Einbildung! Und daraus erklärte es sich allerdings am natürlichsten: wie Wesen, die ihren Körper abgelegt haben, noch immer mit diesem Körper angethan, oder gar Wesen, die in die Reihe der uns verwandten Menschen gar nicht gehören, in Menschengestalt vor unsre Sinne treten können, oder zu treten — scheinen. Zu sehen glauben, meinen, sich einbilden, was man wirklich nicht

sieht, ist doch durchaus nur die Sache der Einbildung und Schwärmerey! Denn einen Geist ohne Hülfe der Sinnlichkeit erblicken, ist ein doppelter Widerspruch:

Ein Geist kann nicht erblickt werden, weil er ein Geist ist! — Und

Ohne Hülfe des Auges kann nichts erblickt werden, weil nur das Auge erblickt — d. h. wir nur mit dem Auge sehen!

Dürften wir unsre Schwärmereyen und launigten Einfälle auf Alles, was nicht schlechterdings unmöglich ist, begründen: so würde Mancher versucht werden, den abenteuerlichsten Ideen und Vielleichts einen Anstrich von Gründlichkeit und Wahrscheinlichkeit geben zu wollen. Aber wozu nützet und frommet das? —

(15)

„Als Betrüger verschrieen seyn." — So blendend diese aus der Sinnenwelt hergenommenen Beyspiele zur Erläuterung einer übersinnlichen, geistigen Hypothese manchem Leser auch seyn möchten: sollten sie nicht dennoch übel gewählet seyn? Sollte nicht auch auf sie die sprichwörtliche Redensart: „daß sie hinken" anwendbar seyn? Denn behaupteten nur wenige Einzelne in der Welt, daß das europäische Eis große Lasten zu tragen im Stande sey; so würde der Kayser von Marocco

wie ein Weiser geschlossen haben; nun aber sprach und schloß er nur, wie — ein Ignorant. Der Weg von Marocco nach Europens Eisgegenden, der zur Ueberzeugung hinführt, ist für Se. barbarische Majestät nur ein Katzensprung; aber wer zeigt uns armen Ungläubigen den Weg zur Ueberzeugung von dem Daseyn der Gespenster? — und, wenn es einen Weg der Art giebt: an wessen Hand werden wir ihn sicher wandeln, d. h. ohne Gefahr, auf einen der vielen unglücklichen Abwege zur Schwärmerey hin, zu gerathen? —

Ferner: wär' es möglich, daß bey sehenden Geschöpfen die Abwesenheit der Sehwerkzeuge eine ganz allgemeine Regel der Natur, gute, brauchbare Augen hingegen eine höchst seltene Ausnahme wären; so würde ich die Fähigkeit, zu sehen, nicht nur für kein Glück halten können, sondern auch mit Recht glauben müssen, daß wir, die wir zur Regel gehörten, der Talente derer, von der Ausnahme, nicht empfänglich und von der Hand des weisen Schöpfers nicht für sie bestimmt wären. — Nach diesen Voraussetzungen leiste ich auch gern auf die Gabe des mir unbegreiflichen Umgangs mit Geistern Verzicht; indessen ohne eben damit sagen zu wollen, daß es diese Ausnahmen, diese talentvollern Seher im menschlichen Geschlechte, nicht geben könne.

(16)

„Weil sie keinen Widerspruch in sich schließen" — Der Herr Einsender hätte hinzusetzen sollen: „nach meinem Dafürhalten."

(17)

„Die allein den Namen der Metaphysik führen würde." — Vielmehr der Pneumatophysik, die dem der Mataphysik eben so gut, als die Physik der physischen Dinge, untergeordnet wäre.

(18)

„Nicht studiren können" — Aber wir können sie studiren. Wir können die geistigen Kräfte, zum Theil wenigstens, nach ihrer Stärke und Schwäche, ihren Operationen und Wirkungen, ihrem Zusammenhange und ihren ewigen Gesetzen kennen lernen und kennen lehren, und bekennen nur auch von dieser Naturlehre, daß sie eben so gut ihre Grenze haben, als die — sogenannte physische Physik.

(19)

„Aus welcher die sinnliche erschaffen wurde" — Ein mir unbegreiflicher, unverständlicher Zusatz. Aus Geistern und geistigen Wesen sollen

Körper und körperliche Naturen erschaffen worden, oder vielmehr entstanden seyn? —

(20)

„Indem der Geist weder Raum noch Materie als nothwendig voraussetzt." — Und doch liegt — den Verbindungswörtern: An — (heran) und Zurück nichts anders zum Grunde, als der Begriff des Raumes, und sie werden augenblicklich symbolisch, sobald sie auf geistige Dinge angewandt werden. Selbst Ziehen und Stoßen ist nur Körpern gemein, und kann nur Körper gelten. Es ist symbolische Sprache, wenn ich es von geistigen Operationen gebrauche: „ein anziehendes Gespräch, ein zurückstoßender Gedanke." Dieß sind Sprech- und Sprachregeln, die durch die nun folgende Behauptung des Hrn. Einsenders nicht wegphilosophirt werden können.

Daß es ein gewisses geistiges Annähern und Zurückstoßen gebe, wird darum nicht geleugnet; nur hat die Idee davon, so wie der, in Ermangelung eines passendern, gebrauchte Name den Grund in der physischen, nicht in der geistigen Natur; die Vernunft schließt von dem Körperlichen auf das Unkörperliche — von dem Sinnlichen auf das Außer- oder, wenn man will, Uebersinnliche.

(21)

„Was der menschliche Geist vermöge" — Nur daß auch bey der Mondsucht der Mensch unter Menschen thätig ist, und das wahre Bewußtseyn fehlt; aber der Geist wirkt, und der Körper gehorcht dem Willen seines Bewohners, ohne daß das äußere Sensorium der Ausrichtung seiner Gebote Hinderungen in den Weg legte. Der Nachtwandler kennt keine Furcht. —

(22)

„Bloß weil es die Mode so will" — Sollte unser Briefsteller der lieben Mode, so arg sie auch ihr Wesen oft treibet, und ihre Sklaven tyrannisirt, nicht vielleicht zu viel aufbürden? Welcher Denkende wird — bloß dieser Närrinn zu gefallen — sagen, daß ein Traum — ein Traum ist? —

(23)

„Sich in das Geisterreich hinein zu schwingen." — Was heißt dieß? — Etwa geistig wirken? oder geistig empfinden? oder mit geistig wirkenden und geistig empfindenden Wesen anderer Art und Form Gemeinschaft pflegen? Nur das letzte wär' es, was der, welcher die Gespenstererscheinungen leugnet, und die Furcht davor unchristlich findet und nennt — nicht zugeben kann.

(24)

„Einen Religionsfeind zu nennen“ — Unglücks genug, daß man Glauben und Nichtglauben in Sachen der Gespenster hie und da schon in das Gebiet der Religion hineinziehen — und die Vertheilung der so schwankenden und — oft so ungerechten und unfreundlichen Namen: Altgläubig und Neugläubig auch nach jenem Glauben und Nichtglauben bestimmen will! —

(25)

„Die diesem Glauben zugethan sind“ — Des Andersdenkenden spotten — seinen Gründen und Meinungen Ironie entgegensetzen — seines Glaubens wegen ihn verachten — das kann kein Verständiger und Guter! Dieser wird es dann auch nimmermehr!

(26)

„Indem Sie schlechterdings leugnen“ — Wenn ich in einer Reihe von sogenannten Erscheinungsgeschichten und Gespenstererzählungen gleichsam ein Magazin von unwidersprechlichen Thatsachen anlege, welches die so verschiedenen Arten desjenigen Betruges anschaulich machen soll, den uns bald unsere eigenen Sinne, im Einverständnisse mit der aufrührerischen Einbildungskraft, bald zufällige Ereignisse, oder gaukelnde Menschen, zu spielen, und zwar

gerade da zu spielen pflegen, wo wir eben einen starken Beweis von der Unleugbarkeit übernatürlicher Geister-Wirkungen in Händen zu haben glaubten: so ist es offenbar, daß ich nicht leugne, um zu leugnen; sondern um zu zeigen, daß alle mir bekannt gewordenen, gründlich untersuchten Spukgeschichten — auf Betrug, oder auf Täuschung beruheten. Meinetwegen mag die Unmöglichkeit des Daseyns der Gespenster Niemand annehmen und erweisen, oder auch Jedermann glauben und beweisen können. Das ist nie meine Frage gewesen. Ich denke nur immer an Geister- und Gespenstererscheinungen und Wirkungen — Was ist nicht alles möglich in der Welt! Nicht jene Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit der Furcht vor dieser, liegt mir am Herzen. Es kann seyn, es ist möglich, daß der Glaube an Geistererscheinungen irgend einen Einzelnen beglückt; aber es ist wirklich und unbezweifelt gewiß, daß Gespensterglaube und Gespensterfurcht, sofern Betrug und Täuschung sie gebar, schon Tausende um Ruhe und Zufriedenheit, ja selbst um Gesundheit und Leben gebracht haben.

(27)

„In Gefah'r, die Sache schief zu beurtheilen" — Ich bin eigenliebig genug, jenes schmeichelhafte Schlußurtheil dieses Schreibens über

den etwanigen Nutzen meiner Erzählungen, (welches auch bloß bestimmt seyn könnte, mich für den vorangeschickten Tadel gleichsam schadlos zu halten) als ernstlich gemeint aufzunehmen; denn es stimmt vollkommen mit Dem überein, was Andere in der Nähe und Ferne, weniger zweydeutig, hierüber urtheilen.

So schreibt mir Frau Obristlieutenant von H., eine Dame, deren Urtheil mir, wegen ihres anerkannt hellen Verstandes und der auch in jeder andern Hinsicht ihr gebührenden Verehrung, nichts weniger als gleichgültig ist: „Ihre Erzählungen befriedigen mich selbst durch ihre Wirkung auf mich. Meine Vernunft sagte mir zwar längst, was ich hier wieder finde; aber sie allein vermochte es nicht, die in meiner Kindheit bey vernachlässigter Erziehung empfangenen Eindrücke zu vernichten. Dieß war vielmehr Ihrem Buche nur möglich, welches so ganz allen Grauel bey mir verscheucht hat, daß ich jetzt, ohne die geringste Anwandlung davon, alle die Dinge unternehmen kann, die ich vorher nicht ohne jene unangenehme Empfindung unternahm. Vor Freude hierüber preise ich nun einer jeden, der es in dieser Hinsicht geht, wie es mir ging, Ihre Gespenster, als eine wirksame und untrügliche Universalarzeney wider ein gewisses lästiges Grausen der Haut, an. Und die Zahl derer, die im Ge-

fühle des Bedürfnisses sich meiner Cur willig unterwerfen, ist in der That so klein nicht, als Sie vielleicht glauben. Selbst den Unterofficieren von meines Mannes Schwadron, und allen Gemeinen, die für eine solche Lectüre nur einigermaßen Empfänglichkeiten haben, theile ich Ihr Buch mit; und man verdankt es mir sehr. ꝛc." —

Eben so schreibt mir Herr Rath S.., ein anerkannter Gelehrter, der weder fähig ist, noch Veranlassung hat, mir wider seine Ueberzeugung etwas Angenehmes zu sagen. „Ihre Gespenster haben besonders darum meinen ganzen Beyfall, weil man, meines Erachtens, nur auf diese Art dem Aberglauben, so fern ihn der hier und da noch herrschende Wahn in Betreff des Geisterreichs nähret, beykommen kann. Vernünftige Betrachtungen fruchten da nichts, wo keine Vernunft zu finden ist, und philosophische Raisonnements überzeugen nur da, wo es dieser Ueberzeugung nicht mehr bedarf. Aber Thatsachen mit Thatsachen bekämpfen, heißt den Aberglauben in seiner letzten Citadelle angreifen." ꝛc.

Und ein guter Freund, der wenig Zeit zum Briefschreiben hat, sandte mir über meine Gespenster folgendes Urtheil, das man zugleich kurz und gut nennen mag: „Ich freue mich, in Ihren Gespenstern, die, ächt christlichen Geistes, dem Un-

wesen, das mit der Geisterwelt getrieben ward, und getrieben wird, steuern sollen, einen schönen praktischen Commentar über die Worte unsers Johannes zu finden. 1 Joh. 3, 8."

Wem aber die Urtheile dieser meiner Freunde und Gönner, eben weil sie dieß sind, nicht genügen, dem wird vielleicht das öffentliche Urtheil eines Beglaubigten, d. h. eines von einem allgemein geschätzten kritischen Institute berufenen Mannes entscheidender seyn. Ihn verweise ich daher auf die Recension der Gespenster in Nr. 392. der Allg. Litt. Zeit. Decemb. 1798, wo es unter andern heißt: „Wir zeigen hier den zweyten Theil eines Werks „an, dem wir die möglichste Verbreitung wünschen, „da es auf alle Weise zu einem nützlichen Volks„buche geeignet ist" — — — „Ein anderer Vor„theil dieser Sammlung aufgedeckter Spukgeschich„ten wird vielleicht der seyn, die muthwilligen Ge„spenster zu bannen, und die Zahl der absichtlich „gespielten Spukereyen zu vermindern, da sie einen „solchen Aufseher zu fürchten haben."2c. — —

Da übrigens widersprechen oft so viel ist, als an eine Thür klopfen, um zu erfahren, ob jemand zu Hause sey; und ich die Zurechtweisungen, welche des Petersburgers Schreiben für mich enthalten soll, unbefangen und zur Steuer der

Wahrheit öffentlich bekannt mache: so glaubte ich, es mir selbst schuldig zu seyn, jenem Widerspruche meine Antworten, und jenem Tadel diese schmeichelhaften Urtheile entgegensetzen zu müssen. Rathenow an der Havel, im December 1798.

Der Herausgeber.

Inhalt

Inhalt

des dritten Theiles der Gespenster.

Anstatt der Vorrede eine Untersuchung der Fragen:

1) Ist das Nichtdaseyn der Gespenster erweislich? von einem Petersburger; und
2) wenn niemand diesen Beweis führen könnte, soll dann die Furcht vor Gespenstern uns um Ruhe und Gesundheit bringen? v. Herausgeber.

Erste Erzählung.

Ein Schulmann entwendet einem Geiste eine alte Münze . . . Seite 1

Zweyte Erzählung.

Die Geister im Kreuzgange des Dominikaner-Klosters zu Breslau; vom Hrn. Regimentsquartiermeister Bock . . 23

Dritte Erzählung.

Der Geist eines Barbiers, der sich entleibte, barbirt bey Quedlinburg einen Bauer . 28

Vierte Erzählung.

Der wilde Jäger; v. Hrn. von Sydow auf Schmersow, unweit Prenzlow . . . Seite 30

Fünfte Erzählung.

Die Flammengeister des Schlosses Tratzberg in Tyrol . . . 34

Sechste Erzählung.

Das kleine tanzende Gespenst zu W. bey K. in Preussen; v. Hrn. A. zu Petersburg . . . 43

Siebente Erzählung.

Ein Geist bekommt Spießruthen . . . 49

Achte Erzählung.

Ein Gespenst wirft sich auf den Leib eines Schlafenden . . . 51

Neunte Erzählung.

Die Hexe des fränkischen Kreises. Mit einem Anhange . . . 54

Zehnte Erzählung.

Das weiße Ungeheuer; v. Hr. Andr. Finkenthaler zu Eperies in Ungarn . . . 63

Eilfte Erzählung.

Beweis der Möglichkeit, von bösen Geistern gebannet zu werden . . . 68

Zwölfte Erzählung.

Die Unsicherheit der Hohlwege . . . 71

Dreyzehnte Erzählung.

Erscheinung des Mörders zweyer schuldlosen, unwissend geschwängerten Schwestern : Seite 73

Vierzehnte Erzählung.

Der zu Nieder-Dorla in Thüringen umgehende Mönch : : 86

Funfzehnte Erzählung.

Der Teufel mißhandelt einen behexten Knaben 90

Sechzehnte Erzählung.

Eine Verstorbene erscheint in verklärter Geistesgestalt ihrer noch lebenden Freundinn; v. Madame Wagener zu Berlin : 101

Siebenzehnte Erzählung.

Das feuerspeiende Gespenst; vom k. Haupt-Cassen-Rendanten Hrn. Wahrenkampf zu Berlin : : : 110

Achtzehnte Erzählung.

Ein preuß. Soldat bannt in Pommern ein unsichtbares Gespenst; von Hrn. M. Fritze zu Lübben : : : 115

Neunzehnte Erzählung.

Der Geist eines verstorbenen Bedienten erscheint seinem Herrn; v. Accise-Einnehmer Hrn. von Baussen zu Rathenow : 118

Zwanzigste Erzählung.

Der Teufel holet in Gestalt eines feurigen Ziegenbocks Hrn. v. H.. in Bernburg. Nach des s. Hrn. O. C. R. Büsching Erzählung 124

Einundzwanzigste Erzählung.

Der wandernde Stuhl; v. Hrn. Schmit zu Bremen : : Seite 129

Zweyundzwanzigste Erzählung.

Ein Steckelsdorfer reitet, indem er auf dem Krankenbette stirbt, im Walde bey Rathenow; v. Hrn. Prediger Böldicke zu Vieritz : : : 134

Dreyundzwanzigste Erzählung.

Der von Geistern geplagte Candidat; v. Hrn. O. A. R. Rath von ** in Breslau : 142

Vierundzwanzigste Erzählung.

Der vorspukende Traum : : 149

Fünfundzwanzigste Erzählung.

Die Gewalt der Zauberey : 154

Sechsundzwanzigste Erzählung.

Das klopfende kleine Gespenst : 164

Siebenundzwanzigste Erzählung.

Das vorbedeutende nächtlich-brennende Kirchenlicht zu Schmersow; v. Hrn. Major v. Winterfeld zu Nieden : 167

Achtundzwanzigste Erzählung.

Das winselnde Registraturgespenst; v. Hrn. H. L. Fischer : : : 169

Neunundzwanzigste Erzählung.

Das Gespenst auf dem Grabe zu Malchow; vom Küster Hrn. Witte zu Nieden Seite 173

Dreißigste Erzählung.

Fünf Thatsachen, daß, und warum viele Verstorbene spuken; von Fr. Kriegsräthinn von Klenke, Frau Majorinn v. Katte, Hrn. Pred. Baldenius zu Perleberg ꝛc. ; 175

Einunddreißigste Erzählung.

Der seidene Nachtgeist zu Hanau; v. Hrn. Oberconsistorialrath Eberhard daselbst ; 189

Zweyunddreißigste Erzählung.

Der spukende Trommelschläger und Feuerlerm; v. Hrn. Stadtrath Gronau zu Warschau 194

Dreyunddreißigste Erzählung.

Der Geisterkampf; v. Hrn. Deichinspector Butz zu Sandau ; ; 197

Vierunddreißigste Erzählung.

Den Präsidenten von Thou drückt ein weiblicher Alp; vom Hrn. Prof. Seybold ; 201

Fünfunddreißigste Erzählung.

Ein nächtliches Ungeheuer springt Micheln auf den Rücken, so, daß der Schrecken ihn tödtet 206

Sechsunddreißigste Erzählung.

Die Kirchhofserscheinung; v. Hrn. Pred. Stürmer zu Markau ; ; Seite 210

Siebenunddreißigste Erzählung.

Die nächtliche Erscheinung einer Furie in Ketten; v. Hrn. H. L. Fischer ; 216

Achtunddreißigste Erzählung.

Des Pastors Moritz Faustkampf mit dem Teufel; v. Hrn. Pr. Böldicke zu Vieritz; nebst einem Anhange ; ; 221

Neununddreißigste Erzählung.

Der Geist des Divisionsgenerals Marceau drängt die Schildwache bey Coblenz zurück; v. Hrn. Kaufmann Böttcher zu Coblenz 229

Vierzigste Erzählung.

Die Judentempelruine unweit Reichenbach, ein Gespensterwohnsitz; v. Hrn. Hauptmann Sommerfeld auf Rothkirchsdorf ; 234

Einundvierzigste Erzählung.

Eine Dame erscheint an zwey Orten zugleich; v. Hrn. Rector Bock zu Sandau ; 242

Zweyundvierzigste Erzählung.

Die Todesahnung; v. Hrn. Benkowitz zu Breslau ; ; ; 246

Dreyundvierzigste Erzählung.

Der Teufel will sich mit Golde eine Seele erkaufen ; ; ; Seite 255

Vierundvierzigste Erzählung.

Der Geist der verstorbenen Frau Fischern zu Protzen. Nach den Acten erzählt vom Herausgeber ; ; ; 259

Fünfundvierzigste Erzählung.

In einer mansfeldschen Forst erblickt ein Waldgeist den wilden Jäger, und dieser, nicht ohne Entsetzen, den Geist; v. Herrn Oberförster Weinschenk ; ; ; 304

Sechsundvierzigste Erzählung.

Die spukhaft Winselnden; v. Hrn. Pred. Wilde zu Goldbeck bey Kößlin ; 311

Siebenundvierzigste Erzählung.

Die Ahnung von dem nahen Tode meiner Mutter; v. Hr. Abt Otto in der Abtey Banz bey Koburg ; ; 315

Achtundvierzigste Erzählung.

Schneider Jonas bey Leipzig spukt vom Rade herab; v. Hrn. Stallmeister Rosenzweig 321

Neunundvierzigste Erzählung.

Die Fußtritte des Wunderbaren; v. Hrn. Hofrath B. ; ; ; 326

Funfzigste Erzählung.

Der Geist eines Verstorbenen zu Dreschowitz bey Prag verheirathet seine hinterlassene Tochter; v. Hrn. Carl Szülö zu Burg S. 333

Einundfunfzigste Erzählung.

Ein Magiker erweiset Kindern des Lichts, daß nicht alle Geistercitationen bloße Maschinerien sind . . . 341

Nachricht des Herausgebers.

Erste

Erste Erzählung.

Ein Schulmann entwendet einem spukenden Mönche eine alte Münze, und zeigt diese, um die Richtigkeit der Sache zu erweisen, vor.

(II. 2. A.)

Wenn es Gespenster giebt: so ists keine unerhebliche Untersuchung, warum wir sie glauben und ihr Daseyn behaupten; und gehören die Gespenstergeschichten samt und sonders mit Fug und Recht ins Reich betrügerischer Erdichtungen: so dürfte es nicht undienlich seyn, zu wissen, aus welchen Gründen wir sie bestreiten und verwerfen. Das Volk hat von jeher darauf gehalten, die Gelehrten älterer Zeit haben sich fast allgemein dafür erklärt; und wenn gleich die neuen Weisen uns überreden wollen, daß sie

sich längst von den Vorurtheilen der Erziehung losgemacht, und auch diesen Aberglauben abgelegt hätten: so tragen wir doch Bedenken ihrer Meinung beyzutreten, weil wir im Geheim zweifeln, ob sie die Nichtwirklichkeit der Gespenster streng zu erhärten im Stande sind, und mancherley unverdächtige Beweise haben, daß bärtige Philosophen, in deren Häusern es nie spukte, im Finstern und bey Nacht mehr Furcht und Grauen verrathen, als alte Frauen und Sonntagskinder, die viel sahen und hörten, und den von ihren Müttern und Gevattern ihnen überlieferten Vorrath von schauerlichen Mährchen mit eignen Erfahrungen vergrößern.

Wahrhaftig verstorbene Menschen sollen nach dem Tode und nach ihrem solennen Begräbnisse erschienen, mehr wie einmal erschienen, und vor sichtlichen Augen verschwunden seyn. Sie wählten zwar gewöhnlich die täuschende Mitternacht, wenn sie kamen, und blieben weislich aus, wenn man ihrer bey brennenden Lichtern und in Gesellschaft von beherzten Personen erwartete; aber sie trieben ihr Wesen doch jahrelang, und ließen sich nach und nach von Tausenden sehen. Sie beunruhigten die Lebenden auch zuweilen in der Mittagsstunde; sie brach-

ten, wenn sie sich bey einzelnen Leuten einfanden, ein Gefolge von zwey, drey Geistern mit; sie hatten völlig das Ansehen aus dem Grabe Zurückkehrender, und die genaueste Aehnlichkeit mit ihrer ehemaligen Bildung und Statur; sie handelten und geberdeten sich, wie, nach unsern Begriffen, Bewohner einer andern Welt handeln und sich geberden, die noch nicht alle Gemeinschaft mit dieser aufgehoben haben, irdische Angelegenheiten noch beherzigen, sich ihren Günstlingen und Vertrauten, so weit sie können, offenbaren, an den Schicksalen derer Theil nehmen, denen sie zu Schutzengeln bestellt sind, sich gern wieder dahin verfügen, so fern es ihnen erlaubt ist, wo sie ihre liebsten Geschäfte verrichteten, und Kinder und Freunde aufsuchen. Die fortdauernde Sehnsucht nach ihrer ehemaligen guten Heimat führte sie öfters zu uns; das Verlangen, seltenen und auserlesenen Menschen die mit ihnen begrabenen Geheimnisse kund zu thun, bewog sie, sich aus dem Ort der Seligen zu entfernen; sie wurden auch von höhern Geistern verschickt und in Aufträgen gebraucht, die wir vielleicht nicht zu beurtheilen verstehen, und konnten sich wohl ein Vergnügen daraus machen, unsre überkluge Philosophie, die der Gespenster

und Erscheinungen zu spotten sich erdreistet, zu beschämen. Sie wankten, in luftige aber doch sichtbare Körper gehüllt, unter den Lebenden umher; sie rasselten mit Ketten und Schlössern; geleiteten zu verborgenen Schätzen; und brachten Bubenstücke und Greuelthaten an den Tag. Nie legten sie ihre Hände an jemand, aber sie warnten und drohten; sie winselten und redeten zu Zeiten vernehmlich; und was man nur irgends von ihnen erzählt, zeigt, daß sie sich als wirkliche Gespenster verhielten, die den ihnen verliehenen Einfluß auf irdische Personen und Sachen nicht willkürlich und bis zur Ungebühr ausdehnen durften.

Daß Verstorbene noch Lebenden erscheinen können und häufig erschienen sind, hat nie ein Volk geleugnet, bey welchem die Fortdauer der Seele nach dem Tode Nationalglaube gewesen ist. Wir wissen es nicht, wie weit sich die Kräfte aus dem Körper befreyeter Geister erstrecken; es kann ihnen ein Geringes seyn, sich in ein Dunstgewand zu kleiden, menschliche Handlungen und Leidenschaften nachzuahmen, und mit einem Leibe — der, seiner Freyheit wegen, durch Thürritzen und Schlüssellöcher schlüpft, vor unserm handfesten Griff zurückbebt, und schlechter-

dings nicht gefühlt und betastet wird — doch allerley Dinge zu fassen und zu tragen. Bekanntlich bezeichnen Seligkeit und Unseligkeit mehr einen Zustand, als einen Ort. Warum müßten denn die Seelen da gerade nicht seyn dürfen, wo sie bisher gern waren, wo ihr treuster Begleiter, ihr Körper, modert; wo da alles noch ist, was sie im Leben lieb hatten; wo man ihr Andenken am meisten ehret, wo sie wirkten, die besten Freuden genossen, vieles unvollendet zurückließen, es zu verbessern und zu ergänzen wünschen, ihre höhere Kraft und Einsicht vorwenden, theils selbst das Versäumte nachzuholen, oder es durch andre noch Lebende zu betreiben, und sich gegen sie in dieser Hinsicht nach Gespenster Weise zu erklären? Dieß wohlthätige Geschäft versüßt und würzt die Glückseligkeit der Seligen; so wie es der abgeschiedenen Lasterhaften Qual schärfen und ihre Gewissensangst vermehren muß, wenn sie den ehemaligen Zeugen ihrer Schandthaten, auch selbst durch den Tod nicht entfliehen können, das Elend mit allen seinen verderblichen Folgen, was sie stifteten, und auf keine Art zu hindern und ihm abzuhelfen vermögend sind, in seiner ganzen Größe anschauen, und die Flüche und Verwün-

schungen hören, welche die durch sie Geärgerten und Verführten über die Gräber der Störer ihres Glücks und innern Friedens verzweiflungsvoll ausspeien. Man kann sich kein seligeres Geschäft denken, als reinere und bewährtere Erkenntnisse zum Wohl Anderer benutzen, Schwächere auf den Weg hinzuleiten, den man zu seiner Beruhigung betreten und geendigt hat, und sie vor den Gefahren zu warnen, die auf demselben auch dem spätern Nachfolger zu besiegen sind. Sollten denn die Vollendeten so durchaus anders empfinden, als sie hier empfanden? — Sollte das für sie keine Befriedigung geben, was noch vor wenigen Wochen das edelste, unvermischte, geistige Glück für sie ausmachte, welches sie für die Ewigkeit sich erwarben, und in dessen Bewustseyn sie getrost und sanft entschlummerten? Könnte sich die Natur der Menschenseele beym Uebergange aus einem Lande in das zunächst angrenzende andre zu verwandeln, daß der Gatte seines Weibes, der Vater seines Sohnes vergäße, und sich um ihre Angelegenheiten nicht ferner bekümmerte? Wenn er kann, so wird er oft zurückkehren, in denen Gegenden, wo es ihm hier wohl ging, und unter den Geliebten sich verweilen, an ihren Schick-

salen Theil haben, sich, sofern es ihm verstattet wird, damit selbst beschäftigen, und, wenn dieß nur durch eine Erscheinung geschehen kann, erscheinen, oder daß er da ist, durch Poltern, Lichter auslöschen, Thürenzuwerfen und auf jede andre ihm beliebige Weise anzeigen -- Die Geheimnisse, welche die Abgeschiedenen mit sich ins Grab nahmen, und vielleicht noch entdeckt haben würden, wenn der Tod sie nicht übereilt hätte, können ihnen nichts nutzen: um so williger werden sie, wenn es ihnen anders vergönnt ist, sie uns offenbaren. — Auf ihren hier erlangten Erkenntnissen bauen sie dort weiter fort, reinigen sich schneller von den ihnen im irdischen Leben anklebenden Vorurtheilen; und es muß ihnen zur seligen Freude gereichen, die zurückbleibenden Freunde zu belehren und zu warnen. Die Kostbarkeiten, welche sie in Kriegen und Unruhen in Brunnen versenkten, oder in Gebüschen und Kellern verbargen, haben für sie keinen Werth; aber sie sparten sie für den rechten Erben auf, und spielen sie richtig dem in die Hände, welchem sie vor andern beschieden waren: für den bewachen sie den Schatz Jahrhunderte hindurch, dem nähern sie sich in unbelauschten Stunden, dem wissen sie durch Winke und Geberden sich

verständlich zu machen, daß er ihnen folgt, das Geld hell brennen sieht und, wenn er die glückliche Minute nur wahrnimmt, fürstliche Reichthümer einscharrt.

Darum dürfte durch solchen vertraulichen Geisterzuspruch der Zustand der Seligen und Unseligen nicht im mindesten unterbrochen werden. Sie sind sich ihrer Wanderungen vielleicht nicht einmal deutlich bewußt. Sie schicken einen recht lebhaften Gedanken zu uns herüber, befinden sich mittlerweile in einer Art sanfter Entzückung: und nun treten sie in Gespenstergestalt vor uns, und wir sehen und hören, was sie nur mit einiger Anstrengung von Einbildungskraft wünschen, daß wir sehen und hören möchten. Ja es ist nur eine gewisse Wirkung auf unsre Augen- und Ohrennerven nöthig, so müssen wir durch diese beyden Sinne gerade so und das empfinden, was und wie wir nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge hören und sehen. Eine große Kleinigkeit für Geister höhern Vermögens, uns Alles, was sie wollen, empfinden zu lassen, wie wenn wir es wahrhaftig sähen und hörten, ohne daß sie nöthig haben, aus der obern Welt zu uns hernieder zu reisen, oder aus Gräbern und Gewölben herauf zu steigen. Und wie we-

nig wird zu einer wirklichen Gespenstererscheinung mit aller Vorbereitung und mit allem Zubehör erfordert, da Menschen bey lebendigem Leibe, ohne es zu wissen, in zweyerley Gestalten gehn, da in jeglicher Provinz Personen genannt werden können, von welchen es so allgemein ruchbar geworden ist, daß sie sich an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit sehen und sprechen lassen, daß es ihre eigne Familien nicht zu bestreiten und abzuleugnen wagen.

Fehlte es übrigens diesem Beweise, daß es Gespenster geben könne, auch an bündiger Vollständigkeit: so sind Millionen Zeugen eidlich zu bekräftigen erbötig, daß es da und dort vor ihren Augen gespukt habe. Vernünftige, an der Seele und am Körper gesunde Leute, ohne Aberglauben und Schwärmerey, die sich ein Gewissen machen würden, Unwahrheiten zu sprechen, behaupten ernsthaft und zuverlässig, ihnen seyen Gespenster erschienen, erzählen die nächtliche Begebenheit mit allen Umständen, versichern, sie hätten zu der Stunde wirklich gewacht, und wären in der möglichsten Fassung geblieben, und legen die unverdächtigsten und unverwerflichsten Beweismittel dar.

Auf einer berühmten, aus einem ehemaligen

Mönchskloster umgeschaffnen, protestantischen Erziehungsanstalt stand ein noch lebender bekannter Gelehrter vor mehreren Jahren als Schulmann. Er unterrichtete in der höhern Meßkunst, und wählte die einsamen und stillen Stunden der Mitternacht zum Studiren und sein Fach zu bearbeiten. Jahre hatte er die berufne Gespensterzeit durchgesessen und nie etwas gesehen noch gehört. Da klaubte und grübelte er, seine mathematischen Instrumente um ihn her, über schwierigen Aufgaben. Gott weiß, was ihn eben beschäftigte; aber er heftete sein ganzes Nachdenken auf seine Materie, und war am wenigsten in der Gemüthsstimmung, in welcher man Geister erwartet. Horch — just schlug es zwölf Uhr — es tappt Jemand unten durch den Kreuzgang; unter schweren Tritten knarrt die Stiege; es wankt über den Saal näher und näher; die Stubenthür öffnet sich, und es kommt ein graubärtiger Mönch herein, unter jedem Arm einen vollen Beutel; und die Figur des Geistes verrieth, daß die beyden Beutel sich mit Mühe tragen ließen. Ob sich der Lehrer über den unverhofften Gast entsetzte, und was bey ihm im ersten Augenblick vorging: darüber hat er sich nicht geäußert. Aber er merkte, in

welcher Absicht sich das Gespenst einfand, kramte in der Geschwindigkeit Instrumente und Papiere zusammen, und wich auf die Seite. Der Mönch schüttete die Säcke auf dem Tische aus — lauter alte gute Wildemannsgulden! — und fing an zu zählen, zählte mit geläufigem Griff eine Reihe nach der andern über die Fläche hin, durchlief die ganze Summe mit flüchtigen Blicken, dann mit dem rechten Zeigefinger die Reihen, und schob die Gulden in eine regelmäßige Ordnung, und sortirte sie in verschiedene Posten. Der Schullehrer, der ganz in der Nähe Augenzeuge von dem allen war, und das Gepräge des Geldes genau besichtigte, hielt unbeweglich seinen Platz. Jetzt ertönte draussen der erste dumpfe Viertelschlag auf Eins, und ehe die Uhr die volle Stunde angab, schürrte der Geist eiligst mit beyden Händen die Baarschaft, bis auf ein einziges Stück, in die Beutel, und verschwand. Dieß eine Stück fiel nebenbey auf die Erde, rollte vor den Schulmann hin, der mit aller Besonnenheit behend den Fuß drauf drückte und es aufnahm, nachdem der Haushahn ihn durch ein wiederholtes Morgengeschrey versicherte, daß weder himmlische, noch höllische Mächte ferner einigen Anspruch daran hätten. Diese Geschichte

hat der Lehrer öffentlich und tausendfältig erzählt, und das Geldstück vorgezeigt. Ich schreibe die Sache nach seinen Worten, und habe den nämlichen Wildemannsgulden in meinen Händen gehabt. *)

Der Gespensterglaube ist freylich fast so alt, als die Welt, wenigstens können wir ihm so weit nachspüren, als unsre Geschichtsbücher reichen, und finden ihn unter allen uns bekannt gewordenen einigermaßen gesitteten alten Völkern. Die philosophischen Schriftsteller der Griechen und Römer reden davon nicht etwa, als von einem Vorurtheil des gemeinen Mannes, zu welchem sich der Vernünftige herablasse, sondern, als von einem wesentlichen Artikel des Nationalglaubens. Kluge Leute äußern freye Meinungen über die Landesreligion; (Cicero sagt irgendwo: er wundere sich, daß zwey heidnische Opfer-Priester, ohne sich ins Gesicht zu lachen, einander begegnen könnten.) Aber Ge-

*) Den Gespensterfreunden und Geistersehern, welche im Ernst glauben könnten, unter diesen meinen Erzählungen hier eine wirkliche Lobrede auf den Gespensterwahn aufgenommen zu finden, dienet zur Nachricht, daß nun der zweyte Theil dieser vermeintlichtn Schutzschrift des Glaubens an Geistererscheinungen, oder die Widerlegung des ersten Theiles beginnet. S. Belehrende Unterhaltungen für den Mittelstand. S. 101.

spenster leugnen sie nicht; und Cicero selbst berichtet uns gar artige Spukgeschichten. In der mittlern Zeit sollen sich viel Gespenstererscheinungen zugetragen haben; und wenn man den Nachrichten daher trauen darf: so gings in keiner Provinz, in keiner Stadt, in keinem Kloster, in keinem Hause mit rechten Dingen zu. Die Geister standen mit den Menschen in dem genauesten Verkehr, erwiesen ihnen die freundschaftlichsten Dienste, oder prügelten ab und zu, Einen tüchtig durch, wenn er ihnen aus Vorwitz zunahe kam, oder ihnen auf einmal mehr zumuthete, als wozu sie sich von freyen Stücken brauchen lassen wollten. Alle wahre und natürliche Begebenheiten, die sich seit der Schöpfung ereigneten — die kleinlichsten Alltagsvorfälle dazu gerechnet — würden so viel Bände nicht füllen, als die Gespensterhistorien in der Christenheit allein aus den drey mittlern Jahrhunderten, wenn man sie gesammlet und aufgeschrieben hätte. Es muß damals bey nachtschlafender Zeit auf den Straßen und besonders auf den Kirchhöfen, so lebendig von Geistern gewesen seyn, wie auf dem Mühlendamm in Berlin in den Morgenstunden von Fußgängern und fahrenden Herrschaften. Da konnte man was vor

sich bringen, denn man hielt sich seinen Drachen, der Einem das Geld in den Schornstein schüttete, daß man es mit einem besprochenen und gehörig zubereiteten Flederwisch stillschweigend nur zusammenfegen durfte; das Dienstmädchen hatte ihren Kobold, der die Hausarbeit für sie that, und aufscheuerte. Nach und nach zogen sich die Geister mehr zurück, besuchten die Erdbewohner seltner, entfernten sich aus gewissen Gegenden auf ewig, spieen keine Schätze mehr auf den Feuerheerd, beunruhigten, vexirten und durchbläuten auch hinführo nicht ehrliche Leute, die nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten, wenn sie auch des Nachts in ihrem Beruf allein reiseten, über Gottesäcker wanderten, oder in alten verfallnen Häusern ohne Gewehr und ohne Gesellschaft schliefen. Es sind urgroßväterliche Spukgeschichten, von denen man sich heut zu Tage in den Spinnstuben erzählt, deren Wahrheit Niemand mehr untersuchen kann; denn die Oerter, wo sie sich einstweilen begeben haben sollen, liefern keine neuern Beyspiele. Die Ermordeten, die sonst so lange wiederkehrten und wehmüthig wimmerten, bis ihr Tod gerächet war, modern jetzt ruhig unter ihren kühlen Hügeln, ohne persönlich die Mörder auf den Fersen

zu verfolgen, welche die ruchlose That im Gewissen foltert, daß sie selbst, unangeklagt und ihres Verbrechens unüberführt, in die Hände der Gerechtigkeit eilen müssen; und die sich selbst entleiben und unberufen aus dem Leben gehen, bleiben wo sie sind, und kein Vernünftiger scheuet sich, ihre ehemalige Wohnung zu beziehen, sich mit dem Messer den Bart abzunehmen, womit sie sich den Hals abgeschnitten, oder an den nämlichen Nagel seinen Rock und Hut zu hängen, an welchen ein Wahnsinniger und Schwermüthiger den Strick schürzte, um die Gurgel sich zuzuschnüren.

Hätte sich der Gespensterglaube auch sechstausend Jahr unverrückt in seinem Ansehen behauptet: so wäre er doch damit noch nicht bestätigt und erwiesen. Warum sollte sich ein Irrthum, wenn er zumal die Schwärmerey begünstigt, wozu der Mensch von jeher einen fast unwiderstehlichen Hang verrathen hat, nicht Jahrtausende erhalten können? Es war freylich die leichteste Erklärung ungewöhnlicher und räthselhafter Erscheinungen, daß man sich auf uns verborgene Kräfte und Geister berief; bald gesagt war es: der Mensch hat den Drachen, wenn seine Umstände sich über das

Mittelmäßige hoben. Man studirte fleißiger die Natur, das Wesen der Körper und der Geister; und je nachdem man sorgfältiger prüfte, und auch die Spukgeschichten in reifliche Untersuchung nahm, erkannte man die allermeisten für Täuschung und baaren Betrug. Dieß erregte ein gegründetes Mißtrauen auch gegen diejenigen, welche bisher noch unerklärlich blieben. Wenn die alten heidnischen und christlichen Weisen den Gespensterglauben nicht antasteten: so kam es daher, weil ihre Philosophie, mit mancherley platonischen Träumen und schwärmerischen Grillen vermischt, so weit nicht reichte, weil sie noch an andern eben so groben Vorurtheilen krankten, und ihre für sich mühsam erfundene Wahrheiten noch nicht laut predigen durften, da das Volk noch nicht vorbereitet war, sie zu hören und zu fassen. Der Pöbel fürchtete die Geister; Klügere ließen ihm den Wahn, und benutzten ihn bald zu guten, bald zu bösen Absichten.

Religion und Frömmigkeit verlieren nichts, wenn man auch die Gespenster und Teufeleyen aus seinen Ueberzeugungen wegstreicht. Es ist auch nicht Eine Erscheinung, die sich neuerlich ereignet haben soll, gerichtlich ausgemit-

telt worden. Die Zeugen waren von mehr als einer Seite verdächtig, für ihre Behauptung eingenommen — ungesunde, alte, abergläubische Personen — gute, ehrliche, aber schwachsinnige Mütterchen; die Aussagen beherzter, zuverläßiger Männer, von dem, was sie gesehen und gehört hätten, bekundeten nichts Gewisses. Lange stand ein verfallnes unbewohntes Schloß in dem Rufe, daß der leidige Satan dort mit dem ganzen höllischen Gefolge sein Wesen triebe, bis endlich ein alter Krieger da einkehrte, und, anstatt der Gespenster, falsche Münzer entdeckte, deren Vortheil es war, Schwache zu äffen, und schauerhafte Gerüchte zu verbreiten. (Siehe Theil 2. Erzählung 59.) In der Pfarre zu Quaritz, unweit Großglogau in Schlesien, hausete es vor etwa funfzehn Jahren fürchterlich. Aus der Nähe und Ferne reiseten Leute dahin, um den Spuk zu beleuchten. Bey hellem Mittage ging es dort um, warf mit Stühlen und Tischen, und noch weit mehr wie dieß geschahe in Gegenwart Vieler, die alle getäuscht und hinter das Licht geführt wurden. In der Nachbarschaft redete man indessen nur wenig von diesen Wundern; aber desto mehr in den entlegenen Provinzen. Nach einigen Jahren geriethen die schön

ausgeschmückten Geschichten fast ganz in Vergessenheit; und frägt man jetzt an Ort und Stelle darnach, so erhält man zur dienstfreundlichen Antwort: „Lassen Sie sich doch nichts aufbinden, es waren Possen und Gaukeleyen!“ (Im vierten Theile dieser Erzählungen wird diese Betrugsgeschichte umständlich mitgetheilt werden.)

„Aber wie konnte man den Betrug so künstlich spielen, daß gescheite Leute nicht früher dahinter kamen?“ — Nichts ist leichter als dieß, sobald zwey Menschen eins sind, den dritten zu täuschen. Wir haben Bücher, in welchen der Prozeß umständlich und deutlich angegeben ist, wie man Geister zitirt. Wer die besitzt, wird nun Meister aller höllischen und himmlischen Mächte, und kann es Kindern begreiflich machen, wie das Ding ganz natürlich zugeht. Mit dieser schönen Wissenschaft hielt man ehedem mehr an sich, und erwarb sich mit Hülfe derselben bald den ehrenvollen Namen eines Geisterbanners und Teufelsbeschwörers. Das sollte doch wohl billig gegen die Wirklichkeit der Gespenster zeugen, daß Niemand sie siehet, wenn er sie nicht glaubet, und daß sie nur da gelten und zu erscheinen wagen, wo man ihrer erwartet, und ihnen mit

gebührender Achtung begegnet. Die Geister trauen den Menschen nicht mehr, wie sonst, weil das Spuken insgemein schlecht für sie abläuft, indem man ihnen mit Prügeln und Pistolen aufpaßt, und die nächtliche Kurzweil ihnen dergestalt anstreicht, daß sie sich hüten, den Scherz zum zweytenmale zu versuchen.

„Es sind ja doch redliche Leute, die das Unwesen gesehen und gehört zu haben glaubwürdig versichern". Die sind auch keine Betrüger, die eben so glaubhaft aussagen, daß sie getäuscht wurden, und den Irrthum entdeckten. Zu welcher Parthey soll man sich schlagen? Wie, wenn wir sie beyde vornähmen, und fänden — alles dafür und dawider abgewogen — die Letztere zahlreicher: würden wir noch Bedenken tragen, diese zu wählen? Die Ehrlichkeit der Zeugen kommt nicht allein in Betrachtung, sondern ihre übrigen Beschaffenheiten auch; und die Seelenstimmung, in welcher die Erscheinung sie antraf. Jene waren des Spukes gewärtig, oder sahen ihn doch in der sichern Voraussetzung, daß ein Verstorbener aus den Gräbern heraussteigen könne; sie gestehen, daß sie in der kritischen Stunde nicht bey kaltem Blute und völlig freyer Besinnung gewesen sind. Diese ließen sich, der

schauerlichen Einsamkeit und Finsterniß ungeachtet, von keiner Furcht anfechten, kehrten sich an kein Winseln, an keine Todtenblässe, an kein Kettenklirren, gingen festen Trittes auf das vermeinte Gespenst zu, und erhaschten — einen leibhaftigen Menschen.

Furcht, Schrecken, Schwärmerey und eine erhitzte Einbildungskraft schaffen sich die Geister mit Begleitung und Gefolge; die ruhig prüfende Vernunft findet sie nirgends. Wessen Gehirn von abergläubigen Begriffen voll ist — und Kindermuhmen-Erziehung thut das Ihrige, uns reichlich damit zu begaben — der darf nur beym Schlafengehen sein Oberhemde an einen Wandnagel hängen, den Hut oben drauf stülpen und die Stiefeln drunter hinstellen: so wird er, wenn er des Nachts beym Mondscheine erwacht, seinen unlängst verstorbenen Freund, oder den verewigten ehemaligen Bewohner des Zimmers, richtig vor sich stehen sehen, und, horcht er recht auf, aus tiefer Brust kläglich seufzen hören. Warum werden wir Männer, Gelehrte, Hartgläubige und Forscher des Geisterbesuches nicht so gut gewürdiget, wie unsre hysterische Tanten? — Wir entblöden uns nicht, die Gespenster Undinge zu nennen, und entschuldigen jenen Schullehrer mit

aller christlichen Liebe, wenn wir sagen: er erdichtete sein sauberes Mönchshistörchen, um die Kinder zeitig zu Bette zu scheuchen; er war gemüßigt es öfters zu wiederholen, um sich nicht als ein Windbeutel vor ihnen zu prostituiren, und log es nachmals so oft, daß er es zuletzt selbst wahr und wahrhaftig glaubte. Dieß ist zwar ehrenrührig von den Geistern gesprochen; wir nehmen indessen unser Wort nicht eher zurück, bis sie selbst uns eines Andern belehren.

„Man kann doch nicht geradezu behaupten, „es sey unmöglich, daß Verstorbene wiederkeh„ren, und Lebendigen erscheinen!" Und wäre die Möglichkeit, die auch keiner erweisen wird, streng dargethan: wir wüßten damit nichts mehr und nichts weniger. Was die Geister bewerkstelligen können, bleibt uns, bis wir selbst in ihre Zunft treten, verborgen. Doch läßt sich soviel mit aller Gewißheit bestimmen, daß sie nie auf Besenstielen reiten, und um Hochgerichte tanzen werden. Wäre es ihnen ein Geringes, auf der Unterwelt sichtbar umherzuwandeln: so kämen sie zu allen Zeiten des Tages, und jetzt so oft, wie vor Alters. Müßten sie sich mit unsern Angelegenheiten be-

fassen: so erzeigten sie uns wichtigere und eifrigere Dienste, als man ihnen bisher nachrühmt, und entdeckten uns lieber zu unsrer Wohlfahrt nützliche Wahrheiten, als Schätze. Thäten sie, was ihnen auf einer höhern Stufe der Weisheit und Tugend geziemet: so trieben sie keine Albernheiten und Narrenpossen, und ließen die alten Weiber ungehohnneckt. Sollten sie hernieder kommen, um Buben zu verfolgen und Bösewichter zu zwicken: so hätten doch ehrliche Leute vor ihnen Friede.

Man kann sich ganz behaglich in das Geisterreich hineinträumen! Es ist doch so rührend und erwecklich vom seligen Professor Hulewitsch in Frankfurt an der Oder zu lesen, wie er auf die Universitäts-Bibliothek ging, um da ein Buch zu holen, aber sich selbst dort am Tische mit dem Buche vorfand, bescheiden zurückwich, und von der Minute an aller irdischen Dinge sich entschlug: wenn man nur nicht auf das unselige Geisterbannen und das noch unseligere Goldkochen darüber verfällt, und es nicht vergißt, daß man nichts weiter thut — als träumen.

Zweyte Erzählung.

Die Geister im Kreuzgange des Dominikaner-Klosters zu Breslau.*)

(I. 1. C. 2. A.)

Als im Sommer des Jahrs 1790, das preußische Heer sich in Schlesien zusammengezogen hatte, mußte ich mich, meines damaligen Berufs wegen, mehrere Wochen lang in Breslau aufhalten, wo mir mein Quartier in dem dortigen Dominikaner-Kloster angewiesen war. Der gewöhnliche Eingang in dieß Kloster war über den äußern Hof, durch die große Hauptthür, welche aber mit Einbruch der Nacht verschlossen zu werden pflegt. War dieß geschehen, so konnte man nur durch eine, an der Seite

*) Wörtlich erzählt von dem Regiments-Quartiermeister des k. pr. Leib-Carabinier-Regiments, Herrn Bock.

des Klostergebäudes hinter der Kirche, nach der Straße zu befindlichen, Nebenpforte hineinkommen, welche der daselbst wohnende Pförtner öffnen mußte.

Durch diese Pforte trat man zunächst in eine geräumige gewölbte Halle, in deren Mitte eine schmutzige Laterne herabhing, die nur ein sehr kärgliches Licht verbreitete. Durch ein eisernes Gitterthor, welches geöffnet wurde, kam man dann in den Kreuzgang, der an beiden Seiten mit Altären und Heiligenbildern überall reichlich besetzt ist, und dessen Fenster in den innern Hof des Klosters gehen. Dieser führt erst eine ziemliche Strecke gerade aus, dann rechts um eine Ecke, zu einem an der Seite befindlichen Schwibbogen, durch welchen man endlich an die große, in das zweyte Stockwerk führende, Treppe gelangt.

Da häufige Dienstgeschäfte mir gewöhnlich nur einige Abendstunden zur Erholung übrig ließen, so war ich schon oft bey späterer Rückkehr durch diese Nebenpforte eingelassen worden, und kannte daher das Lokale dieses Wegs so genau, daß ich keines Lichts bedurfte, sondern gewöhnlich alle die Gänge im Dunkeln durchwandelte, und ohne Anstoß meine Zimmer erreichte.

Einst hatte ein schöner Sommerabend im Monat August mich verleitet, einen etwas weiten Spazierritt zu machen, so daß ich erst nach eilf Uhr in der Nacht zurückkam. Ich stieg gleich an der Nebenpforte des Klosters ab, pochte, wurde eingelassen, und ging durch die Halle und das eiserne Thor, welches dann der Pförtner hinter mir wieder verschloß. Ein aufsteigendes Gewitter machte die Nacht sehr dunkel; das schwachbrennende Licht der Laterne in der Halle warf nur einen matten Schein durch das Gitterthor, auf die Gegenstände vorn am Eingange des Kreuzganges. Alles umher war still, und in den öden Gewölben tönte nur mein Fußtritt. Ungefähr die Mitte des Kreuzganges mochte ich erreicht haben, als ich, der Ecke gegenüber, um welche ich mich rechts wenden mußte, den Schimmer eines Lichtes wahrnahm, der ein da stehendes Heiligenbild spukhaft erleuchtete, und der sich mir zu nähern schien. Sonderbar, daß kein Fußtritt, kein Geräusch, die Nähe eines Menschen verrieth. Ich setzte indessen meinen Weg fort, und indem ich mich um die Ecke wandte, erschienen, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ganz nahe vor mir, zwey weiße Gestalten, die auf einer Bahre einen, fast ganz unverhüll-

ten, menschlichen Leichnam trugen. Diese räthselhafte Gruppe war von einem matten Lichte erleuchtet. Unwillkührlich trat ich zur Seite, und der Zug ging still und schweigend langsam bey mir vorüber. — —

Anfangs war ich wirklich betroffen, doch bald faßte ich mich, und redete die anscheinend lebenden Geistgestalten mit der Frage an: „Wo wollt Ihr hin?“ —

„Der Bursche ist heut Abends gestorben, „und wir tragen ihn in die Todten-Kammer,“ war die Antwort.

In diesem Augenblicke fiel mirs von den Augen wie Schuppen. Die ganze Erscheinung stand jetzt in ihrer natürlichen Gestalt vor mir da, sobald mir nur einfiel, daß das Regiment des Herzogs von Braunschweig, welches damals auch in Breslau stand, sein Lazareth ebenfalls in dem Kloster hatte. Hier war am Abende ein Kranker gestorben, die Leiche wurde in der Nacht in die sogenannte Todten-Kammer — ein neben dem Kreuzgange befindliches Zimmer — gebracht, wo die Leichen bis zur Beerdigung aufbewahret wurden. Es war nach dem schwülen Tage selbst noch in der Nacht warm, daher hatten die Träger aller überflüßigen Kleidungsstücke sich entle-

digt, und erschienen in weißen Hemden, weißen leinenen Beinkleidern, Schlafmützen und weißen Strümpfen. Die Schuhe hatten sie entweder aus Achtung vor den übrigen Bewohnern des Klosters, um sie im Schlafe nicht zu stören, oder aus Oekonomie ausgezogen, weshalb ich ihre Tritte nicht hören konnte. Eine kleine hellbrennende Handlaterne stand auf der Bahre zu den Füßen des Leichnams, wurde mir aber durch diesen und den vordern Träger verdeckt, so daß ich nur das schwache Licht, welches sie verbreitete, wahrnehmen konnte.

Dritte Erzählung.

Der Geist eines Selbstmörders barbirt in der Promenade vor Quedlinburg einen Bauer.

(I. 1. A — 2. B.)

Vor ungefähr funfzehn Jahren wurde zu Quedlinburg ein Barbiergesell von seinem Herrn eines Diebstahls beschuldigt, und bey der Obrigkeit deswegen angeklagt. Die Nacht vor dem Tage, da er sich verantworten sollte, besuchte er die Maskerade, und war auf derselben bis zur Ausgelassenheit lustig. Gegen Morgen aber fing er an, unruhig zu werden, sah wild aus den Augen, entfernte sich, ging zum Thore hinaus, und gab dem daselbst wachhaltenden Soldaten seine Uhr, mit der Versicherung, daß sie, falls er nicht wiederkäme, ihm gehören solle. Darauf erschoß er sich auf einem der schönsten Spaziergänge vor Quedlinburg.

In der Folge verbreitete sich das Gerücht, der Selbstmörder gehe um, und barbiere die Vorübergehenden. So lächerlich diese Behauptung an sich auch seyn mochte, so fand sie doch Glauben, als ein Bauer, der wirklich von jenem Geiste dort barbieret worden zu seyn versicherte, vor Entsetzen darüber in eine tödtliche Krankheit verfiel. Man untersuchte die Sache genauer, und entdeckte, daß der Bauer dort unter freyem Himmel auch wirklich war barbieret worden, nur nicht von einem Gespenste; nein, der zudringliche Barbier war — ein in Quedlinburg einquartierter preußischer Reiter, der aus Muthwillen die Rolle des Selbstmörders spielte, und von seinem Regimente eine gute Portion Fuchtel dafür in Empfang nahm.

Vierte Erzählung.

Der wilde Jäger. *)

(III. 1.)

Während meiner Dienstzeit im Regiment Prinz von Würtemberg Cürassier, stand ich etwa 2 oder 3 Jahre vor dem Bayerischen Kriege, unweit Alt-Stettin mit dem damaligen Lieutenant, jetzigen Major von Wurmb in Lankenfelde auf Grasung. In Bergland stand der damalige Lieutenant jetzt verabschiedete Major von Platen. Zu diesem begleitete ich den Lieutenant von Wurmb, welcher in der folgenden Nacht zu Wasser von Bergland nach Stettin gehen wollte. Meine Zurückreise ver-

*) Erzählt und verbürgt vom Hrn. von Sydow auf Schmersow unweit Prenzlow.

zögerte sich so lange, bis Herr von Wurmb abgegangen war, und es konnte vielleicht schon 12 Uhr seyn, als ich das Pferd vorführen ließ, obgleich die Gemahlinn des Lieutenants von Platen mir sehr ernstlich rieth, die Nacht da zu bleiben, oder doch wenigstens, da ich ganz allein war, einen Begleiter mit zu nehmen: weil es allgemein bekannt und keinem Zweifel unterworfen wäre, daß in dem Holze, welches ich passiren mußte, der wilde Jäger mit allem ihm eigenthümlichen spukhaften Geräusche hause. Ich war nicht furchtsam, glaubte es noch weniger zu seyn, als ich in der Folge fand, und ritt scherzend fort. Kaum war ich in dem damals nicht unbedeutenden Holze einige Schritte geritten, als ich in einiger Entfernung das Jagen vieler Hunde hörte. Die Jagd kam näher, und ich eilte was ich konnte, um den Ausgang des Waldes zu erreichen. Mein Pferd war schnell, hatte vielleicht eben so wenig Wohlgefallen an dem immer mehr zunehmenden Lärm als ich, und würde diesen an sich kurzen Weg bald zurück gelegt haben, wenn nicht ein einige hundert Schritte langer Morast, durch welchen eine Furt ging, welche ich passiren mußte, seinen Lauf gehemmt hätte. Ich war genöthigt im Schritt zu

reiten, konnte weder auf der einen noch auf der andern Seite ausweichen, und wurde auf einmal eine männliche Gestalt gewahr, die über einen erhabenen hölzernen Steig kam, welcher für Fußgänger gegen die Furt hin angebracht war. Ungewiß, ob ich mich freuen oder fürchten sollte, entdeckte ich, daß diese Gestalt mit einer über die Schulter gehängten Flinte versehen war. Das Jagen der Hunde ganz nahe bey mir herum hatte nicht aufgehört; jetzt erschien der Jäger selbst, dem ich nicht ausweichen konnte, und der etwa nur drey Schritte von mir vorbeygehen mußte. Eine schreckliche Scene, ein entscheidender Augenblick für mich! Wer jemals in der augenscheinlichsten Lebensgefahr gewesen, ohne zu seiner Erhaltung das geringste beytragen zu können, der denke sich an meine Stelle. Mit unverwandtem auf den Jäger gerichtetem Blicke schlich ich ihm, so weit nach der entgegengesetzten Seite hindrängend, als es der Weg erlauben wollte, entgegen, sah ihn bald zum Riesen, bald zum Zwerg werden, und hörte, wie er mir nun ganz nahe kam, was ich in Ewigkeit nicht erwartet hätte, hörte ihn sagen „Guten Abend Herr Kornet! ist mein Herr „schon weg?" Vor Freuden außer mir ent-

deckte

deckte ich nun in dem wilden, einen sehr zahmen Jäger, der im Dienste des Lieutenants von Wurmb war, und seinem Herrn, den er noch in Bergland zu treffen glaubte, einige vergessne Sachen nachbringen wollte. Den andern Tag erfuhr ich, daß die Jagdhunde des Lieutenants von Platen, die man sonst immer eingesperrt hielt, ihrem Gefängnisse entkommen und die ganze Nacht abwesend gewesen waren.

Fünfte Erzählung.

Die Flammengeister im Keller des Schlosses Tratzberg in Tyrol. *)

(III. 1. und 2.)

Nahe bey der Stadt Schwatz am Inn, in der Grafschaft Tyrol, liegt ein altes, der freyherrl. Haldischen Familie gehöriges Schloß mit einem Keller, in, oder vielmehr neben welchem einst eine Menge Flammengeister auf eine auffallende Art hauseten. Die dortige Haushälterinn ging einmal des Nachts — wie denn dieß am Tage in wirthschaftlichen Angelegenheiten oft geschah — mit einem Lichte in der Hand,

*) Den Stoff hierzu entlehnte ich der mährchenhaft eingekleideten Erzählung in den monatlichen Unterredungen von dem Reiche der Geister nach den Grundsätzen der h. Schrift. Leipz. 1731. Thl. 1. S. 572.

nach dem Vorrathskeller des Schlosses. Der Zahn der Zeit hatte durch die eine Kellerwand ein Loch gefressen. Von ungefähr sah sie in dieß Loch hinein, und erblickte im Hintergrunde desselben — was sie gewiß nicht erwartet hatte — einen unterirdischen Geist, der sich wie eine kleine lichte Flamme äusserte. Sie erschrak, eilte zu Menschen zurück, und erzählte dem Gesinde, und dann auch der Herrschaft von ihrem Schreckensanblicke. Alle eilten voller Neugierde nach dem Keller, guckten in das Loch der verfallenen Wand, wo sich die spukende Flamme gezeigt hatte, und bemerkten sämtlich das Nämliche. Da aber die gemauerte Wand, in welcher das Loch war, sie von dem unbekannten Flammenraume trennte: so konnte man dem Ursprunge der Erscheinung nicht sogleich weiter nachspüren.

Der Herr vom Schlosse wußte nichts von einem vermauerten Nebenkeller, nach welchem die Oeffnung in der Wand hinzuführen schien. Er ließ daher — nach Sitte der dortigen erzkatholischen Gegend — einige Klostergeistliche kommen, die sich auf das Gespenstervertreiben, Schatzgraben und Teufelsbeschwören verstehen wollten. Diese riethen sogleich zum Nachgraben, und versicherten, nichts sey gewisser, als daß da, wo

der Flammengeist gesehen werde, ein vergrabener Schatz liege.

Der Hausherr ließ nun das Loch in der Wand sogleich vergrößern, damit man sich der feurigen Erscheinung nähern könnte. Kaum aber hatten die Arbeitsleute ein groҫes Stück von der Mauer eingerissen, so sahen sie ein offenes Gewölbe vor sich; aber jene Flamme war verschwunden. Entsetzen überfiel sie, und sie entfernten sich aus Gespensterfurcht, unter dem Vorwande, daß sie nun, da der Geist verschwunden sey, nicht wüßten, wo sie, des Schatzes wegen, weiter einbrechen, oder nachgraben sollten.

Bald darauf hatte die Haushälterinn wieder ökonomische Geschäfte in dem Keller, und erblickte den Flammengeist abermals, und zwar viel größer, als vorher. Sie stand nachdenkend stille, entschloß sich aber, mit einer seltenen Unbefangenheit, der spukhaften Erscheinung ungeachtet, ihren Geschäften dreist nachzugehen. Diesem Entschlusse zufolge, mußte sie sich derselben bis auf wenige Schritte nähern. Jetzt aber überfiel sie ein unwillkürliches Zittern und Zagen, denn sie erblickte ein kleines geöffnetes Todtengewölbe vor sich, und in demselben nicht mehr

Einen feurigen Geist, sondern sehr viele, in der Gestalt blauer Flämmchen.

Kaum hatte ihr zitterndes Knie Kraft genug, der Gesellschaft dieser unterirdischen Geister zu enteilen. Da ihr die Mönchsberedsamkeit in den Kopf gesetzt hatte, daß sie und kein Anderer bestimmt sey, den Schatz im Keller zu heben, so brachte man sie dennoch wieder dahin, daß sie ihre Berufsgeschäfte im Keller muthig fortsetzte.

Am folgenden Tage bildete sie sich ein, die Flämmchen, deren sie dießmal drey und dreißig zählte, in der nämlichen Ordnung zu erblicken, in welcher bey einem feyerlichen Leichenbegängnisse die Lichter um ein Paradesarg herum zu stehen pflegen. Dieser Anblick erschütterte sie heftig, denn sie hielt ihn für die Vorbedeutung irgend eines wahren Sterbefalls. Sie beschloß daher nochmals, und ernstlicher, als vorhin, den überaus graulichen Keller fernerhin nicht wieder zu betreten. Dennoch glückte es den überaus zudringlichen katholischen Geistlichen, die gutmüthige Einfalt am folgenden Tage noch Einmal zu überreden, das ihr dargebotene Glück — wie man es nannte — nicht von sich zu sto-

ßen, sondern dem Winke des Schicksals zu dem brennenden Gelde hin, zu folgen.

So führte die Pfaffendummheit das gutwillige Opferlamm zur Schlachtbank! — Der dießmalige Gang der Hausjungfer kostete sie das Leben: die Flammengeister mordeten sie. Man harrete, seitdem man oben ein unterirdisches Poltern gehört hatte, ihrer Rückkehr vergebens. Der Spukschauplatz — Tyrol — war damals noch zu erzkatholisch, das heißt in diesem Falle: zu abergläubig, als daß irgend Jemand sich in den Keller hätte wagen sollen, um die Hülfsbedürftige auf frischer That, wo vielleicht noch Rettung möglich gewesen wäre, dem Tode zu entreißen. Weil aber unter andern auch der Wein zum Hausbedarfe in jenem Keller war: so fanden die durstigen Geisterbanner, die das Bedürfniß ihrer Bäuche mehr als das Leben der Verunglückten beherzigten, doch bald für gut, einen feyerlichen Einzug der sämmtlichen zuvor eingeweiheten Hausgenossen, in den großen Keller hinein, zu veranstalten. Wer daran Theil nahm, der hielt in der einen Hand ein Licht, in der andern einen Rosenkranz, oder des Etwas. Noch war der Zug nicht ganz hinein, noch waren Alle fern von der Wandöffnung, als

sie schon einen erstickenden Geruch empfanden, und Mund und Nase zuzuhalten genöthigt wurden. Die gemordete Hausjungfer fand man an der Erde lang ausgestreckt, und bereits in Fäulniß übergegangen.

Angst und Schrecken war auf Aller Gesichter lesbar. Niemand bezeigte fernerhin Lust, in diesem fürchterlichen Keller zu verweilen, oder Schätze zu suchen. Man schleppte den todten Körper mit hinaus und beerdigte ihn noch an demselben Abend. Es versteht sich, daß eine so wunderbar und so plötzlich durch Gespenster ermordete Person, auch im Grabe keine Ruhe hatte. Sie zeigte sich vielmehr spukend dem Gesinde im ganzen Schlosse; und Alles, was hier zum Pöbel gehörte — und dahin gehörten vorzüglich die klösterlichen Schatzgräber — flüsterte sich rührende Sächelchen in's Ohr.

Indessen hatte der Herr vom Hause aus dem benachbarten Silberbergwerke einige Bergknappen kommen lassen. Sie schlugen da ein, wo die Flammengeister einen Schatz angezeigt haben sollten, und wandten dabey alle die Vorsicht an, welche ihnen, als erfahrnen und sachverständigen Bergmännern, höchst nöthig schien. Mit Recht vermutheten sie da böse Dünste, wo

die Haushälterinn so plötzlich getödtet worden war. Einige mit Sand leicht bedeckte Knochen, welche sie vorfanden, bestätigten diese Vermuthung. Etwas tiefer fanden sie eine Menge solcher Ueberbleibsel verscharrter Leichen. Endlich stießen sie auf einen kiesigten Felsen, und erkannten in ihm den sichersten Bürgen, daß hier jedes fernere Suchen nach Gelde vergeblich sey. Als treuherzige und ehrliche Leute eröffneten sie dieß dem Besitzer des Schlosses unverhohlen. Ueberhaupt nahmen sich diese bessern Naturkundigen die Freyheit, in dem hochadelichen Kopfe voller Gespensterwahn und Schatzgräberthorheiten ein kleines Licht anzuzünden:

„In dem Ihnen bisher unbekannten vermauerten Nebenkeller — begannen sie in ihrer Art sich auszudrücken — war aus den vielen vergrabenen Leichnamen ein mephitischer Dunst, oder jene erstickende Luft aufgestiegen, welche wir Bergknappen Schwaden nennen. Diese Schwaden sind unsre gefährlichsten Feinde, und werden in vielen Bergwerken gefunden. Sie tödten oft auf der Stelle, wenn man ihnen nicht durch kluge Vorsicht ausweicht, und entzünden sich, wenn man sich ihnen mit einem Lichte nähert. In einiger Entfernung glänzen sie wie

blaue Flämmchen. Erhellet man die Gegend, wo sie schweben, so verschwinden sie, oder vielmehr sie scheinen zu verschwinden. Das Nämliche geschiehet, wenn man die Luft auf irgend eine Art stark in Bewegung setzt, oder gar einen Luftzug veranlaßt. Sie sind mit dem sogenannten Tückebolden, oder nächtlichen Irrlichtern in sumpfigen Gegenden von einerley Natur und Herkunft. In einem verschlossenen Raume, z. B. in Kellern und Gewölben, schweben sie, vermöge ihrer Schwere, kaum einen Fuß hoch über der Erde. Und da sie jedes lebendige Wesen, welches sie einathmet, auf der Stelle ersticken: so werden sie z. B. einen kleinen Hund in dem nämlichen Keller tödten, in welchem der mit dem Kopfe erhabnere, erwachsene Mensch ohne Gefahr umher gehet. Wahrscheinlich bückte sich die erstickte Hausjungfer in ihren Geschäften bis tief an den Boden des Kellers, und sog da die erstickende Luft ein. Zugleich mochten auch, während der längern Zeit, daß die Ausgeberinn vor ihrem letzten Gange Anstand genommen hatte, in den Keller zu gehen, die bösen Dünste sich zu sehr gesammelt, und, von dem Lichte der Ausgeberinn entzündet, jenen betäubenden Knall gegeben haben, der schon, mittelst des dadurch

veranlaßten Entsetzens, ein furchtsames und abergläubiges Frauenzimmer zu tödten im Stande war."

Seitdem die Haldische Familie, dem Rathe der sehr vernünftigen Bergleute folgte, alle ausdünstende Ueberreste der im Keller Verscharrten herausschaffen, und eine Luftröhre anlegen ließ, welche die etwa noch zurückgebliebenen, oder sich wieder aufs Neue sammelnden bösen Dünste zu Tage abführte: seitdem hat sich hier nie wieder ein Gespenst sehen, oder hören lassen. *)

*) Die Gewohnheit unserer heidnischen Vorfahren, Geld und Kostbarkeiten mit den Leichnamen zugleich ins Feuer zu werfen, scheint bey ihren Nachkommen die Ursache einer abergläubigen Meinung geworden zu seyn, die wir noch jetzt unter vielen Unwissenden in Städten und auf dem Lande antreffen. Weil man nämlich in spätern Zeiten in solchen Gegenden, wo unsre Vorfahren einst ihre Leichname zu verbrennen pflegten, Kohlen, Münzen und andre metallene Dinge bey einander fand: so entstand daraus die irrige Meinung, daß da, wo Kohlen in der Erde gefunden würden, auch schlechterdings Schätze vergraben seyn müßten. Endlich glaubte man gar, das Geld wäre durch Geister und allerley Zauberey in Kohlen verwandelt worden, und wenn man diese aufhöbe, so würde wieder Geld daraus. Daher das über alle Vorstellung alberne Geschwätz der Schatzgräber, das noch immer hie und da bey einfältigen Menschen Glauben findet; daher die Mährchen von Geistern, welche Schätze bewachen, von nächtlichem Auflodern spukhafter Flammen an Oertern, wo Schätze vergraben seyn sollen u. s. w. Thorheiten, die von Schatzgräbern und andern Betrügern zum größten Schaden der Einfältigen noch immer benützt werden, und deren Fürwahrhalten von Denen, in deren Köpfen sie noch herrschen, nicht selten schmerzlich, wiewohl zu spät, bereuet wird. d. H.

Sechste Erzählung.

Das kleine tanzende Gespenst zu W.. bey K... in Preußen.

(I. 2. B)

„Der Herr Candidat S.., aus dessen Munde ich diese Geschichte habe, war Hofmeister im Hause des bereits verstorbenen Grafen D.. von W.. bey dessen damals achtjährigem Sohne. Im Sommer hiel sich diese Familie auf dem Gräflichen Gute W.., unweit K... in Preußen auf. Der Hofmeister schlief mit seinem Zöglinge auf einem Zimmer, von welchem die Sage ging, daß sich daselbst vor hundert Jahren, ein Junker am Balken aufgehenkt habe.

Eines Abends sitzt Herr S., und rauchet lesend sein Pfeifchen, während der junge Graf schon schläft. Es klopft an die Thür; er ruft: Herein! und Niemand erscheint. Er lieset ruhig weiter, weil er falsch gehört zu haben glaubt, bis es zum zweytenmale klopft. Da auch jetzt auf sein Herein! Niemand ins Zimmer tritt, so macht er unwillig die Thür auf, und bemerkt keinerley Wesen, das die klopfenden Töne hervorgebracht haben könnte. „Sollte etwa der Amtmann seinen Scherz mit mir treiben?" denkt er; — und setzt sich so, daß er schnell zuspringen kann, im Falle es zum drittenmale klopfen sollte. Er höret wirklich die unerklärten Töne nochmals, eilet mit dem Lichte in der Hand zur rasch aufgerissenen Thür hinaus, und findet — nichts. Jetzt durchsucht er, mit einer unbehaglichen Empfindung, den ganzen Boden vor seinem Zimmer auf das Sorgfältigste, aber ohne irgend eine Ursach des Klopfens zu entdecken. Ein unwillkürliches Grausen überläuft seine Haut; mancherley fürchterliche Bilder bemächtigen sich seiner Einbildungskraft, doch fällt seine Phantasie nicht sowohl auf Gespenster, als vielmehr auf Diebe. Sorgfältig verschließt er seine Thür, und ladet, welches er sonst nie zu

thun pflegte, seine Flinte, die er neben das Kopf-Ende seines Bettes hinstellt; hierauf legt er sich, noch voll von dem Gedanken, welchen die nun einmal in Aufruhr gebrachte Einbildungskraft in ihm rege machte, zu Bette. Er schläft, wie natürlich, sehr unruhig; und wird gerade in der Gespensterstunde heftig aufgeschreckt. In dem nämlichen Augenblicke sieht er, mitten in der Stube, gerade unter dem Balken, an welchem sich einst ein melancholischer Junker erhenkt haben soll, eine kleine runde, weiße Figur, welche eine Art von Kreiseltanz zu tanzen scheint. Er richtet sich auf; und nachdem er sich ganz überzeugt hält, daß diese Erscheinung weder ein Traum, noch ein Gebilde seiner Einbildungskraft sey, ruft er in einem sehr festen Tone: Werda! Es erfolgt keine Antwort; selbst da nicht, als er sein Werda!, noch ein Paarmal wiederholt hatte. Nun springt er aus dem Bette, greift nach seiner Flinte, und richtet sie zielend auf das Gespenst, welches sich aber gar nicht an ihn zu kehren scheint, sondern fortfährt, sich immer in die Runde zu drehen. Die gänzliche Dunkelheit, die in dem Zimmer herrscht, hindert ihn, irgend etwas anderes zu unterscheiden, als ein sich immer drehendes weißes Etwas, dessen Größe und

Gestalt er nicht hinlänglich beurtheilen kann. Noch immer glaubt er, es mit einem Diebe zu thun zu haben; er schleicht sich daher längs dem Bette und der Wand des Zimmers, bis an die Thür, indem er immer die Mündung der Flinte auf das Gespenst hält, um zu schießen, sobald es Miene machen sollte, ihn anzugreifen. Er findet die Thür noch verschlossen, öffnet sie, und eilet dann so schnell als möglich, in das ihm zunächst liegende Zimmer des weiblichen Gesindes, um sich Licht zu verschaffen. Hier findet er kein Feuerzeug vor. Um aber dennoch dem Gespenste zum Entwischen keine Zeit zu lassen, zwingt er, die Flinte in der Hand, eines der Mädchen, mit ihm zu kommen, und eilet so nach seinem Zimmer zurück, um daselbst sein eigenes Feuerzeug, welches er auf dem Fenster gelassen zu haben sich erinnert, aufzusuchen. Das Mädchen, welches zitternd vor dem drohenden Hofmeister vorangeht, ohne dessen eigentliches Beginnen errathen zu können, ist kaum in die Stube getreten, als es gleichfalls das tanzende Gespenst gewahr wird, und schleunig die Flucht ergreifen will. Die drohenden Worte des Hofmeisters: „Vorwärts; oder ich schieße" zwingen indessen die arme Erschrockene, alle Hoffnung zur Flucht

aufzugeben. Herr G.. kehrt nun, auf eben die Art bis an sein Stubenfenster zurück, wie er das Zimmer verlassen hatte, indem er das Mädchen immer vor sich behält. Glücklich an Ort und Stelle angelangt, giebt er der Magd die Flinte zu halten, und schlägt indessen, mit Hülfe des bald gefundenen Feuerzeuges, Feuer an. Kaum hat er Licht: so sieht er zwar noch immer die kleine, weiße, tanzende Figur; wird aber nun zugleich, zu seinem unnennbaren Erstaunen, gewahr, daß es niemand anders ist, als sein eigener Zögling.

Der junge Graf hatte eine kleine Anwandelung von Mondsucht, wovon sich aber nach dieser Geschichte keine Spur mehr gezeigt hat. Er war im Schlafe aufgestanden, und drehte sich mitten in der Stube auf den Absätzen herum, ohne sich seiner selbst bewußt zu seyn. Die Gefahr, in der Herr G.. gewesen war, seinen Zögling zu erschießen, machte ihm diese Geschichte mit Recht äußerst merkwürdig. Die Ursache des Klopfens wurde, über das lange Erstaunen, in welche die gemachte Entdeckung Alle versetzte, zwar nicht ausgemittelt; aber, wie mancherley natürliche Veranlassungen können

diese anscheinende Wundertöne hervorgebracht haben! *)

*) Ja wohl! man erinnere sich nur an die Auflösung mehrerer Erzählungen der beyden ersten Theile dieses Buches. — Uebrigens verbürg' ich die Richtigkeit obiger Thatsache, die von Herrn Candidat G.., einem durchaus glaubwürdigen Manne, selbst erzählt, aus St. Petersburg, durch unsern gemeinschaftlichen Freund, Herrn rc. A.., mir zugesandt worden ist. Wenn gleich dieß Geschichtchen nichts enthält, was irgend jemanden zu einigem Nachtheile gereichen könnte: so hab' ich doch beydes aus Achtung für den Herrn Grafen D.. v. W.., der noch lebet, und für den gütigen Einsender, der es so wünschte, die Namen der Personen und Oerter, die mir völlig ausgeschrieben mitgetheilet worden sind, einstweilen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, bis ich vielleicht Gelegenheit bekommen werde, den jetzigen Wohnort des Herrn Grafen auszumitteln, und mir für die etwanige zweyte Auflage dieses dritten Theils der Gespenstererzählungen die Erlaubniß, zu mehrerer Beglaubigung der Sache, die Namen unverkürzt abdrucken zu lassen, zu erbitten.

d. H.

Siebente Erzählung.

Ein Geist wird Spießruthen gejagt.

(II. 2. A.)

Um Weihnachten 1791 starb zu Halle der Böttchermeister H.., ein arbeitsamer Bürger und guter Vater von sieben ihm ähnlichen Kindern. Die beyden jüngsten, ein Sohn von 13 und eine Tochter von 17 Jahren, welche diesen Verlust auf das schmerzlichste fühlten, blieben, mit einem Paar Miethsleuten, allein im väterlichen Hause. Nach einiger Zeit erhebt sich in der Nacht ein fürchterliches Poltern auf dem Boden; auch wirft und stößt es oft an die Thüren. Nahe Blutsfreunde betheuern, dieß sey der Vater, er habe keine Ruhe u. s. w. — Bald nachher sprach ein Nachbar zu dem andern: Meister H.. geht spuken! Diese Sage be-

trübte die gebeugten Kinder noch mehr; nicht, weil sie daran glaubten — denn dazu hatten sie viel zu gesunde Begriffe von ihrem Vater und ihren Lehrern — sondern weil sie ihren rechtschaffenen Vater kindlich geliebt hatten, und ihm nicht gern so etwas nachsagen hörten. Doch die beherzte Miethsfrau machte dem Spuken ein Ende. Sie paßte dem Poltergeiste unbemerkt auf, sprang, wie der Lärmen abermals begann, mit dem Lichte vor die Hausthür, und rief die Nachbarn herbey. Man kam ungesäumt, und dennoch war der Geist bereits verschwunden, und alles Durchsuchen vergeblich. Endlich sah noch jemand in den Hofbrunnen, und entdeckte zwey Soldaten darin. Einige Unterofficiere citirten die Geister bald herauf; und der Eine wurde zwey, der Andere einen Tag Spießruthen gejaget. Der Rädelsführer war ein Schwager des Verstorbenen, welcher mit seinem Gehülfen die Kammer der Verwaiseten schon ziemlich ausgeleert hatte.

Achte Erzählung.

Ein spukendes Thier wirft sich auf den Leib eines Schlafenden.

(I. 4. B.)

Ich schlief einst ganz ruhig in meinem Bette, als sich auf einmal ein ungeheures zottiges Thier über mich hinwarf, welches mich so drückte, daß ich gern um Hülfe geschrieen hätte, aber ich konnte vor Angst keinen Laut von mir geben. Ich sah den Mond durch ein Fenster scheinen, und alle Gegenstände meiner Schlafstube erleuchten. Ich sah, wie das Thier seinen Rachen weit aufsperrte, fühlte sein Drücken und schwamm über und über im Schweiße. So oft ich's auch versuchte, diesen fürchterlichen Alp von mir abzuwälzen: so wollte es mir doch nie damit gelingen.

Endlich nahm ich in der größten Verzweiflung alle Kräfte zusammen, griff mit der einen

Hand dem Thiere herzhaft in den Rachen, mit der andern packte ich's in's Genick; so warf ich's mit aller Gewalt von mir hinunter, und glücklich zum Bette hinaus. Aber, siehe da, ich selbst purzelte hinterdrein. Wär' ich nicht auf mein mitgenommenes Deckbette gefallen, so würde ich wohl ziemlich unsanft dagelegen haben.

Indessen hatte der Fall doch so viel bey mir gewirkt, daß ich nun erst wirklich munter ward. Jetzt erst merkte ich, daß mein Alpdrücken weiter nichts, als ein lebhafter Traum war; ich sahe keinen Mondschein, und konnte auch keinen sehen, weil es Neumond und stockfinster war. Ich hatte also mein armes Deckbette so unbarmherzig gepackt, denn ich hielt es noch fest in Händen, als ich schon damit auf der Erde lag. Mir blieb nichts übrig, als über meine Herkulesthat zu lachen, und das Deckbette wieder einpacken, um mich nicht zu erkälten. Ein Glück war's, daß ich mich durch den gewaltsamen Kampf mit dem Ungeheuer wirklich ermunterte; denn hätte ich so lebhaft fortgeträumt, und wär' ich erst am Morgen erwacht, ich würde hoch und theuer geschworen haben, daß mich der Alp gedrückt hätte. Mein Traum war so lebhaft, daß ich im Traume selbst dachte: „nein du träumst nicht; du siehst ja die

Stube, die Fenster, den Mondschein, das zottige Thier; es ist alles Wirklichkeit, und die Fabel vom Alp ist keine Fabel."

Aber gottlob! dieß waren die Schlüsse und Folgerungen der Traumphilosophie; und ohne allen Zweifel entstand das Mährchen von Alp und Alpdrücken aus solchen Träumen, denen unglücklicher Weise nicht ein solches Erwachen folgte. Nur dann werden wir vom Alp der Einbildungskraft nächtlich geplagt, wenn dickes Blut, ein unruhiges Gemüth, unbequeme Lagen im Bette, ein schweres Deckbette, und ähnliche Dinge uns ängstlich träumen lassen.

Neunte Erzählung.

Die Hexe des Fränkischen Kreises in der letzten Hälfte des aufgeklärten Jahrhunderts. *)

Mit einem Anhange.

(I. 1. A. B. C. und II. 1.)

Ein Weib hatte ihren Mann als Wittwer und Vater von zwey Kindern geheirathet, und demselben während ihrer Ehe, noch zwey Kinder geboren. Der Mann starb, hinterließ dem armen Weibe diese Kinder, und dazu nur ein sehr geringes Bauergut, worauf er nichts als zwey Kühe hielt, womit er sein Feld bearbeitete. Auf diesem Gute hafteten noch Schulden vom siebenjährigen Schlesischen Kriege her, wovon jähr-

*) Weimarisches Magazin, 20 Stk. S. 311.

liche Zinsen bezahlt, und die Steuern abgetragen werden mußten.

Um dieß leisten zu können, und um nicht an den Bettelstab zu gerathen, strengte die arme Bäuerinn alle ihre Kräfte an, versah selbst Knechte- und Mägdedienste, bezahlte alles richtig, und zog ihre Kinder mit vieler Sorge groß. Ihre Töchter ließ sie, wie sie erwachsen waren, dienen, und ihren Sohn brauchte sie, so fern die nicht versäumte Schulzeit es zuließ, als Mitgehülfen bey ihrer Arbeit. Sie war in aller Hinsicht eine rechtschaffene, gottesfürchtige Frau, und man sahe daher augenscheinlich, daß die Vorsehung mit ihr war. Wenn ihr ein kleines Unglück in der Wirthschaft widerfuhr, so betrachtete sie es als eine Schickung Gottes; und es kam ihr nicht in den Sinn, kleinmüthig und ängstlich zu thun, wie mancher wohlhabendere Bauer ihres Dorfs, der weniger mühsamen Fleiß anwandte, und dann über die unbedeutendsten Zufälle klagte, jeden vorbeygehenden Nachbarn davon unterhielt, und mit Gott und Menschen über das ihn getroffene Unglück zürnete.

Daher kam es, daß man die arme, zu ihrem Vortheil sich auszeichnende Frau verkannte, beneidete und für eine offenbare Hexe hielt, ja,

Einige wollten sogar gesehen haben, daß der Drache, — Gott sey bey uns! — durch die Feueresse in ihr Haus eingefahren sey, und sie waren in ihrer dummen Einbildung so frech und so unbedachtsam, dieß mit den kräftigsten Eidschwüren zu betheuern.

Dergleichen Erzählungen hatte unter andern auch mein Verwalter gehört. Da er, bey aller seiner Treue im Dienste, doch in Betreff der Geistesbildung noch um ein halbes Jahrhundert zurück war, so glaubte er mit andern seines Gelichters nichts gewisser, als daß sein Vieh, welches größtentheils erkranket war, behext, und zwar von jener armen Frau behext seyn müsse. Die Frau Verwalterinn trug ebenfalls ihr Schärflein zur Vollendung des Verdachtes bey, und wollte sichere Hexen-Anzeigen in dem Gesicht und den Handlungen der armen Frau gesehen und bemerkt haben. Man hatte bereits die allerwichtigsten Vorkehrungen getroffen, um die Wirkungen der Zauberey fernerhin unkräftig zu machen. Allein wirkungslos waren bis jetzt die Kreuze an den Stallthüren, die Besen im Wege, die Kräuter und beschriebenen Zettel am Halse der Kühe. Da Alles, was der Aberglaube eingab, nichts helfen wollte, benachrichtigte der

Verwalter die Gerichte von dem Vorfalle, und beschuldigte geradezu jene schuldlose Frau der Hexerey.

Ich kam, als dieses geschehen war, auf dem Gute an, und hörte noch eben zur rechten Zeit diese Erzählungen. Da ich das Vieh größtentheils krank fand, fing ich damit an, ihre bisherige Nahrung, und die Krankheit zu untersuchen, und hauptsächlich auszuforschen, wie die ihnen abgereichte Fütterung gegeben worden sey. Die Kühe hatten Hitze, und gaben die unverkennbarsten Anzeigen von einer Entzündung im Blute, welche ich dem häufigen Genuß halb gebrüheter Erdäpfelkräuter zuschreiben zu müssen glaubte. Der Gebrauch von Klystiren stellte das Vieh bald wieder her, bis auf Eine, die ich tödten ließ. In den Magensäcken der getödteten Kuh fand sich das unverdauete Kraut noch, und ich hatte das unaussprechliche Vergnügen, für dießmal den Aberglauben bestritten, eine unschuldige Frau von dem Verdachte der Hexerey befreyet, und den Leuten so wenigstens Einen Beweis von der großen Wahrheit gegeben zu haben, daß Alles, was in der Welt geschiehet, ganz natürlich zugehet.

Meiner Ankunft und der Klugheit meines

achtungswürdigen Gerichtshalters habe ich es zu verdanken, daß sich nicht ein Hexenproceß entsponnen hat, der mir und meiner ganzen Gerichtspflege bey dem denkenden Publikum die gesunde Vernunft abgesprochen haben würde. —"

Wie unaussprechlich glücklich ist Deutschland, seitdem dieser Geist der aufgeklärten Menschenliebe die Obrigkeiten und Richter beseelet. Wer die schaudererregenden Grausamkeiten kennt, welche der verwahrlosete menschliche Geist noch nicht längst verflossener Jahrhunderte bloß in Hinsicht auf den Glauben an Hexerey und Teufelskünste herbeyführte; wer es bedenkt, daß z. B. bloß zu Quedlinburg — besage der dortigen Acten — in den dreißig Jahren von 1569 an, einige und dreißig Hexen verbrannt worden sind: sollte Der wohl in seinem mißverstandenen Eifer gegen vernünftige Aufklärung so unverständig und undankbar zugleich seyn können, daß sein Herz kalt bliebe gegen die Vorsehung, die ihn in unsern Tagen geboren werden ließ? — Gesetzt nun auch, das Licht dieser Sonne würde noch dann und wann gemißbraucht: wird es nicht dennoch besser seyn, von ihm beschienen zu werden, als in jener Zeit der Verstandesfinsterniß zu leben, wo selbst die denkenden Köpfe mit

aller Macht nicht im Stande waren, der Mordsucht gegen schuldlos angeklagte, sogenannte Hexen zu steuern?

Man erinnere sich bey dieser Gelegenheit nur an die List, zu welcher sich selbst Kaiser Karl der Fünfte herablassen mußte, um der großen Naserey, womit man die Hexen seiner Zeit zum Scheiterhaufen schleppte, wenigstens mittelbar entgegen zu arbeiten, da er nicht mächtig genug war, um es unmittelbar thun zu können. Er ertheilte nämlich dem Niederländischen Städtchen Oudewater, nicht weit von Utrecht, ein Privilegium, Kraft dessen es das Recht haben sollte, alle berüchtigte, und als Hexen angegebene Weiber zu wiegen, und diejenigen, welche über dreißig Pfund schwer wären, los zu sprechen — Damals glaubte man nämlich, es könne keine Hexe über 30 Pfund wiegen.

Kaum war Oudewater vom Kaiser mit dieser Wagegerechtigkeit begnadiget: so wurden nicht allein aus den Niederlanden, sondern auch aus andern Gegenden Deutschlands unzählige der Hexerey beschuldigte Personen, dahin gebracht, und gewogen. Dieß geschah aber jederzeit mit besondern Ceremonien. Die Verdäch-

tigen mußten sich nackend ausziehen, und besichtigen lassen. Den Weibern wurden durch Hebammen allerley Kreuz- und Querfragen vorgelegt; auch mußten diese sie waschen, mit einem neuen Kamme kämmen, und an allen Fleckchen des Leibes untersuchen, ob sie magische Zettel bey, oder sonst ein verdächtiges Abzeichen an sich hätten. Darauf wurden sie endlich im Beyseyn des ganzen Magistrats gewogen, und erhielten, nach befundener Unschuld, ein mit dem Stadtinsiegel versehenes Zeugniß. *)

Hauber **) liefert ein Original-Verzeichniß der Hexenleute, welche in einer nicht namhaft gemachten Residenzstadt während der drey Jahre 1627 bis 1629 verbrannt worden sind. Es ist in 29 Brände abgetheilt, und enthält, wie Hauber versichert, noch nicht einmal alle die Unglücklichen, welche als Zauberer ihr Leben daselbst verloren. Das Verzeichniß selbst gesteht, daß, „bis daher noch viel unterschiedliche Brände wären gethan worden,“ dessen ungeachtet beläuft es sich auf Einhundert und sieben und funfzig Personen. Die meisten darunter sind alte Frauen

*) Weimarisches Magazin. 1787. St. 44.

**) Im 36. Stück seiner Magischen Bibliothek.

und Durchreisende. Unter andern stehen in diesem Verzeichnisse die alte Canzlerinn, die alte Hofseilerinn, die dicke Schneiderinn, ein fremder Schultheiß und mehrere Kinder von zehn bis 12 Jahren. Oft waren die unglücklichen Schlachtopfer des mönchischen Pfaffenthums Leute von Stande und Vermögen, die aber wahrscheinlich eben deswegen der Hexerey beschuldiget wurden, weil ihr aufgeklärter Verstand sie reicher, geehrter und witziger machte, als ihre in den Schlamm des Aberglaubens und der Vorurtheile versunkenen Richter.

Hr. Voigt hat, *) nach Maaßgabe der in dem vorhin namhaft gemachten Zeitraume bloß zu Quedlinburg verbrannten Hexen, der Bevölkerung dieses Stiftes und der wahrscheinlichen Menschenzahl des christlichen Europa's berechnet, daß in einem einzigen Jahrhunderte der Hexenwuth über achtmal hunderttausend schuldlose Menschen hingerichtet worden sind. — Gesetzt auch, diese Angabe wäre um die Hälfte — oder sie wäre, was doch gewiß nicht der Fall ist, achtfach zu groß: so bleiben noch immer hun-

*) In der Berlinischen Monatsschrift von Gedike und Biester.

derttausend unschuldig Ermordete für jedes Jahrhundert übrig!! —

Muß Einem nicht schon Grauen und Entsetzen ankommen, wenn man sich auch nur die Todesangst dieser Elenden beym lauten Gefühle ihrer Unschuld lebhaft denkt; wenn man den Kummer der Ihrigen, den Untergang ganzer Geschlechter, und alles das namenlose Elend erwägt, welches eine nothwendige Folge davon seyn mußte? — Das Empörendste dabey war, daß ihnen ihr Läugnen, d. h. das Betheuern ihrer Unschuld nichts, gar nichts half. Die entsetzlichsten Martern zwangen ihnen bald Geständnisse ab, denen Vernunft und Gewissen widersprach.

Zehnte Erzählung.

Das nächtliche Ungeheuer zu Eperies in Ungarn. *)

(I. 1. C. und 3. A.)

Im Jahr 1784 ging ich an einem sehr heitern Sommerabend aus meinem Wohnzimmer des obern Stockes in den daran gebaueten Gang, aus welchem ich die Aussicht auf die naheliegenden Frucht- oder sogenannte Berggärten hatte. Der gestirnte Himmel zog meine Blicke ganz an sich, und die Pracht der leuchtenden Himmelskörper wiegte mein anbetendes Herz in süßes Entzücken ein. Immer stiller, aber auch feierlicher ward die Natur, auf welcher ein leichtschwebender Nebel lag, und sie gleichsam mit den Fit-

*) Handschriftlich eingesandt von dem Kaufmanne Herrn Andr. Finkenthaler zu Eperies in Ungarn.

tigen des Schlummers deckte. Jedes lebende Geschöpf schwieg, und schlief sanft im Arm der Ruhe; ich allein stand tief gerührt lange da, und meine Gedanken liefen eine Reihe von Jahren der Vergangenheit durch, in welchen ich der Wohlthaten Gottes ohne mein Verdienst theilhaftig geworden bin. Sodann senkte ich meine Blicke zur Erde, durchlief mit denselben verschiedene Gegenstände, bis sie an einem Orte weilten, wo eine ungewöhnliche Erscheinung mein Staunen über dieselbe erregte.

Der Hof des Hauses, darinnen ich wohnte, hatte im Hintergrunde einen leeren Raum, den eine alte verfallene Mauer umschloß, in deren Mitte ein Thor angebracht war, und das an dem Abschusse eines kleinen Hügels stand. Dicht an demselben, und zwar in einer Vertiefung, erblickte ich ein weißes, mir unerklärbares Etwas, das sich bald vergrößerte, bald verkleinerte, und in ewiger Bewegung, einem weißen Tuche ähnelte, welches vom Winde angeblasen, sich bald hebt, und bald wieder herabsinkt. Da dieß Haus zu derselben Zeit ganz einsam, und von Niemanden sonst als von mir bewohnt war, ich auch nicht glauben konnte, daß irgend jemand sich in dasselbe eingeschlichen hätte: so mußte

mir

mir diese seltene nächtliche Erscheinung um so mehr auffallen, da ich die abwechselnde Verkleinerung und Vergrößerung derselben an einer Stelle wahrzunehmen, beynahe eine halbe Stunde unbeweglich auf der Warte stand. Der Schlag der eilften Stunde vor Mitternacht erinnerte mich ans Schlafengehen, aber ich konnte mich dazu nicht eher entschließen, als bis ich das mir aufgestoßene Abentheuer bestanden, und den Grund der außerordentlichen Begebenheit untersucht haben würde.

Frey vom Aberglauben und albernen Vorurtheilen, und spottend der Ammenmährchen, zog ich, wie ein Held, der auf den Kampfplatz schreitet, meinen Hirschfänger aus der Scheide, nahm ihn blank unter den linken Arm, und ging herzhaft dem seynsollenden Gespenste entgegen, um es, wenn etwa diebische Betrügerey dahinter versteckt wäre, nach Verdienst zu empfangen. Je näher ich dem Schreckensorte kam, um so größer ward das Gespenst. Als ich kaum noch zwanzig Schritte von ihm entfernet war, stand ich still, sah die Bewegungen, hörte das Schnauben desselben, und fand, was ich muthmaßte, ein lebendiges Geschöpf, das nun dem nächtlichen Zuschauer in der Entfernung

Schrecken einjagen konnte. Mit einem Worte: es war eine grasende weiße Stute, die ein Unterthan meines Hausherrn während meiner Abwesenheit und ohne mir's zu melden, ins Haus geführt hatte, und in dem Hintertheile desselben, wo es Gras im Ueberflusse fand, grasen ließ. Ihr Eigenthümer lag indessen nicht weit davon auf dem Boden hingestreckt, schnarchte, und pflegte gemächlich seiner Ruhe.

Der erwähnte vierbeinige Kobold stand an dem Abhange des Hügels mit den Vorderfüßen an der Spitze desselben, und zwar so, daß seine Länge, wenn er den Hals, um das Futter zu erreichen, streckte, ein Ungeheuer bildete, und den Schein gab, als ob ein langes, weißes Tuch auf der Erde ausgebreitet läge, das sich bald rechts bald links bewegte. Zog sich das Thier von dem Abhange des Hügels in die Tiefe zurück, so war dessen Form wie ein dicker, weißer Klumpen, und es hatte das Ansehen, als ob sich ein weißes Chaos langsam hin und her wälzte.

Ich wünschte bey diesem nächtlichen Vorfalle mehrere Augenzeugen gehabt zu haben, um die Form des Gespenstes und dessen mannigfaltige Verwandlungen, so wie die Entwickelung des

Wunderbaren in Augenschein und in Betrachtung ziehen zu können.

So pflegen oft natürliche Dinge eine unnatürliche, oder der Natur widrige Vorstellung zu vergegenwärtigen; — Pygmäen zu Riesen, und gewöhnliche Erscheinungen zum Wunderbaren sich wandeln, wenn die Einbildungskraft von Vorurtheilen geschwängert, und der Kopf mit Ammenmährchen gefüllet ist.

Eilfte Erzählung.

Beweis der Möglichkeit, von bösen Geistern gebannet zu werden.*)

(III. 1.)

„Ich reiste einmal mit einem lustigen Gefährten Extrapost in einer schönen Sommernacht durch den Thüringer Wald. Wir erzählten einander zum Zeitvertreib allerley muntere Geschichten, Anekdoten und Geistermährchen. Die letztern interessirten unsern horchenden Postknecht am mehresten; und er schwur, daß ihm während seines vieljährigen Postdienstes schon mancher Possen von Geistern gespielt worden wäre. Wir lachten herzlich. Indessen ward es immer finsterer, so, daß der Kerl kaum einige Schritte vor sich sehen konnte.

*) Gera'sche Volkszeitung, 1795.

Auf einmal konnten wir nicht weiter fahren; der Wagen wollte weder vor- noch rückwärts. Der Postknecht trieb die Pferde an, peitschte, fluchte, und verwünschte mit Fuhrmannsredseligkeit alle Teufel der Hölle; aber seine Absicht erreichte er dennoch nicht. Die Pferde griffen sich mächtig an, sie schwitzten, sie schnaubten, und wir blieben wie angewachsen. Der Kerl betheuerte, daß ihm diese Art, gebannet zu werden, zwar schon vorgekommen sey; aber so lange hätte ihn der böse Feind noch nie gequält; auch meinte er, dießmal wären wir selbst Schuld daran, weil wir vorher so gottlos gedacht und gesprochen hätten. Es geschehe uns schon recht, und wir möchten zusehen, wie wir mit dem Geiste fertig würden.

Ich kann nicht bergen, der Zufall war sonderbar, und es überfiel mich eine Art Furcht, die ich vorher nicht gekannt hatte. Mein Reisegefährte schien furchtloser, oder wußte sich besser mit Worten zu verstellen; denn in's Gesicht konnte ich ihm vor dichter Finsterniß nicht sehen. Wir überlegten, wir kutschirten; unsere Pferde zogen, aber sie konnten keine Spanne weiter kommen. Was war zu thun? wir mußten Halt machen, und den Anbruch des Tages erwarten.

Unsre Unterhaltung war einsylbig, denn der unangenehme Aufenthalt hatte unsre gute Laune gänzlich verscheucht. Der Postknecht betete, mein Kamerad fluchte, und ich seufzte — — versteht sich heimlich, doch konnte Einer von dem Andern etwas weniges hören. — —

Endlich wurde es helle, wir konnten die Gegenstände um uns her bemerken, und fanden — daß ein dicker krummer Ast von einer Baumwurzel sich zufällig um die Speiche des einen vordern Rades so fest geschlungen hatte, daß wohl zehn Pferde uns nicht hätten fortziehen können. Eine kleine Rückung des Wagens von der Seite befreite uns von dem hölzernen Geiste und der dadurch eingeflößten Furcht. Wir mußten schnell zufahren, um die drittehalb Stunden einzuholen, die wir, so zur ungelegenen Zeit, im Walde zugebracht hatten.

Da sich ein ähnlicher Fall wohl wieder einmal zutragen könnte: so will ich rathen, allezeit die Räder am Wagen genau zu untersuchen, ehe man zu beten, zu seufzen, oder zu fluchen anfängt; denn durch diese drey Stücke wird man schwerlich den bannenden Geist kennen lernen; schwerlich der Wahrheit und dem Irrthume auf die Spur kommen.

L. Coburg

Zwölfte Erzählung.

Die Unsicherheit der Hohlwege.

(I. 1. C)

W.. hatte sich in G.. zu lange verweilen müssen, und konnte erst um Mitternacht nach Hause reiten. Zwar hatte er ein sicheres Pferd; desto auffallender war es ihm indessen, als es in einem Hohlwege zurückwich, und, aller Peitschenhiebe ungeachtet, keinen Schritt weiter gehen wollte. „Nun sage mir Einer — dachte W.. daß es in diesem fatalen Hohlwege nicht unsicher sey: wo Pferde stutzen, da war es noch nie recht richtig.“

Der Mond war schon zurückgewichen, und das Licht erleuchtete nur einen Theil des Weges. Er stieg vom Pferde und führte es. Bald stieß er mit dem Fuße an etwas, er faßte Muth,

griff zu, und bekam etwas Haariges in die Hand, das sich bewegte. Das Pferd wich zurück, und die Angst trieb ihn demselben nach.

„Sollte es doch wahr seyn, dachte er, daß die Mitternachtsstunde für Reisende gefährlich ist?“ — Noch einmal wagte er, forschend zurück zu blicken, sahe etwas allmählich sich erheben, die langen Ohren in die Höhe strecken, und hörte zugleich einen bekannten Ton. Es war des Müllers auf dem Felde zurückgebliebener Esel. W. erinnerte sich, daß die Mühle in der Nähe sey, und freuete sich über seine Entdeckung. —

Dreyzehnte Erzählung.

Erscheinung des Mörders zweyer schuldlosen und unwissend geschwängerten Schwestern. *)

(I. 2. B. C.)

Die Bewohner des Marktfleckens M— erbaten sich von ihrer Landesregierung vor einigen Jahren die Gnade, daß man doch ihrem Magistrate untersagen möchte, sie, oft schon geringer Verbrechen wegen, in das schreckliche Martinsloch zu sperren, weil sie fast jedesmal darin erkranketen. Der Fürst, menschlich und gütig, beauftragte sogleich einen seiner Räthe, als Commissar dahin zu gehen, das Gefängniß zu untersuchen, und wegen seines gefährlichen Ein-

*) Uhuhu, oder Hexen-Gespenster-Schatzgräber- und Erscheinungs-Geschichten. Thl. 1. S. 134.

flusses auf die Gesundheit der Gefangenen genaue Erkundigung einzuziehen. Der Regierungsrath fand, zu seiner nicht geringen Verwunderung, das bürgerliche Gefängniß luftig, hell und reinlich. Mancher Arme würde es sich zur Wohnung gewünscht haben. Aufgebracht über die lügenhafte, grundlose Beschwerde der Bürgerschaft, ließ er sie am andern Morgen zusammen kommen, um ihre Lüge strenge zu rügen. Allein sie erklärten, daß sie wider das Zimmer an sich gar nichts einzuwenden hätten, wenn nur nicht der böse Martin in diesem Gemache sein Wesen triebe, der hier des Nachts Einige schon so geängstigt habe, daß sie am hitzigen Fieber gestorben wären.

W.., so hieß der Commissar — erfuhr bey dieser Gelegenheit von der Obrigkeit des Orts, daß vor vielen Jahren, wie noch vorhandne Akten bewiesen, in einem Loche neben diesem Zimmer ein Erzbösewicht, Namens Martin, gesessen, und in demselben sich selbst erdrosselt habe; daher ginge nun die Volkssage, er lasse sich hier noch alle Nächte spukend sehen.

Die verschlossene Thür zum Martinsloche war innerhalb der bürgerlichen Gefängnißstube, und der Schlüssel zu jenem aber schon längst

verloren gegangen. W.. befahl, die Thür gewaltsam zu erbrechen. Er fand eine Grube, in der ein Mensch weder stehen, noch sitzen, oder liegen konnte. Aengstlich fragte der Menschenfreund, ob hier je Einer von ihnen gefangen gesessen habe. Aber sie selbst verneinten es, und baten nur, auch dieß Zimmer zu versperren, weil Furcht ärger, als die Folter martere. — „Eure Bitte sey gewährt, sagte der Commissar; ich bestärke Euch zwar in einem falschen Wahne, denn unmöglich kann ein Bösewicht nach seinem Tode Macht haben, hier auf Erden herumzuwandeln; aber ich will's bey unserm guten Fürsten verantworten, der auch mit Bösewichtern Mitleiden hat, und noch weniger will, daß geringe Verbrechen mit Todesangst bestraft werden." —

Heil dem Fürsten, welcher so denkt, und solche Räthe hat! —

W.. ließ sich darauf die Akten reichen, um mit dem bösen Martin näher bekannt zu werden, und las folgende schreckliche Geschichte, die von jedem Richter beherziget zu werden verdient.

Zu L— in der Gerichtsbarkeit M— lebte im funfzehnten Jahrhunderte ein Bauer, welchen die Nachbarn den Glücksmichel nannten, weil

er ein ansehnliches Gut, und zwey Töchter hatte, deren Schönheit man in der ganzen Gegend bewunderte. Siebenzehn Jahre war die älteste Tochter, als sie schwanger wurde. Das Gericht ließ sie, nach Sitte der damaligen Zeit, sogleich vor sich fordern, um von ihr den Thäter zu erfahren, der dann mit ihr Kirchenbuße thun sollte.

Agatha schwur, daß sie keinen Mann erkannt habe, zwar seit fünf Monaten eine große Veränderung an ihrem Körper fühle, aber weiter nichts zu bekennen wisse. Sie wurde bis zum freywilligen Geständnisse im Verhaft behalten, und oft verhöret; aber sie blieb, ohne frech zu seyn, mit einer unbegreiflichen Unbefangenheit standhaft bey ihrer ersten Aussage. Endlich kam sie nieder, und nun beschlossen die Richter, nach der Strenge mit ihr zu verfahren. Ein rauher und bigotter Mann von Ansehen in der Stadt meinte einst, als von Agathen die Rede war: „Ich fürchte, daß bey ihr eine Blutschande obwaltet, denn das Kind sieht seinem Großvater sehr ähnlich; sicher ist dieser der Ehrenschänder seiner eignen Tochter, darum will und wird diese nichts bekennen" — Die Richter fanden dieß nicht unwahrscheinlich, und leg-

zen Agathen die Frage vor: Ob nicht ihr eigner Vater, auch Vater ihres Kindes sey? Diese erstaunte darüber, stotterte, als sie antworten sollte, und dieß Erstaunen, dieß Stottern hielten die Richter für das halbe Eingeständniß.

Nur um den Rechtsgang zu beobachten — denn man glaubte seiner Sache schon gewiß zu seyn — verhörte man Michels Nachbarn. Diese antworteten auf die vorgelegten, sehr verfänglichen Fragen, daß Michel stets eine besondre Liebe gegen seine Töchter gezeigt, sie oft in vieler Gegenwart geherzt und gekoset habe, und überdieß noch mit ihnen in einer Kammer schlafe. Diese Aussage und Agathens Erstaunen und Stottern wurde von den Richtern aufs Neue erwogen, und so erkannten sie nun auf die Folter, um die Angeklagte dadurch zum Bekenntnisse zu zwingen. Agatha betheuerte zwar auch noch auf der Marterbanke die Unschuld ihres Vaters; als man aber fortfuhr sie auf das Unmenschlichste zu quälen, und die Folter immer unerträglicher einzurichten, so bekannte sie schaudernd, daß ihr Vater auch Vater ihres Kindes sey. Die Richter frohlockten, die Hartnäckige doch zum Geständnisse gezwungen zu haben,

und setzten den armen Michel sogleich in's Gefängniß.

Das gute gefolterte Mädchen ward am andern Morgen todt gefunden. Sie starb also unter den entsetzlichsten Schmerzen, ohne Beystand, ohne Hülfe! Niemand stand ihr in ihren Todesnöthen bey, keine mitleidige Seele sprach ihr Trost zu! — Gott der Güte und der Barmherzigkeit! ihre Belohnung muß jenseits groß und herrlich seyn! — Agatha war nun, nach dem juristischen Ausdrucke, auf ihr Bekenntniß gestorben, und Michel wurde, non confessus, sed convictus, aus großer Gnade als ein Blutschänder drey Tage lang an den Pranger gestellt, bekam dann den Staupenschlag, und wurde des Landes verwiesen. Seine jüngere Tochter bekam seine Güter, und trauerte im Stillen um ihre Schwester und ihren im Elende herumirrenden Vater.

Ehe noch die ganze Geschichte vergessen war, kam Michels Vetter vor Gericht, und zeigte an, daß seine Base Elisabeth (so hieß Agathens jüngere Schwester) seiner Frau allerhand bedenkliche Umstände vertraut habe, aus denen man deutlich schließen könne, daß sie mit ihrer Schwester im nämlichen Zustande sey. Auch

habe er einst früh, wie er auf den Acker gefahren, den landesverwiesenen Michel aus seinem Hause kommen, und nach der Gränze hineilen gesehen. Die Richter geboten, diese Anklage geheim zu halten, und sandten Kundschafter aus, um auf Micheln zu lauern. Am Morgen des dritten Tages erwischte man ihn auch wirklich, wie er mit seiner Tochter aus dem Hause schlich; die bey ihr gefundenen Sachen bewiesen deutlich, daß sie auf immer mit ihrem Vater entfliehen wollte; als man nun noch obendrein fand, daß sie wirklich schwanger war, so blieb den Richtern kein Zweifel mehr übrig, Micheln abermals für den Vater des Kindes zu halten. Wie man ihn verhörte, sagte er: Es ist wahr, ich wollte meine Tochter, mein einziges Kind, nach S.. führen, um sie nicht auf der Folterbank quälen zu lassen. Sie ist schwanger, aber wie sie es geworden ist, weiß sie eben so wenig, als ich. Gewiß geht hier etwas Unnatürliches vor. Ich allein bin strafbar, denn ich habe sie zu dieser Flucht beredt, bin öfters, Eurem Verbote zuwider, im Lande gewesen, um mein geliebtes Kind zu sehen. Nehmt mir mein Leben, ich will's gerne aufopfern, aber um Gotteswillen, schonet dieser Unschuldigen, denn sie hat

mir vor dem Krucifixe geschworen, daß sie nicht einmal eine fremde Mannsperson geküßt habe, und nicht wisse, wie sie zu diesem Unglücke gekommen sey!

Die Folter, sagte ein Richter, soll Euch schon den Mund öffnen. Nach einigen Tagen wurde Michel wirklich gefoltert. Der standhafte Vater litt die heftigsten Schmerzen, das bewies sein Jammern, sein Flehen; aber er erduldete sie, um seines Kindes willen, und überstand, ohne sich selbst für schuldig zu erkennen, alle die Foltergrade, welche grausame Tyrannen, zur Schande der Menschheit, ersonnen haben. Unbekannt mit der Allgewalt reiner Vaterliebe, glaubten die Richter, Michel müßte zauberische Künste verstehen, und mit dem Teufel einen Bund haben; sie wandten sich daher an Elisabeth, und versprachen ihr vollkommene Verzeihung, wenn sie gutwillig bekennen wolle. Ich bin noch jung, sagte das gute Kind, und möchte noch gerne leben, wenn ich aber durch Lügen mein Leben retten, und einen so guten Vater unglücklich machen soll: so will ich lieber sterben. Macht mit mir, was ihr wollt! Gott wird mir beystehen.

Aber man achtete nicht auf diese Aeußerungen

gen der Unbefangenheit, Unschuld und Gotterge-benheit. Man schleppte auch die gute Elisabeth, gleich ihrem Vater, zur Marterbank.

Jede ihrer Nerven wurde gespannt, jedes ihrer Glieder verrenkt, tausendfältiger Schmerz wüthete in ihr, und — sie schwieg! Als aber Todesangst ihre Sinne schwächte, Leben und Tod in ihr kämpften, da preßte die donnernde Frage des Richters ihr ein Ja ab, und ihr Mund — schloß sich auf ewig! Todt wurde sie von der Folter genommen, und, gleich ihrer Schwester, auf dem Schindanger begraben.

Nun waren zwey Personen mit dem Bekenntnisse gegen Micheln gestorben; nichts konnte ihn mehr retten, und er wurde bald darauf, als Blutschänder, zum Feuer verdammt. Standhaft ging er zum Tode, und dankte Gott, daß man ihn zu seinen Kindern fördern wolle. Viele aus der Gemeinde schenkten dem guten Michel eine Thräne. Viele glaubten sogar, daß er unschuldig gestorben sey.

Der Jäger im Dorfe war einer der eifrigsten Vertheidiger des todten Michels, denn er hatte vorher immer gute Freundschaft mit ihn gepflogen, und oft im vertraulichen Gespräche die langen Winterabende durchplaudert. Er trauerte daher

noch stets um ihn, und dachte oft über das Schicksal des Armen nach. Einst ging er in diesem Gedanken nach Hause, und überlegte, ob es wohl möglich seyn könne, daß die beyden Mädchen unwissend schwanger geworden? — Wie, wenn mein Martin, fiel ihm auf einmal ein, der Urheber, oder wenigstens der Mitschuldige des Bubenstücks wäre? Er war sonst recht oft in Michels Hause, er läuft noch jetzt allen hübschen Mädchen nach, und hat schon manchen liederlichen Streich angestellt! Ich will, ich muß ihn darüber zur Rede stellen. Indem er dieß noch dachte, war er seinem Hause sehr nahe, und sein Jägerbursche Martin der erste, der ihm begegnete.

Durch eine besondre, innerliche Empfindung angetrieben, sprang er schnell auf ihn zu: „Es ist Alles entdeckt, sagte er, Alles verrathen! Bösewicht! Du bist der Ehrenschänder von Michels Töchtern" — Martin erschrak heftig und zitterte, daß ihm die Kniee schlotterten. „Helft mir fort, sagte er endlich, ich gestehe Euch Alles" — Aber zu sehr erbittert über den Bösewicht, schleppte ihn der Jäger vor Gericht, und auch hier bekannte Martin Alles.

„Ich war — so lassen ihn die Akten reden —

schon lange in die beyden Mädchen verliebt, kannte aber ihre Tugend zu gut, als daß ich die Erfüllung meines Wunsches von ihnen hätte erwarten können. Ich nahm daher meine Zuflucht zur List. Ein alter Jäger hatte mir erzählt, daß der Saft des — (der Name des hier ausgelassenen Gewächses steht auch in den Akten nicht, unstreitig, um den Misbrauch dieser Teufelskunst zu verhindern) schlaftrunken mache. Ich holte mir dergleichen Saft, goß ihn einst, als Agatha allein zu Hause war, in die Milch, die sie eben aß, und ging fort. Bald darauf bemerkte ich durchs Fenster, daß sie fest schlief, ging zu ihr, und — küßte sie, ohne sie dadurch zu erwecken." — Auf eben die Art hatte es der niederträchtige Schandbube, nach seinem eigenen Geständnisse endlich auch mit Elisabethen gemacht.

Die Richter erstaunten nicht wenig über diese Aussage, und waren in Gefahr, von dem erbitterten Volke gesteinigt zu werden. Wenigstens erwähnen die Akten selbst eines Richters, welcher sich heftig beschweret, daß man ihn eines Abends mit Steinen geworfen, und Mörder genannt habe.

Unterdessen wurde Martin strenge bewacht,

und weil man kein besondres festes Gefängniß hatte, so grub man das oben erwähnte Loch, mauerte es mit großen Quadersteinen aus, an welche man ihn, mit schweren Fesseln beladen, anschloß. Und doch entging dieser Bösewicht der verdienten Strafe, die man ihm zubereitete. Er stahl den hölzernen Löffel, mit welchem er wöchentlich einmal Suppe aß, steckte diesen in sein Halstuch, und drehete ihn so lange herum, bis er sich selbst erdrosselte. So fand man ihn des Morgens, und zu verwundern ists wirklich, daß seine Hand in der Todesangst nicht nachgab, sondern erstarrt, den Löffel noch fest hielt.

Die Richter thaten nun Alles, um das Volk zu beruhigen; sie räderten den todten Martin, sammelten die Asche des unschuldigen Michels, und gruben die Gebeine seiner Töchter aus. Man beerdigte sie in der Kirche, und so lange die Bewohner von M— noch katholisch waren, verehrten sie die unschuldig Ermordeten als Heilige.

Wenn man übrigens erwäget, wie diese Schandthaten des abscheulichen Martins, sammt der lieblosen Unvernunft der Richter seiner Zeit, Jahrhunderte hindurch auf die erwachsenen Söhne und Töchter im Städtchen fortgepflanzt wurden—

und wenn man, ich glaube, richtig voraussetzt, daß jederzeit die grellsten Farben genommen worden seyn werden, um das Gemählde jenes Schandbuben grundhäßlich darzustellen: so ist es wahrlich kein Wunder, daß die Einwohner des Städtchens, deren Köpfe mit Spukgeschichten aller Art angefüllt seyn mochten, in dem Bürgergefängnisse neben dem Martinsloche die schrecklichsten, von ihrer regen Einbildungskraft gebornen, Gesichte hatten. Wo war je ein Selbstmörder, den die niedrige Volksklasse nicht spuken sah?

Vierzehnte Erzählung.

Der bey der Brücke zu Nieder-Dorla in Thüringen umgehende Mönch.

(I. 1. A.)

„Die Aufklärung hat ihr wohlthätiges Licht nun über alle Provinzen Deutschlands verbreitet. — Die Barbarey der mittlern Zeiten ist verjagt — die Menschlichkeit beherrscht unsre Großen — Wissenschaften und Künste blühen — die Religion ist mit der Vernunft ausgesöhnt — das Mönchthum sinkt, die geistliche Gewalt fügt sich unter die bürgerlichen Gesetze — in den Schulen wird, statt des alten Wortkrams, Lebensweisheit und Tugend gelehrt — und der Aberglaube dient schon dem gemeinen Volke zum Gespötte.“ — So träumt sich manche gute Seele unser gegenwärtiges Jahrhundert: aber so man-

ches Zeichen unserer Zeit (man denke nur an das im Jahre Eintausend, siebenhundert, acht und neunzig berühmt gewordene Wunderkind an der Mecklenburgischen Grenze) überzeugt uns immer mehr, daß nur etwas Wahres an jenen Herrlichkeiten sey, und daß wir auch dieß Wenige wieder zu verlieren in Gefahr wären, wenn man — gedankt sey es unseren Poliзeyen und Büchern! — die umherschleichende, hier und da ihr Haupt keck wieder emporhebende, Schwärmerey nicht überall vogelfrey gemacht, die Geistercitirer und Geisterseher und was ihres Gelichters ist, nicht sammt und sonders für Betrüger oder Betrogene erklärt, unsre Jugend nicht vor so manchem Wahnglauben bewahret hätten, und diese nicht immer gewissenhafter und vernunftmäßiger auferzöge.

Zu den einzelnen traurigen Erfahrungen der neuern Zeit, die Diesem zu widersprechen scheinen, gehöret indessen folgender Beweis, daß der Aberglaube seine Sklaven zu den dummsten und schädlichsten Streichen im gemeinen Leben verleiten könne:

Zu Nieder-Dorla im Thüringischen war im Oktober 1785 ein Begräbniß. Nach der dortigen Gewohnheit sangen 4 Adjuvanten (Kir-

chen-Musikanten) einige Verse bey dem Grabe, und erhielten 8 Gr. als die gewöhnliche Gebühr dafür. Nach einer andern sehr schlechten Gewohnheit gingen die Sänger vom Grabe weg in die Schenke, um das ersungene Geld zu vertrinken. Als nun das Gelag zu Ende war, und jeder wohl bezecht nach Hause taumelte, stürzte Einer, dem weder Fuß noch Auge die gehörigen Dienste leistete, von einer Brücke hinab, über die er gehen mußte. Die Andern achteten nicht darauf; und der Trunkenbold war seiner Zunge und seiner Vernunft so wenig mächtig, daß er nicht einmal um Hülfe rief, sondern sich, wie eine Sau, in dem Bache herumtummelte. Unterdessen ging ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Langula vorbey, der verwundrungsvoll das Plätschern im Wasser hörte; auch sah er die schwarze Figur, denn der Adjuvant hatte den Trauerrock noch an. Mit emporstrebenden Haaren und gewaltigem Herzklopfen eilte er über den spukähnlichen Anblick davon, und in das nächste Branntweinshaus, um durch einen guten Schluck sich von seinem Schrecken zu erholen. Zitternd erzählte er dem Wirthe: „er habe in diesem Augenblicke den Mönch, der bey der Brücke umginge, wirklich gesehen, und im Wasser

tummeln gehört. Der Wirth wollte mit ihm nach dem bezeichneten Orte hingehen, um zu sehen, ob das vermeinte Gespenst nicht etwas Natürliches wäre; aber der Erschrockene ließ sich nicht ausreden, daß er Kutte, Kaputze, geschornen Kopf und Alles, was dem spukenden Mönche eigen sey, gesehen habe. Nichts in der Welt hätte ihn vermocht, jetzt gleich einen Schritt wieder dahin zu thun. Der Wirth ging also auch nicht, und des Morgens darauf fand man den Adjuvanten, mit zwey Löchern im Kopfe, todt unter der Brücke liegen. — So mordet noch in dem letzten Viertel des aufgeklärten Jahrhunderts ein elender Wahn, den Mancher für längst ausgerottet hält.

Funfzehnte Erzählung.

Ein merkwürdiges Beyspiel, wie der Teufel einst einen behexten Menschen mißhandelte. *)

(II. 2. A. B. C.)

Wilhelm Perry, ein Knabe zu Bilson, in der Landschaft Staffort-Shire, hatte im Jahr 1620 das Unglück, behext zu werden. Man sah die außerordentlichsten Erscheinungen an seinem Körper; und da man sie aus keiner natürlichen Quelle herzuleiten wußte, so schrieb man sie einer Hexe zu, deren sich der Teufel als Mittelsperson bediene. Die Krankheitsparoxismen waren auch sonderbar genug. Bald glitschte ihm die Zunge in den Schlund hinab, und machte ihn völlig sprachlos; bald brachten krampfhafte

*) Auszug aus den gerichtlichen Nachrichten in Hutchinsons historischem Versuche über die Hexerey. Leipzig 1727. S. 273.

Verzuckungen anderer Art seine Glieder in die widernatürlichsten Lagen. Oft konnten vier handfeste Männer den unbegreiflichen Kraftäußerungen des zwölfjährigen kranken Kindes kaum hinreichend entgegen wirken. Im Anfange, wenn den kleinen Wilhelm die Starrsucht überfiel, peitschte man ihn einigemal in seiner Bewußtlosigkeit bis aufs Blut mit Ruthen, und stach ihn mit Nadeln, ohne daß er dadurch zur mindesten Schmerzäußerung gebracht worden wäre. Man that dieß, um sich völlig zu überzeugen, daß hier keine Verstellung, kein boshafter Betrug Statt finde. Auch brach das kranke Kind Wolle, Federn, Nadeln, Zwirn, Werg und mancherley andre unverdauliche Sachen von sich.

Was war natürlicher, als daß der Knabe das Mitleiden Aller auf sich zog, welche ihn in diesem überaus bedauernswürdigen Zustande erblickten! Denn ob man gleich in den damaligen Zeiten des Glaubens an Hexen und Teufeleyen aller Art schon recht gut wußte, daß es Betrüger giebt, welche die schrecklichen Aeußerungen jener Krankheitsparoxismen täuschend genug nachmachen: so war doch hier an einen jahrelangen Betrug wohl kaum zu denken; denn wie lange hätte ein so junges Kind sein Possen-

spiel vor prüfenden Erwachsenen unentdeckt treiben sollen? —

Unter den Menschenfreunden, die sich des bedauernswürdigen Knaben annahmen, zeichnete sich Niemand mehr aus, als die katholischen Geistlichen in und um Bilson. Nichts gleicht der Thätigkeit, womit sie sich den Himmel an ihm verdienen wollten. Sie besprengten ihn in den Krankheitsanfällen unaufhörlich mit geweihtem Wasser; sie salbten ihn mit heiligem Oele, und sprachen die Beschwörungsformeln ihrer Kirche mit einem solchen Eifer über ihn aus, daß man hätte glauben sollen, Beelzebub selbst hätte der austreibenden Kraft nicht widerstehen können. Zwar blieben die Teufelswirkungen in dem gemißhandelten Kinde, nach wie vor, gleich heftig; indessen schmeichelten sich die geweihten Wunderärzte, daß ihr thätiges Nichtsthun wenigstens schmerzstillend sey. In der That veranlaßte der Knabe selbst diesen Wahn, denn er bat die geistlichen Herren oft flehentlich, ihm recht fleißig mit heiligem Wasser und Oele beyzustehen. Auch äußerte er — ich weiß nicht, auf wessen Veranlassung — den sehnlichen Wunsch, „daß doch seine protestantische Aeltern und Geschwister katholisch werden möchten, auch

er selbst wolle ohne diesen alleinseligmachen Glauben weder leben noch sterben."

Die schreckliche Qual, welche der Bube immerfort ausstehen mußte, setzte endlich die Hexenjäger in Thätigkeit, und das Kind sagte vor Gericht auf die Frage, wer es behext habe, Folgendes aus:

„Ich kam einmal aus der Schule, da begegnete mir die alte Kocksche, die behexte mich, weil ich sie nicht grüßte. „Du grober Schlingel, sagte sie zu mir, es wäre besser für Dich, wenn Du mich hübsch gegrüßt hättest." Ich antwortete ihr nichts, aber ihre Worte griffen mir an's Herz. Kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, so bekam ich von Stund an meine jetzige Krankheit."

Auf diese Aussage ward die Angeklagte — Johanne Kock vor den Richterstuhl des Kanzlers Lichtfield vorgeführt, als der Beherte bereits da war. So wie sie in den Gerichtssaal eintrat, äußerte der Knabe, der ihre Annäherung nicht sehen konnte, weil er der Saalthüre den Rücken zukehrte, die sichtbarste Todesangst, und gleich darauf fiel er mit dem lauten Schrey: „Ach, meine Peinigerinn!" in die heftigsten Verzuckungen.

Was bedurfte es nun weiter eines Zeugnisses wider diese Alte? Man führte sie verhaftet nach Stafford, und brachte sie am nächsten Gerichtstage vor das peinliche Halsgericht daselbst. Man stellte die genaueste Untersuchung an, und — sprach die Beklagte frey. Den Knaben hingegen übergab man dem Bischofe von Coventry, der ihn, scharf beobachtet, mit sich nach Ecclesshal-Castle nahm.

Die heftigsten Paroxismen folgten ihm nicht nur dahin, sondern der Bosheitsteufel fuhr jetzt auch dermaßen in den Knaben, daß dieser zuweilen in zwey bis drey Tagen nicht das Geringste genoß. Dieß trotzige Betragen machte den Bischof nur noch argwöhnischer. Er besuchte den Kranken jetzt häufiger, als je, um wo möglich, hinter die Wahrheit zu kommen. Bald suchte er denselben durch sanfte Mittel und Zureden für sich zu gewinnen; bald schlug er den Weg der Drohungen und des Ernstes ein. Allein auf beyde Arten verfehlte er seinen Zweck gänzlich.

Endlich — ziemlich spät — kam man auf den gesunden Einfall, den dummen Jungen zu überlisten.

Der Bischof hatte, wie gesagt, schon ange-

fangen, die Wirklichkeit einer hier obwaltenden Teufeley zu bezweifeln. Der ihm inwohnende Teufel hatte zu verschiedenenmalen einen ganz besondern Abscheu vor den ersten Worten des Evangeliums vom Johannes bezeigt, indem er in die heftigsten Zuckungen fiel, so oft man sie ihm vorlas. Der Bischof, dem es ernstlich um Erforschung der Wahrheit zu thun war, beschloß, diesen Umstand zu einem Probierstein derselben zu machen.

Bisher — dachte der fromme Mann bey sich selbst — hörte der Bube jene Worte immer in der ihm bekannten Sprache vorlesen. Ist er aber wirklich vom Teufel besessen, so muß er auch Verzuckungen bekommen, wenn ich jene Worte in der Grundsprache vorlese. Dem zufolge redete er den Knaben, in Gegenwart dessen Vaters und einer Menge Zuschauer, also an:

„Entweder Du, oder der Teufel, müßt einen Abscheu an diesen Worten der h. Schrift haben. Ist es der Teufel selbst, so hab' ich einen gar alten Schüler vor mir, der während seines sechstausendjährigen Hausens unter den Menschen unstreitig jede ihrer Sprachen kennen

gelernt haben, und wissen wird, wann ich jenen biblischen Spruch nach dem Grundtexte herlese.

Der Bischof las ihm hierauf den ersten den besten Vers aus der Apostelgeschichte vor. Der Bube mochte das Gelesene für den Anfang des Evangeliums vom Johannes halten, und fiel augenblicklich in Verzückungen. Ruhig, und ohne eine Miene zu verziehen, wartete der Bischof das Ende des Paroxismus ab, und las, nachdem der letztere vorüber war, nun die wirklich evangelischen Worte: „Im Anfang war das Wort ꝛc.

Der aufmerksam horchende Bube schien zu bemerken, daß dieß nicht wie vorhin klang, und mochte glauben, daß man ihn jetzt erst durch einen nicht evangelischen Vers in Versuchung führen wolle, und blieb daher ohne Verzuckungen. So war nun der zwölfjährige Erzbetrüger entlarvt; indessen suchte er seine Verlegenheit, so gut er konnte, zu verbergen. Indem er jetzt mit einem Paar starren Augen immer auf einen Fleck hinsah, hatte er die Frechheit, den Anwesenden einbilden zu wollen, er werde durch den Anblick zweyer scheußlichen Mäuse beunruhiget.

Der Bischof hielt sich nun völlig überzeugt, daß er in dem Knaben nicht einen Teufel,

son-

sondern einen Teufelsbraten, d. h. einen sehr gottlosen Jungen vor sich habe. Er verschwendete von nun an nicht mehr gute Worte, nicht mehr Drohungen, sondern ließ ihm den entblößten H.. mit Ruthen bis aufs Blut zerpeitschen. Er hoffte so ein Bekenntniß aus ihm heraus zu bringen; allein der Bube empfing die Züchtigung wie ein gefühlloser Klotz; er rührte und regte sich nicht, und gab keinen Laut von sich.

Indessen brachte diese einigemal wiederholte Behandlung den boshaften Buben fast zur Verzweiflung. Er gab durch Zeichen zu verstehen, daß man ihm ein Messer geben möchte; vermuthlich, um sich selbst Leides damit anthun zu können. In dieser stummen Mißlaune beharrte er fast drey Monate. Endlich ward sein Urin ganz schwarz; und die Aerzte — unstreitig schlechte Chymiker — zweifelten keinen Augenblick, die Natur des armen bezauberten Kindes werde, bey so bewandten Umständen, bald unterliegen müssen.

Auch den guten Bischof dauerte der Kranke, den er nun wieder gelinder behandeln ließ. Indessen ließ er ihn, um Alles versucht zu haben, durch einen Mann, auf den er sich verlassen

konnte, ganze Tage lang beobachten. Dieß geschah, vermittelst einer geheimen, dem Knaben unbemerkbaren Oeffnung in der Stubenthür, welche die Richtung auf sein Bette hatte. An einem Sonntage, wie der Bischof in der Kirche, und alles im Hause stille war, bemerkte der geheime Beobachter auf seinem Posten, daß der Bube im Bette sich aufrichtete, und aufmerksam lauschte. Hierauf stieg er sogar aus dem Bette heraus, welches er, seinem Vorgeben nach, schon längst nicht mehr zu thun im Stande gewesen war. Endlich zog er aus dem Bettstroh ein daselbst verborgenes hörnernes Dintenfaß hervor, tauchte ein wenig Baumwolle in die schwarze Dinte, und verbarg die so getränkte Wolle innerhalb eines gewissen geheimen Theils seines Körpers. Nachdem er das Dintenfaß wieder in das Bettstroh gesteckt hatte, legte er sich wieder zu Bette.

Der Bischof hatte kaum diese endliche Entdeckungen der bübischen Betrügerey vernommen, so ging er zu dem Knaben, und fragte ihn, wie er sich befände. Der Bube zeigte, wie bisher schon oft geschehen war, mit einem jämmerlichen Blick auf sein Wasser hin. Jetzt lief dem Bischof die Galle über. Er ließ beydes,

das Dintenfaß und die gefärbte Baumwolle, da, wo sie verborgen waren, suchen und hervorziehen, und traf Anstalt, den jungen Bösewicht der gerichtlichen Strafe zu überliefern.

Es war am 13ten October 1620, wie der nun seiner Betrügerey überführte Knabe, Wilhelm Perry öffentlich das Bekenntniß seines gespielten boshaften Betruges ablegte. Zugleich bekannte er, Thomas, (ein alter Sünder, der zu Bilson Gläser zum Verkauf herumtrug) habe einst zu ihm gesagt: Höre, Knabe, wenn Du thun willst, was ich Dir sagen werde, so brauchst Du nicht mehr in die Schule zu gehen, denn ich kann Dich solche Kunststücke lehren, daß die Leute, welche Dich sehen, Dich für behext halten, und Dich aus Mitleiden reichlich beschenken werden." — Hierauf habe ihn Thomas zu sechs verschiedenenmalen unterwiesen, wie er grunzen, heulen und seine Augen auf eine erschreckliche Art verdrehen sollte; auch habe er ihm geheißen, diejenigen, welche man als Hexen in Verdacht habe, als seine Peinigerinnen anzuklagen.

Uebrigens wiederholte der Bube diese Aussage auf dem allgemeinen Gerichtstage, der am

26sten Julius 1621 von den königlichen Richtern Sir Warburton und Sir Hamphry Winch zu Staffort gehalten wurde. Auch mußte er daselbst vor Gerichte zuförderst Gott, und die in den Ruf der Hexerey gebrachte, unschuldige Johanne Kock, dann Alle, welchen er ein Aergerniß gegeben hatte, öffentlich um Verzeihung bitten.

Sechzehnte Erzählung.

Eine Verstorbene erscheint in verklärter Geistgestalt ihrer innigstgeliebten Freundinn.*)

(I. 4. B.)

Madame Wagener, eine noch lebende Berlinerinn, deren strenge Wahrheitsliebe auch nicht den kleinsten Zweifel an der Richtigkeit nachfolgender Thatsache übrig läßt, hatte in ihrer Jugend eine Gespielinn von gleichem Alter, mit der sie in einem hohen Grade sympathisirte. Beide waren, von erster Kindheit an, die Unzertrennlichen, und blieben es, bis der Tod sie trennete. Kaum hatten sie jenes Alter erreicht, in welchem der Verstand für die nächste Bestimmung des Menschen sich zu entwickeln anfängt, und wo

*) Nach der mündlichen Erzähiung der Madame Wagener zu Berlin.

zugleich das Bedürfniß der eigentlichern Freundschaft fühlbar zu werden pflegt, so knüpften sie einen Freundschaftsbund, welchem gleiche Gefühle, gleiche Schicksale und späterhin auch gleiche Grundsätze, eine mehr als gewöhnliche Dauer sicherten. Die Jahre des kindischen Leichtsinns waren zurückgelegt; der Religionsunterricht, welcher der förmlichen Aufnahme unter die erwachsenen Christen vorangeht, hatte den Gedanken an die künftige höhere Menschenbestimmung in ihren Herzen allmählich rege gemacht. In diesem Zeitpunkte fiel es ihnen zum erstenmale schwer aufs Herz, daß der Tod dereinst sie trennen werde. Mit diesem angstvollen Gedanken reifte in den zärtlichen Herzen der Liebenden zugleich eine Idee, zu deren Ausführung aber Kräfte gehören, die überall keinem Sterblichen zu Theil geworden zu seyn scheinen.

Vielleicht hatten die Freundinnen ein ahnendes Vorgefühl von ihrer baldigen Trennung durch den Tod, oder vielleicht war es auch nur die seltene Liebe und Treue, mit welcher ihre Herzen unzertrennlich fest an einander hingen: genug sie verabredeten feierlich, und versprachen einander mit heiligen Schwüren, daß diejenige von ihnen, welche der Andern in das unbekannte

Gefilde der Ewigkeit voranzugehen bestimmt sey, verpflichtet seyn solle, Alles anzuwenden, um als Wesen höherer Natur mit einem angenommenen sichtbaren Körper auf die Erde zur hinterbliebenen Freundinn zurückzukehren, und derselben das Dunkel der Ewigkeit so viel als möglich aufzuklären.

Bald darauf erkrankte die Eine von den Freundinnen, und ach! sie erkrankte, um nie wieder zu genesen. Ihr anhaltender Krankheitszustand endigte damit, daß der Tod sie in der Blüthe ihrer Tage, im neunzehnten Lebensjahre, als seine Beute hinnahm.

Madame Wagener — damals noch unverheirathet, wie ihre Freundinn — war lange untröstlich über diesen bittern Verlust. Die Thränen, welche sie der Unvergeßlichen nachweinte, waren auch wirklich zu gerecht, und flossen zu ungekünstelt, als daß sie nicht mit mancher unwillkürlich durchwachten Nacht hätte verknüpft seyn sollen. Zu den Schmerzen der Trennung aber kam besonders in den einsam durchtrauerten schlaflosen Nächten noch die angstvolle Besorgniß: der Geist ihrer Freundinn werde sein heiliges Versprechen erfüllen, und ihr erscheinen, um ihr die erbetenen Nachrichten aus dem Gefilde jen-

seits der Gräber mitzutheilen. Mit Recht befürchtete sie, seine Erscheinung werde sie entsetzlich erschrecken, und wenn sie selbst einem freundlichen Engel des Lichts gliche. Zu spät sah sie jetzt ein, in welche dauernde Angst dergleichen übereilte Verabredungen der schwärmerischen Freundschaft den überlebenden Theil nothwendig versetzen müsse. Zu spät erkannte sie jetzt mit Ueberzeugung, daß diese Verabredungen allemal im hohen Grade thöricht genannt zu werden verdienen; — denn entweder sie blieben aus Ohnmacht der Verstorbenen unerfüllt; und dann sind sie unnütz — oder sie gehen in eine Art von eingebildeter oder wirklicher Erfüllung über; und dann sind sie höchst peinigend, und für die Gesundheit des Geistersehers gewiß nicht ohne Nachtheil; selbst dann nicht, wenn der Geist der Verewigten die freundlichste Engelgestalt annehmen wollte oder könnte!

Schon hatte Madame Wagener zwey volle Monate angstvoll träumend verlebt, und ihr gefährlicher Seelenzustand ward in ihrem sonst blühenden, jetzt aber abgehärmten Gesichte mit jedem Tage lesbarer. Man ermüdete nicht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß aus den Gefilden der Ewigkeit noch nie ein Geist zurück-

gekehret, und ihr fortgesetztes Aengstigen und Härmen also nicht nur grundlos und unnütz, sondern sogar sündlich sey, weil es die festeste Gesundheit untergrabe, und selbst ihr Leben in Gefahr bringe. Endlich bewirkten diese und ähnliche Vorstellungen mit Beihülfe der jeden Schmerz lindernden Zeit, daß sie selbst zu zweifeln anfing, ob der Geist ihrer Freundinn ihr jemals erscheinen werde.

„Er bleibe aus, und alle Nachrichten aus dem Gebiete der dunkeln Ewigkeit mit ihm" — das war jetzt ihr herrschender, sehnlicher Wunsch, und in der That war auch schon aller Anschein dazu da, daß er in Erfüllung gehen werde. Ihre Nächte waren jetzt nicht mehr so schlaflos; ihr Schlummer nicht mehr so aufschreckend und so ermattend. Ihr Gemüth ward ruhiger, ihr Schlaf erquickender, und ihre ängstlichen Besorgnisse verloren sich allgemach.

Aber ungeachtet alles Anscheins, als ob der Freundinn Geist nun nicht wiederkehren, und keine Himmelsneuigkeiten nach Berlin bringen werde, schien es dennoch anders beschlossen zu seyn. Einst, als Madame Wagener gegen Morgen im einsamen Zimmer schlummerte, die Ihrigen aber in dem benachbarten (nur durch

eine Wand mit einer Glasthür von ihr abgesonderten) Gemache bereits wachten, hörten Diese sie angstvoll wimmern. Dergleichen Aeußerungen des unruhigen Schlafes waren seit zwey Monaten nichts ungewöhnliches. Da indessen das Wimmern dießmal mit einem zweymaligen fürchterlichen Aufkreischen vergesellschaftet war, welches man bisher noch nie bemerkt hatte, so eilte man gleich auf den ersten Schrey nach der Glasthür, sah nach dem von der Nachtlampe erleuchteten Bette der Wimmernden hin, und erblickte — —

Aber lassen wir billig über diesen Anblick zuerst Madame Wagener selbst reden! denn ihr war die Gesandschaft aus dem Himmel verheißen; ihr sollten die Geheimnisse der Ewigkeit zunächst verrathen werden. Unstreitig werden wir also diese am unverfälschtesten von ihr selbst wieder erfahren:

„Ein Engel des Lichts im Gewande der Unschuld, und mit dem unverkennbaren Antlitze meiner verewigten Freundinn, schwebte aus einer unabsehbaren Höhe zu mir herab. Ich hatte eben einen ängstlichen Traum von ihr gehabt, und lag wachend im Bette. Ich schrie laut auf, ohne daß ich bestimmt weiß, ob vor Furcht oder

vor Freude. Der Geist reichte mir mit himmlischer Freundlichkeit die Hand. Ich ergriff sie heftig, indem ich mich im Bette aufrichtete, und nochmals laut aufschrie. Eine unbeschreibliche Bangigkeit und ein grausenvolles Entsetzen erfüllte mich, indem ich fühlte, daß die Hand gleich einer Leiche eiskalt war. Indessen hielt ich die Hand des Geistes, der eben reden zu wollen schien, krampfhaft fest. Aber es blieb beym Redenwollen, der Geist war stumm wie ein Fisch. Indessen waren die Meinigen, durch mein zweymaliges Aufkreischen veranlaßt, herzugeeilet. Sie redeten mir freundlich zu; sie berührten mich, und jetzt erst erwachte ich wirklich aus einem lebhaften, bangen — Traume, aus welchem ich träumend schon längst erwacht zu seyn geglaubt hatte. Die an mich gerichteten Fragen: „Was fehlt dir? was hattest du mit deiner Hand vor, es war ja, als ob du sie zerdrücken wolltest?" — beantwortete ich alles Ernstes mit dem lebhaften Ausruf: o meine verklärte Freundinn!

Noch nie hat das gewaltsame Erwecken aus einem Morgentraume mich glücklicher gemacht, als dießmal. Indem ich ganz abgemattet, und mit offenen Augen im Bette sitzend, meine eigene

Hand mit der andern noch immer krampfhaft fest hielt, hatte ich bis zu diesem Augenblicke des gänzlichen Erwachens geglaubt, die Hand der himmlischen Freundinn zu halten. Ja noch jetzt war es schwer, mich gänzlich zu überzeugen, daß ich keine Erscheinung gehabt, sondern geträumt habe. Die Ursache hiervon glaube ich, in dem dießmaligen, ganz eigenen Uebergange aus dem schlafenden Zustande in den wachenden suchen zu müssen.

Sonderbar war es übrigens, daß die gehaltene Hand in Vergleichung mit der Wärme der haltenden und des übrigen Körpers wirklich leichenkalt, in eine Art von Lähmung und überhaupt so beschaffen war, als ob in ihr der Kreislauf des Bluts gänzlich gehemmt sey. Indessen versicherte ein hiesiger Arzt, bey dem ich mir Erklärung dieses Umstandes erbat, daß das Erkalten der einen Hand, die vielleicht ohnehin entblößt gelegen habe, unstreitig sehr natürlich zugegangen sey; zumal in einem so überaus angstvollen Traume, und bey meinen damals gänzlich zerrütteten Gesundheitsumständen.

Meine Leserinnen wissen nun schon, daß auch die an der Fensterthür Lauschenden uns nichts mehr zu verrathen haben. Sie sahen

weder einen Geist, noch vernahmen sie irgend eine aufgehorchte Himmelsneuigkeit. Alles was sie erblickten, war — die im Bette aufrecht sitzende Madame Wagener, wie sie träumend mit der linken Hand ihre Rechte hoch in die Höhe hielt. — Schließend geb' ich Ihnen indessen noch zu beherzigen, was wohl aus diesem Traum-Ereignisse geworden wäre, wenn Niemand durch jene Glasthüre gelauscht hätte, und die Träumende langsamer aus dem Zustande des Traumschlafs in den wachenden übergegangen wäre. Ich will es Ihnen mit Madame Wageners eigenen Worten sagen: „Höchstwahrscheinlich eine Erscheinungsgeschichte von der wunderbarsten Art." *)

*) Man findet im Grabe des Aberglaubens (Samml. 2. St. 3.) eine gründliche und ernstliche Warnung vor dergleichen freundschaftlichen Verabredungen, daß der Zuerststerbende dem Hinterlassenen hienieden erscheinen solle, um dessen Neugierde vor der Zeit zu befriedigen. Denn auch selbst diejenigen, welche wachend fest überzeugt sind, daß der verstorbene Contrahent der genommenen Abrede niemals Folge leisten werde, sind in Gefahr, daß ihnen die Macht der Phantasie im Traume Schreckbilder vorgaukele, welche unter gewissen Umständen, und besonders in Krankheiten, die allemal unsre Geisteskräfte beschränken, selbst tödtlich für sie werden können.

Siebenzehnte Erzählung.

Das feuerspeiende Gespenst.*)

(II. 2. A.)

Der verstorbene Probst V... zu P.., ein denkender und redlicher Mann, nahm nicht auf der Kanzel nur, sondern überall, jede sich ihm darbietende Gelegenheit wahr, die Macht des Aber- und namentlich des Gespensterglaubens zu bekämpfen. Von mancher seinen Hausgenossen unerklärbaren Erscheinung hatte er den natürlichen Grund mühsam aufgesucht und anschaulich gemacht, so daß um ihn her Niemand mehr an Gespenster glaubte, als nachstehende Geschichte sein schon bekehrtes Gesinde zu dieser Art des Aberglaubens fast zurückgeführt hätte.

*) Nach der handschriftlichen Erzählung des k. pr. Haupt-Cassen-Rendanten, Herrn Wahrenkampf zu Berlin.

Als der Probst eines Abends mit seiner Gattinn von einer Reise zurückkehrte, kamen ihm zitternd Mägde und Kinder mit der Erzählung entgegen, daß sich vor dem Fenster der im zweyten Stocke nach dem Hofe hinaus gelegenen Kinderstube ein schwarzes Gespenst gezeigt und Feuerfunken gegen die klirrenden Fensterscheiben gespieen habe. Er beruhigte, so gut es sich vor der Hand thun ließ, die Geängstigten, und vernahm am folgenden Morgen noch einmal jeden besonders über die nähern Umstände dieser Erscheinung. Aller Aussagen stimmten in der Hauptsache überein, wenn gleich Furcht und Einbildung das Gespenst der jüngsten Magd besonders fürchterlich dargestellt zu haben schienen. Ungeachtet aller Mühe, welche der forschende Probst sich gab, entdeckte er doch nichts von der Ursach der Erscheinung, und es blieb ihm nur die Hoffnung übrig, daß das Gespenst öfter, und auch wohl einmal in seiner Anwesenheit, erscheinen werde.

Bald nach diesem Vorfalle war die Pröbstinn mit ihrem Gatten einmal wieder über Land gewesen. Bey ihrer Rückkehr hörten beyde zu ihrem Verdrusse, daß das Gespenst wieder, und in derselben Gestalt, erschienen sey, dießmal

aber die in der Kinderstube gegenwärtig gewesenen Mägde und Kinder länger, wie das erste Mal, geängstiget habe.

Auch jetzt wieder forschte der Probst im Stillen mit aller Sorgfalt nach dem Grunde dieser Erscheinung, aber vergebens.

Es mochten zwey Monate verflossen seyn, während welcher sich das Gespenst wieder einigemal, jedoch immer in Abwesenheit des Hausherrn hatte sehen lassen, als dieser wieder eine Reise in Amtsgeschäften zu machen hatte. Die Vorbereitungen dazu ließen erwarten, daß sie einige Tage währen dürfte. Mittags fuhr er ab, und seine Frau ging gleich nach der Abreise zu einer Freundinn, wo sie zu Abend blieb.

Zu Hause beschäftigte das Spinnrad die Mädchen. Es war ein finsterer Abend; düstere Wolken hatten den ganzen Himmel überzogen, und verbargen jedes sonst flimmernde Sternchen. Ein kalter Herbstwind jagte jezuweilen ein Regenschauer gegen das Fenster von des Probstes Kinderstube, und hieß die Mädchen das wohlthätige Caminfeuer suchen, wo sie, von Müdigkeit übernommen, mitunter nickten.

Wie, wenn eine Katze sich im Fallen am glatten Glase mit den Krallen vergebens zu hal-

ten sucht: so kratzend und kreischend fuhr es plötzlich an der Aussenseite des Fensters der Kinderstube hinunter. Die Mädchen erschraken heftig, und starreten unwillkührlich nach dem schon berüchtigten Fenster hin. Abermals erblickten sie das schwarze menschenähnliche Gespenst, welches von den Lichtstrahlen glühender Funken, die es zischend aus dem fürchterlichen Rachen spie, erhellet und vergräßlicht wurde, in demselben Augenblick aber mit dem Angstgeschrey: Herr Jesus! nach dem Hofe hinunter fuhr. Kaum war dieß geschehen, als auch die jüngste Magd „Herr Jesus" schrie, und zur Thür hinaus lief.

Wie betäubt saßen die beyden andern Mägde, bis sie deutlich von dem Hofe herauf des Probstes Stimme hörten, der ihnen zu ihm zu kommen befahl. Mit dem Lichte in der zitternden Hand wanderte die älteste Magd voran und die zweyte folgte ihr mit den Kindern. Alle fanden auf dem Hofe die Erklärung der Gespenstererscheinung.

Ein Leineweber des Orts war der Liebhaber der jüngsten Magd des Probstes. Um sie ungestört sprechen zu können, hatte er mit berahmtem Gesichte, und einer halb glühenden Kohle zwischen den Zähnen, auf einer angesetzten Leiter

das Gespenst vor dem Fenster gemacht. Wenn er die Funken aus der Kohle blies und mit den Nägeln das Fenster entlang kratzte, pflegte die jüngste Magd den Anblick am wenigsten ertragen zu können, sie lief dann fort aus einer Stube, vor deren Fenster es spukte, um in ihrer Kammer im untern Stocke, wo sie mit dem Leineweber ein Stell-dich-ein — Rendesvous — hatte, von dem Schrecken sich zu erholen. Keine der andern Mädchen störte sie da, weil Furcht vor dem Gespenste sie in der Kinderstube erhielt. Der Probst war an dem Tage der Entdeckung nur zum Schein abgereist, und hatte sich bis zum Abend bey einem Freunde aufgehalten, von wo er sich dann mit einigen handfesten Bürgern nach seinem Hause begab, und auf dem Hofe Posto faßte. Als der Leineweber kaum die Leiter erstiegen hatte, schlich einer der Bürger hinzu, und warf sie um. Liebhaber und Geliebte thaten, wie aus Einem Munde, jenen Schreckensausruf, weil Beyde die Folgen des Falles fürchteten, welche jedoch, eine Tracht derber Schläge von den Knitteln der wackeren Bürger abgerechnet, zufällig nicht von Bedeutung waren.

Achtzehnte Erzählung.

Ein preußischer Soldat bannet in Pommern ein unsichtbares Gespenst. *)

(III. 1.)

Als das preußische Infanterie-Regiment Prinz Heinrich im siebenjährigen schlesischen Kriege mit zum Entsatz von Kolberg marschirte, übernachtete ein Theil desselben unter dem Befehle des damaligen Lieutenants, jetzigen Majors, Herrn von Naß, in einem pommerischen Dorfe, dessen Name dem Erzähler entfallen war. In diesem Dorfe bekam ein Bauer eine sehr starke Einquartierung. Ungeachtet er eine Oberstube hatte, so mußte dennoch die ganze Mannschaft in dem untern Wirthschaftszimmer liegen, wo-

*) Erzählt von Hrn. M. Fritze zu Lübben in der Niederlausitz.

durch sie ungemein gedrängt wurde. Die Soldaten begannen zu murren. „Warum, rief man dem Wirthe zu, laßt Ihr uns hier wie eingeböckelte Heringe liegen, da Ihr oben noch eine Stube habt, die noch dazu ganz leer ist? Gebt einem Theile von uns jene Stube!"

Gern, versetzte der Wirth, würd' ich dieß thun; aber, meine Herren, ich fürchte, es würde Ihnen dort oben nicht gut grhen!"

„Wie so?" — —

„In der Oberstube spukt es schon seit ein Paar Jahren alle Nächte." —

Sagt mir doch, rief hier einer von den in diesem Puncte vorurtheillosen Soldaten, sagt mir doch, wie der Spuk da eigentlich sein Wesen treibt?

In dem Ofen, versetzte der Bauer, handthiert's des Nachts fürchterlich.

Aber habt Ihr noch niemals untersucht, ob der Spuk nicht vielleicht etwas Natürliches ist?

Wohl hab' ich oft schon, wenn es lärmte, in den Ofen gekuckt; allein sobald ich davor kam, war es ganz stille und niemals sah' ich dann Etwas.

Nun wohlan! was gebt Ihr mir, wenn ich dennoch den Spuk banne und einfange?

Wenn Er das könnte, ich gäbe Ihm gern 4 Rthlr. Aber —

Topp! Landsmann, 4 Rthlr.! und die Aber überlaßt mir! —

Der Soldat ließ sich ein Licht geben, ging in das Spukzimmer und erwartete herzhaft den Kobold. Es währte auch nicht lange, als sich dieser durch Getöse im Ofen ankündigte. Sogleich eilte der Soldat zur Thür hinaus; allein der Unhold wurde bey Erblickung des Lichtes sogleich still. Auch sehen konnte der Soldat aller angewandten Mühe Nichts. Er ergriff daher eine Stange, stieß damit in allen Winkeln des Ofens herum, und siehe da! plötzlich sprang der schwarze Haushund heraus, der sich sonst, als die Stube noch geheizt wurde, in dem warmen Ofen gewärmt und ihn von da an zu seinem beständigen Nachtlager erwählt hatte. Der Soldat ergriff den zottigen Geist und — beschämt zahlte ihm der Bauer die versprochenen 4 Rthlr.

Neunzehnte Erzählung.

Der seinen ehemaligen Herrn verfolgende Geist eines verstorbenen Bedienten.

(III. 1.)

Der verstorbene Oberst Marschall von Biberstein, stand im Jahre 1764 als Major bey dem k. pr. Dragoner-Regiment von Meyer zu Königsberg in Preußen. Er hatte den siebenjährigen schlesischen Krieg ganz mitgemacht, und war bekanntlich, den Degen in der Hand, ganz Soldat; so wie es im Frieden keinen freundschaftlicheren Mann, keinen besseren Gesellschafter gab, wie ihn. Nur ein nichtssagender militärischer Fluch, selbst unter guten Freunden, erinnerte je zuweilen, an sein etwas barsches Benehmen vor der Front. Gern unterhielt er sich über Tische mit den Herren Officieren seiner Schwadron über nützliche Gegenstände, und jede

Mahlzeit war für diese lehrreich, ohne daß er je den Hofmeister gemacht hätte. Nur wann zufällig die Rede auf Geistererscheinungen und Gespenster kam, und jemand die mindeste Anhänglichkeit für den Glauben daran äußerte, pflegte er nicht mehr zu belehren, sondern abzusprechen, als sey diese Manchem noch dunkle Sache längst entschieden.

Das ist ja zu handgreifliches, dummes Zeug — hieß es dann — nur feige Memmen glauben und fürchten so etwas: ein Donnerwetter soll das Gespenst zermalmen, das einmal keck genug wäre, mir erscheinen zu wollen." —

Vielleicht hatte er durch diese und ähnliche Trümpfe und Drohungen die Wesen des Geisterreichs wider sich aufgebracht. Denn als ihm unglücklicher Weise sein Escarmoucheur — so pflegte er Wilhelm, seinen alten getreuen Bedienten, zu nennen — gestorben war, schien es dem abgeschiedenen Geiste desselben vorbehalten zu seyn, den vorlauten, entschlossenen Gespensterleugner, seinen gewesenen Herrn, erscheinend ein wenig zu ängstigen.

Einst hatte der Major einige Freunde bey

sich. *) Ein Geschäft — ich weiß nicht mehr, welches — machte auf einen Augenblick seine Gegenwart in der Küche nöthig. Beym Zurückkehren zu seinen Gästen trat er verstört und leichenblaß in die Stube, behielt die Thür, ohne sie gleich zuzumachen, eine Zeitlang, wie versteinert, in der Hand, sah mit unverwandten Blicken nach einer bestimmten Gegend des Flures, wo er hergekommen war, und warf endlich, nach langem Staunen, die Thür unwillig hinter sich zu.

Man beobachtete diese Pantomime des Majors um so verwundrungsvoller, je weniger man dergleichen Furchtäußerung an ihm, der unerschrocken selbst dem Tode hundertmal gleichsam ins Auge gesehen hatte, gewohnt war. Anfangs beantwortete er die deshalb an ihn gerichteten Fragen nur mit einem bedeutungsvollen Kopfschütteln. Nach einigen Augenblicken stummen Nachdenkens aber erwiederte er halb zornig: „Das ist doch, um toll zu werden, daß ich mich fürchten — vor einem Popanz mich fürchten kann! Da höre ich auf dem Flur Jemanden

*) Unter andern auch seinen Neffen, den k. pr. Acciseeinnehmer, Hrn. v. Baussen zu Rathenow, dessen mündliche Erzählung Hr. Accis. Cass. Assistent Rönnefahrt hier mittheilt.

schlarfen, und indem ich mich darnach umsehe, was denken Sie wohl, meine Herren! was ich dicht hinter mir erblicke? — meinen vorgestern Abend verstorbenen Escarmoucheur so, wie er einst leibte und lebte. Er war unverkennbar, und keine sechs Schritte von mir entfernt, und schwebte auf mich zu — Ich stehe ihm nicht— retirire wie Sie sahen. Pfui! das allein ärgert mich, denn unterdessen ich die Stubenthür eröffne, verschwindet er. Ich sah die Erscheinung nun nicht mehr, aber ich hörte sie noch schlarfen."

Diese langsam schleppenden Fußtritte vernahmen zum Theil auch die übrigen Anwesenden noch. Ueberhaupt sprach der Major in einem zu ernsten Tone, als daß man das Ganze für eine Scherzäußerung hätte nehmen können. Doch äußerte man noch eine Art Unglauben in Hinsicht auf die vorgebliche Erscheinung. Der Geisterseher gab über diesen Zweifel Empfindlichkeit zu erkennen, ward bitter, und warf sich dann schweigend in einen Sessel. Die anwesenden Officiere stürzten auf den Flur hinaus, und fanden — nichts. Sie warfen flüchtige Blicke in die aufstehende Bedientenstube, die der Stube des Majors gegen über lag, und eilten forschend von da in die daran stoßende Kammer, die aber

ganz leer war. Indem sie durch die Stube auf den Flur zurückkehren wollten, siehe! da sitzt der Geist des verstorbenen Wilhelms im Sterbehemde auf dem Bedientenbette hinter der Thür! — Man fährt zusammen, wirft prüfende Blicke auf die Erscheinung und schaudert heftiger, als der Geist den Mund eröffnet, um zu reden:

„Ach Gott, was haben sie denn mit mir „gemacht? Einen kranken Menschen im bloßen „Hemde in die kalte Holzkammer zu tragen, „das ist doch hart, sehr hart. Kaum habe ich „mich hierher schleppen können, um mich wieder „zu erwärmen.

Man sah nun wohl, woran man war. Höchstes Erstaunen trat an die Stelle des Entsetzens, und rege Mitleidsgefühle verdrängten die Gespensterfurcht. Man hob den armen, aus dem Zustande des zweytägigen Scheintodes wiedererwachten Dieners des Majors in's Bett, und eilte, von dieser Rückkehr ins Leben seinen Brodherrn zu benachrichtigen, und Anstalten zur Pflege des Ohnmächtigen zu treffen. Vergebens waren indessen die Bemühungen des herbeygerufenen Arztes. Der kranke Wilhelm, den man schon seit 48 Stunden als einen wirklichen Todten behandelt, und unter andern ohne

Bedeckung in eine kalte Holzkammer gelegt hatte, starb wirklich, und erstand nicht wieder. Alles, was das nochmalige Aufglimmen der letzten Lebensfunken für den Sterbenden bewirkt hatten, war: daß er nun nicht lebendig, und einige Tage später, beerdigt ward, als ohne sein Wiedererwachen geschehen seyn würde.

Zwanzigste Erzählung.

Der Teufel holet, in Gestalt eines feurigen Ziegenbocks, Herrn von H.. in Bernburg.

(II. 2. A.)

Als der königlich preußische Geheime- und Landrath, Herr Karl Gottlob von Nüßler, sich am Hofe zu Bernburg aufhielt, ereignete sich daselbst folgende eben so spaßhafte, als traurig endende, lehrreiche Geschichte:

Ein Herr von H., der mit seiner seynsollenden Stark- und Frey-geisterey höchst unbescheiden einem Jeden zur Last fiel, schwatzte unaufhörlich von der alles hervorbringenden Natur, und von dem blinden Schicksale, und bestritt außerdem, was allen Christen heilig ist, auch dasjenige auf das heftigste, was einem jeden, der mit fester

Zuversicht an die Obermacht eines allliebenden, höchsten Wesens glaubt, gleichgültig seyn kann —: das Daseyn des Teufels! — Der Fürst, die Fürstinn und andre Personen am Hofe, ermahnten ihn oft, sich solcher irremachenden und ganz unnützen Reden wenigstens in ihrer Gegenwart zu enthalten. So sehr er aber auch verpflichtet war, auf diese höchst billigen und gerechten Bitten Rücksicht zu nehmen: so ließ er sich doch weder rathen, noch erbitten. Besonders machte er sich bey einem Glase Wein durch seine unphilosophische Philosophie höchst unausstehlich. Es sannen daher Einige auf ein Mittel, wodurch sie den unbescheidenen und unaufgeforderten Braven ein wenig züchtigen, und, ungeachtet seines Unglaubens, von dem furchtbaren Daseyn gewisser Teufel überzeugen möchten.

Am Abend eines Tages, an welchem er beym Glase Wein wieder besonders heftig gegen alle Geister zu Felde zog, und insbesondre allen Teufeln den Hals zu brechen drohete, wurde er, wie sich wohl zu ereignen pflegte, einmal wieder betrunken zu Bette gebracht. Bald darauf führte man einen alten Ziegenbock, den man überall mit dem stärksten Spiritus begossen hatte, in sein Schlafgemach, und zündete ihn neben

seinem Bette an. Die Thäter liefen sogleich davon, verschlossen hinter sich die Thür, und lauschten durch ein Fenster des Schlafzimmers, welch ein Ende dieser Spaß gewinnen würde. Der arme Bock, dessen ganze Oberfläche entbrannt, und von blau spielenden Flammen umgeben war, machte, vom heftigsten Schmerzgefühle ergriffen, einen entsetzlichen Lärm. Selbst der schlaftrunkene Herr von H. erwachte davon, und so sehr er auch vom Weine noch benebelt war: so machte doch der Anblick des brennenden Bocks einen eben so entsetzlichen, als folgenreichen Eindruck auf ihn. Er hielt ihn nämlich für den oft verleugneten Teufel, der ihn jetzt, seines Unglaubens wegen, holen wolle. Er sprang im bloßen Hemde aus dem Bette, und suchte durch Thüren zu entfliehen, die sämmtlich verschlossen waren. Der Bock lief in der Angst auf ihn zu, und stieg an ihm mit den Vorderfüßen in die Höhe. Dadurch ward unglücklicher Weise sein Hemde entzündet. Hr. v. H. brüllte um Erbarmung und Hülfe. Diejenigen, welche ihm den Streich gespielet, diesen unglücklichen Zufall aber nicht geahnet*) hatten, rissen eiligst die

*) Ich schreibe, weil man es so will, von nun an: Ahnung; nicht mehr, wie bisher, Ahndung; denn einige

Thür auf, und begossen den von H. und den Bock mit Wasser.

Der Bock starb auf der Stelle, und Herr von H. lag in der stärksten Epilepsie auf der Erde. Als er nach einigen Stunden einen Theil des Bewußtseyns wiedererhielt, glaubte er zitternd, den brennenden Bock noch immer zu sehen. Man erklärte ihm zwar Alles, was er gesehen hatte, als die natürliche Wirkung eines in Spiritus getränkten, entzündeten Ziegenbocks, und suchte ihn auf alle Art zu beruhigen, um den höchst traurigen Folgen eines unüberlegten Scherzes vorzubeugen. Allein der unglückliche von H. fiel von Zeit zu Zeit wieder in

critische Anzeigen der Gespenster urtheilen zwar im Allgemeinen sehr gütig von meiner auf Styl und Rechtschreibung gewandten Sorgfalt, mißbilligen aber, daß ich Ahnung (Vorspuk) und Ahndung (gerichtliche Rüge) durch die Schreibart nicht gehörig unterscheide. Unbekanntschaft mit dem Zwecke dieser Unterscheidung war es nun zwar nicht; auch nicht Gedankenlosigkeit; denn meine Gründe, warum ich Ahndung (Vorspuk) und nicht Ahnung schrieb, sind die nämlichen, welche man in Adelungs großem deutschen Wörterbuche für diese Schreibart angegeben findet. Auch Dusch sagt: „Als unser Herz von trauriger Ahndung schlug" — Und Weiße: „Traurige Ahndungen verfolgen mich, und die Nächte quälen mich mit fürchterlichen Träumen." Indessen will ich mich weder auf Auctoritäten stützen, noch eigensinnig seyn; sondern, aus Achtung für den Reichthum der deutschen Sprache, künftig die in Rede stehende Doppelsinnigkeit jenes Wortes gern vermeiden.

Wagener.

epileptische Verzuckungen, und lebte noch sechs Jahre sehr elend, während welcher Zeit er, da er unbegütert war, von dem Hofe ein Gnadengeld bekam.

Dieser gefährliche Spaß lief also sehr unglücklich ab, und wenn er nicht ganz ohne Nutzen seyn soll, so sey er uns ein warnendes Beyspiel, welches ähnliche Scherze auf immer unterdrücke; und ein abermaliger, belehrender Beytrag zur richtigen Auslegung des so oft mißgedeuteten wahren Sprichworts: Man citire den Teufel nicht, weil der wohl ungerufen kommt.*)

*) Verglichen mit Büschings Beyträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, Theil 1. S. 253.

Ein-

Einundzwanzigste Erzählung.

Der wandernde Stuhl. *)

(II. 2. A. B.)

In einem Bremischen Handlungshause hielt sich vor einigen Jahren des Hauswirths Vetter — ein Candidat, — auf. Aus Mangel an Raum

*) Diese Geschichte ist mir in einem Briefe, der bloß „Schmit bey Hüntemann" unterschrieben war, aus Bremen zugesandt worden. Zugleich war ihr eine Berichtigung der im ersten Theile enthaltenen Geschichte des Bremischen Bleikellergespenstes beygefüget, die ich — da es mir nicht um Erzählungen allein, sondern um wahre, in allen Hauptzügen völlig glaubhafte Thatsachen zu thun ist — dem Publikum hier mitzutheilen schuldig bin; wie ich sie denn auch der erwanigen dritten Auflage jener Geschichte (für die zweyte Auflage des zweyten Theils der Gespenster traf die Berichtigung zu spät ein) beyfügen werde.

„Der kleine schwarze Teufel im Bleykeller zu Bre„men ritt eben auf einem der Särge, als der „Küster mit dem Fremden zu ihm hinabkam, und wies „diesem grinzend die Zähne. Beyde (nicht der Küster „allein) eilten vor Entsetzen mit wankenden Knien die „Treppe wieder hinauf, ließen die Natur des Gespenstes

mußte er ein Stübchen im Hintergebäude bewohnen. Traurig für ihn, denn er hatte nicht alle Furcht vor Gespenstern abgelegt, und sah wohl ein, daß das sehr verbauete Hintergebäude sich eher zum Wohnsitze von Geistern eigene, als das lichtvollere eigentliche Wohnhaus. Indessen, was war zu machen? Er mußte sich in sein Schicksal finden und suchte jeden Abend durch einen lauten Stoßseufzer vor dem Unfuge der schwarzen Nachtgespenster sich sicher zu stellen. Lange half auch dieses Mittel, bis es ihm endlich doch einmal den Dienst versagte.

Es war eine schöne, mondhelle Sommernacht, als er spät aus einer Gesellschaft zurück-

„völlig ununtersucht, froh, daß der Teufel sie ungeschoren ließ. Das durch die beyden Kommenden in „Verlegenheit gesetzte Gespenst benutzte den Augenblick, „in welchem diese vor Angst entflohen, und enteilte „selbst, unentdeckt und unerkannt dem Bleykeller, „mittelst der Röhre eines Luftzuges. Die Teufelserscheinung, die bald ganz Bremen beschäftigte, würde daher ihr unbegreiflich wunderbares Ansehen nie verloren „haben, wenn nicht der wahrheitsliebende Teufel „selbst (des Schornsteinfeger-Meisters Herrn Fahle's „Lehrbursche sich sehr geschmeichelt gefunden hätte, den „Schlüssel zum Räthsel allein in Händeu zu haben.“ —

So viel zur Steuer der Wahrheit. — Uebrigens ersieht man aus dieser Berichtigung, daß es oft nur von dem guten Willen eines Einzigen abhängt, ob eine unbegreifliche Gespenstergeschichte auf immer unerklärbar bleiben, auf immer den Anschein der höchsten Wunderbarkeit behalten soll.

Wagener.

kehrte, und nach zwölf Uhr noch wachend im Bette lag. Plötzlich fing ein vor seinem Bette stehender Stuhl an, von der Stelle zu gehen. Angst und Entsetzen ergreift ihn über den Anblick der unnatürlichen Bewegung. Er zieht die Decke über den Kopf, hört aber noch immer das Schurren des spukenden Stuhls, faßt endlich ein Herz, und lauscht unter der Decke ein wenig hervor; aber bald jagt der noch immer tanzende Stuhl ihn in die Dunkelheit des vom Angstschweiße triefenden Bettes zurück. Endlich wird es stille; er kann indessen die ganze Nacht nicht schlafen. Am nächsten Morgen erzählt er dem Hauswirthe die Geschichte. Anstatt Theilnahme zu finden, wird er aber von diesem, der ein denkender Mann war, herzlich bemitleidet und tüchtig verlacht. „Vetter — hieß es — es spukt in Eurem Kopfe — nicht in meinem Hause."

Nach einiger Zeit beginnt neuerdings der Stuhl seine übernatürlichen Wanderungen. Die Thür seines Schlafgemachs ist verschlossen, und er ist fest überzeugt, daß, außer ihm, Niemand im Zimmer seyn könne. Er siehet und höret den unbegreiflichen Stuhltanz, schwitzet aufs Neue große Schweißtropfen und die Haare stehen ihm

zu Berge. Lange vermag er es nicht, diesen Kampf mit sich selbst auszuhalten. Er entspringt endlich herzhaft — dem Bette; ergreift entschlossen — nicht den Stuhl — nur — die Hose und entflieht glücklich und unergriffen — dem lebenden Holze. Aber auch nur wenig fehlte, er wäre die halbe Treppe hinabgestürzt. Er schlägt die Lärmtrommel; alles im Hause wird wach. Zwey von den Hausgenossen kehren mit ihm zurück, um die Sache zu untersuchen, und finden — Alles in Ordnung, außer, daß der Stuhl vom Bette, wo er hingesetzt war, nach der Mitte des Zimmers gewandert ist.

Der Candidat bleibt ohne Trost sich selbst überlassen, und durchwacht den übrigen Theil der Nacht; weigert sich aber auch standhaft, fernerhin auf dem verwünschten Spukzimmer zu schlafen. Indessen lösete sich nun das Räthsel: Einer von den aufgeweckten Ladendienern, der die läppische Furcht des Candidaten vor Gespenstern kannte, wollte sich das Verdienst um ihn erwerben, ihn von der Verächtlichkeit und Thorheit dieser Furcht zu überzeugen; und versuchte zu dem Ende folgende Pferdekur mit dem Schwachen:

Er bohrte an der einen Seite des Zimmers

ein Loch in der Fußdecke, zog einen Bindfaden hindurch, und legte denselben in eine Spalte der Dielen des Fußbodens, da, wo diese nicht recht zusammen paßte. Um ihn dem Auge ganz zu verbergen, streuete er Sand darauf. So hing nun das eine Ende des Fadens in das untere Zimmer hinab; das andere war an des Stuhles Bein gebunden. Man konnte also vom untern Zimmer aus den Stuhl, mittelst des Bindfadens vom Bette weg, fast bis an die gegenüberstehende Wand ziehen. Beym kaltblütigen Aufheben des wandernden Stuhles würde der zu leicht getäuschte Poltron den ihm gespielten Betrug auf der Stelle entdeckt haben. Aber der Ladendiener kannte wahrscheinlich seinen Helden.

Zweyundzwanzigste Erzählung.

Ein Steckelsdorfer reitet, indem er auf dem Krankenbette stirbt, im Walde bey Rathenow. *)

(II. 1.)

Kaum war Herr von Katte auf Steckelsdorf bey Rathenow (der Großvater des jetzigen Herrn Besitzers dieses Guts) gestorben: so verbreitete sich das Gerücht, er spuke in seinem Eichholze in der Sandschelle zwischen Rathenow, Steckelsdorf und Böhne. Er hatte dieß Gehölz durch einen langwierigen und kostspieligen Proceß gewonnen; und der gemeine Volkshaufe schloß nach seiner gewöhnlichen Rockenphilosophie, von dieser spukhaften Erscheinung des Verstorbenen im Holze: der Proceß

*) Nach der Handschrift des Herrn Prediger Böldicke zu Vieritz bey Rathenow.

seinerseits müsse ungerecht gewesen seyn, weil er, um des Wäldchens wegen, im Tode nun keine Ruhe habe. — — Indessen war es in der That höchst sonderbar, daß einige glaubhafte, und keineswegs kindisch furchtsame Bauern aus Steckelsdorf diesen ihren Gutsherrn in der nämlichen Nacht, worin er schon bewustlos auf dem Sterbebette lag, und dem Tode auch wirklich den allgemeinen Tribut zollete, spukend in jenem Eichhölzchen umherreiten sahen.

Dringende Holzbedürfnisse nämlich hatten einigen Steckelsdorfern den sündlichen Gedanken eingegeben, sich in der Todesnacht ihres Herrn eine abgestorbene Eiche stehlen zu wollen. Die allgemeine Bestürzung, worin der hoffnungslose Kranke die Seinigen versetzte, und die auch den seinen sterbenden Herrn sehr liebenden Jäger oder Holzwärter von dem Holze entfernt hielt, erweckte bey jenen ganz richtig schließenden Holzdieben die Vermuthung, daß sie nie sicherer, als gerade in dieser Nacht würden stehlen können. Rasch folgte also die That der speculirenden Berathschlagung der Bauern. Schon befanden sie sich mit Wagen und Pferden im Holze; schon war die bey der Stille der Nacht helltönende Holzaxt an den Baum gelegt: als plötzlich der

eben sterbende v. Katte, völlig gekleidet, wie er in gesunden Tagen leibte und lebte, auf seinem gewöhnlichen Reitpferde, im hellsten Mondscheine, den arbeitsamen Holzdieben erschien. Schweigend und mit feyerlichem Ernste ritt er rund um die äußerst verlegenen Bauern herum, deren Einer vor Angst und Entsetzen in die Knie sank. Ohne das Gesicht von den Zitternden wegzuwenden, machte er so die Runde in immer engern Kreisen zu dreyen Malen. Jeder der anwesenden Steckelsdorfer nahm die einzelnen Züge des spukenden Kattes auf das unverkennbarste wahr, und überzeugte sich nur zu sehr, daß keine Art des Truges, den sonst die aufrührerische Phantasie so leicht zu spielen pflegt, hier statt finde. Der schnaubende langgestreckte Fuchs-Engländer des Spukenden, die oft gesehene prächtige Schabracke, der blaue goldbesetzte Leibpelz, die bekannte heruntergeklappte Pelzmütze, aus welcher offenbar eine Kattesche Nase hervorragte, die Größe, die Körperstärke, kurz Alles, was das Gespenst auch nur um und an sich hatte, ließ sie nicht im geringsten zweifeln, daß es sie arg für ihren Diebstahl züchtigen wolle.

Plötzlich tönte aus der Ferne des Dorfs der bedeutungsreiche mitternächtliche Glockenschlag

Eins und — weg war das Gespenst. — —
Deß waren unsre Holzdiebe froh, indessen konnte sie in dieser Schreckensnacht nun nichts mehr so erfreuen, daß sie nicht ihre dem Falle nahe Eiche eilfertig hätten im Stiche lassen, und mit leerem Wagen dem Dorfe zujagen sollen.

Mit anhaltendem Grausen der Haut vernahmen sie bey der Heimkehr ins Dorf vom Hofe her Gesindegeräusch und Klagetöne über den Tod des eben verschiedenen gnädigen Herrn. — —

Nicht lange nach dem Tode dieses Herrn von Katte starb auch dessen benachbarter Busenfreund, Herr von Briest vom kleinen Hofe zu Böhne. Da damals noch nicht wieder ein böhnischer Prediger angestellt und mir dem Erzähler, (Hrn. Prediger Böldicke) — die Seelsorge des Briestischen Hauses förmlich übertragen war, so mußte ich bey der Beerdigung desselben gegenwärtig seyn. Unter den daselbst Anwesenden befand sich auch die verwittwete Frau von Katte, die mir, der ich ganzer fünf Jahre der Lehrer ihrer Kinder gewesen war, Vorwürfe darüber machte, daß ich sie, nach ihres Mannes Tode, noch nicht besucht habe. Ich versprach das Versäumte nachholen zu wol-

len. Da sie mich beym Worte hielt, und mich aufforderte, sie sogleich zu begleiten, zumal da sie in der Finsterniß nicht gern allein reise: so schlug ich diese Aufforderung um so weniger aus, da mein Pferd etwas scheu war, und ich natürlich lieber in Gesellschaft blieb, als allein nach Hause ritt. Ich ließ daher, als Frau von Katte abfuhr, mein Pferd im Finstern vorführen, saß auf und ritt hinter der Kutsche her. Alles ging gut, sobald wir aber nach dem Wohnsitze jenes Gespenstes kamen, und das Steckelsdorfsche Eichholz berührten, da ward plötzlich das Pferd mir scheu. Es ging förmlich mit mir durch, und alles Lenken war vergebens. Endlich erreichte ich die Kutsche wieder. Ich glaubte das Rasseln derselben habe das Scheuwerden veranlaßt, und rief dem Kutscher zu, einen Augenblick anzuhalten. Er thats; aber es fruchtete nicht. Ich hoffte, das Pferd einigermaßen zu bändigen, indem ich den einen Zügel kürzer faßte, als den andern. Nun konnte es freylich nicht geradeaus laufen, aber nun verließ es den Weg und kreisete unter den Eichbäumen umher. Zwar hatte ich — Dank sey es meiner Perücke, das Schicksal Absalons eben nicht zu fürchten; indessen mußte ich doch jeden Augenblick erwar-

ten, daß mir die Zacken der Bäume entweder das Gesicht zerreißen, oder gar mich vom Pferde abstreifen würden. Endlich glückte es dem Jäger der Frau von Katte, der mir zu Hülfe gekommen war, sich dem im Kreise laufenden Pferde an die Mähne zu hangen, und so dasselbe endlich zum Stehen zu bringen. Ich saß ab, um der Ursache des Scheuwerdens nachzuspüren. Wahrscheinlich — denkt man vielleicht — wahrscheinlich war Katte der Spukende, wieder im Holze; denn Pferde sehen bekanntlich ein Gespenst leichter, als Menschen. Aber weit gefehlt!

Man hatte mir das Pferd, wie schon gesagt, im Finstern vorgeführt, und aus Versehen das Gebiß des Zaumes ihm nicht ins Maul gethan, sondern unter dem Kinne hangen lassen. So war es also Meister seines Reiters. Sobald ich es ordentlich aufgezäumet und mich wieder aufgesetzt hatte, ging es durch das Eichholz so ruhig, wie jedes andere gute Pferd, das kein Gespenst siehet.

Als ich einige Zeit hernach dieses mein nächtliches, an einem so verrufenen Ort erlebte Abenteuer dem Bruder des verstorbenen und vorgeblich spukenden von Katte, (der damals

Lieutenant unter dem k. pr. Leib-Carabinier-Regimente war, und zuletzt als Oberst unter den Dragonern diente) erzählete: erfuhr ich glücklicher Weise von ihm die Veranlassung zu dem Gerüchte, daß sein verstorbener Bruder in dem Eichholze spuke. Sie war, wie ein jeder sogleich sehen wird, sehr begreiflich und natürlich: Der Lieutenant hatte die letzten Lebenstage seines kranken Bruders bey demselben in Steckelsdorf verlebt. Sobald dieser aber in der Nacht verschied, eilte er nach Rathenow zurück. Da er keines von seinen Pferden da hatte, so nahm er seines verstorbenen Bruders gewöhnliches Reitpferd. Um sich gegen die nächtliche Kälte zu schützen, zog er seines Bruders Leibpelz an, und setzte dessen Reisemütze auf, mit der er einen großen Theil des Gesichts bedeckte. So ritt er fort. Als er aus der Trift in die Sandschelle kam, wo damals noch Eichen standen, hört er hauen, und findet einige Personen damit beschäftiget, eine Eiche zu fällen. Er nähert sich ihnen so sehr, daß sie seinen ganzen Anzug hinlänglich sehen können. Ohne ein Wort zu reden, reitet er verschiedene Male in einem Kreise um sie herum. Als er hierauf bemerkt, daß sie vor Entsetzen zittern und beben, giebt er dem

Coburg

Pferde die Spornen und eilet nach Rathenow.

Was war natürlicher, als daß nun die Sage entstand, Hr. von Katte bereite noch sterbend sein Eichholz, um spukend die Holzdiebe zu verscheuchen? — Was natürlicher, als daß der Lieutenant von Katte, sein ihn überlebender Bruder, nicht für gut fand, dieß Gerücht zu widerlegen, und die Sache durch richtige Erzählung aufzuklären. Vielmehr ersuchte er mich, das, was er mir entdeckte, wenigstens noch nicht so bald bekannt zu machen. Denn er hoffte, daß die Furcht vor dem umgehenden Geiste seines Bruders das Holz vor Diebe mehr sichern werde, als viele Jäger.

Dreyundzwanzigste Erzählung.

Der von Geistern geplagte schlesische Candidat.

(I. 4. B.)

In Schlesien lebte, in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, ein aus Sachsen gebürtiger ordinirter Candidat der Gottesgelehrtheit, als Hauslehrer bey den Kindern verschiedener adelichen Familien. Er war ein guter, ehrlicher Mann, aber kein weiser, denkender Erzieher. Dieß ist das Urtheil einer seiner ehemaligen Lehrlinge selbst, der jetzt als Oberamtsregierungsrath in Schlesien lebt *), und die Güte gehabt hat, mir nachfolgende Geschichte für diesen drit-

*) Sein ehrenvoll bekannter Name verbürgt mir die Wahrheit dieser Geschichte; indessen hab' ich nicht die Erlaubniß, ihn auch dem Publikum öffentlich zu nennen.
d. H.

ten Theil meiner Gespenster handschriftlich mitzutheilen. —

Die Richtigkeit dieses Urtheils, sofern es dem Lehrer zur Unehre gereicht, erhellet schon daraus, daß er die tolle Gewohnheit hatte, seinen Lehrlingen des Abends mit Ammenredseligkeit allerley Geschichtchen von erschienenen Geistern zu erzählen, und so in den Schlaf hinüberzuschwatzen. Eine dieser Erzählungen lautete also:

„Als Hofmeister zu Hangwitz im Herrnstädtischen wohnte ich in einer furchtbaren Spukstube dieses ursprünglichen, fürstlichen Jagdschlosses. Den Namen — Nomen enim omen habet — hielt dieß Schloß von dem Baumeister desselben, dessen Baurechnung mit dem Gelde nicht stimmen wollte; er wählte unglücklicher Weise einen Balken des nachmaligen Hofmeisterzimmers aus, um sich an demselben zu erhängen. Daher dann der Name Hangwitz, den es von dem hier verübten Selbstmorde bekam. Auch war vor meiner Zeit in diesem Schlosse ein gar gottloses Wesen getrieben worden. Zwey Besitzerinnen desselben führten eben keinen vestalischen Wandel, und sollen mitunter ganz im Stillen verbotene Früchte der Liebe abgelegt, und zu meinem Unglück auch wieder in dem Ge-

mäuer der von mir daselbst bewohnten Hauslehrerstube vermauert haben. Selbst zu meiner Zeit noch machten sich die Aeltern meines damaligen Zöglings, eines einzigen Kindes, kein Gewissen daraus, in der heiligen Zeit (in den Advents- und Fastenwochen) zu verreisen. Mich ließen sie zwar gewöhnlich zurück; aber ich hatte dann das traurige Schicksal, Zeuge der Spukereyen und Schreckensscenen seyn zu müssen, die indessen das herrschaftliche Schloß erfüllten, und mich und den armen Nachtwächter gar sehr in die Enge trieben. Fast keine Nacht hatte ich Ruhe vor den Geistern, und ich sah mich genöthigt, in der Regel aus Tag Nacht zu machen, weil diese letzten gewöhnlich in Seelenangst und schlaflos von mir durchwacht wurden; denn des spukenden Polterns auf dem Oberboden war kein Ende."

„„Aber gingen Sie denn niemals hinauf — fragte jezuweilen ein naiver Zögling — um zu sehen, wer da so polterte?""

„Bey Leibe nicht, liebes Kind! — hieß es dann — wer vermag, gegen Geister zu streiten? Aber ich hielt mir einige große Hunde, denen ich die nächtliche Lagerstätte auf dem Oberboden angewiesen hatte. Indessen, auch die treuesten

Hunde

Hunde thun den Geistern nichts, weil diese nichts Fleischiges an sich haben."

„Einst ging ich, während der Abwesenheit der Herrschaft, zu meiner Erholung, nach dem nächsten Städtchen, aus welchem ich, weil eben Mondlicht war, erst spät Abends zurückkehrte. Kaum war ich ins Haus getreten, so begann, nach alter Weise, das Poltern auf das Fürchterlichste. Und doch folgte dießmal dem erschrecklichen Lärm eine noch weit schreckensvollere Scene. Alle meine Hunde stürzten mit einem bedeutungsvollen Gewinsel von dem Oberboden herab, und schmiegten sich, fortwinselnd, an die verschlossene Thür meines Zimmers. Nunmehr erreichte das Ungethüm den höchsten Grad der Furchtbarkeit. Ich hatte mich, um die tägliche Hausplage, unter welcher ich seufzete, zu verschlafen, bereits tief in das Bette gehüllt, und schlummerte vielleicht auch schon ein wenig. Aber so gern ich auch, in dieser meiner Verborgenheit vor mir selbst und vor den Geistern, das Licht des nächsten Tages erwartet hätte, so war mir doch so gemüthlich, als ob ich, einer körperlichen Ausleerung wegen, ein wenig aufstehen müsse. Ich that dieß auch; aber dem Himmel sey es geklagt, welch ein Gesicht ich hatte! Ich erblickte

nämlich im hellen Mondscheine, der das Zimmer erleuchtete, ganz deutlich den wilden Jäger, wie er durch die verschlossene Stubenthür hereinsprengete, und, im Gefolge eines Heers von bellenden und feuerspeienden Hunden, äußerst schnell in meinem Schlafzimmer die Runde machte. Ein unbeschreibliches Entsetzen, nebst Zittern und Zagen ergriff mich, und ich nahm meine Zuflucht zu dem einzigen Rettungsmittel in solcher Noth — zum Gebete. Zwar befreyete mich dieses nicht auf der Stelle von dem Schreckensanblicke des mit der Hetzpeitsche drohenden Jägers; aber doch brachte ichs so dahin, daß dieß wilde Gespenst plötzlich wieder zur Stubenthür heraus trabte, wo dann meine Hunde wieder auf die Bodentreppe hinaufwinselten und eine allgemeine Erschütterung des Hauses die höllische Scene endigte."

„Am andern Morgen, als das Hausgesinde mich wecken und Theewasser bringen wollte, konnte ich ihm kaum das Zimmer eröffnen; denn ich lag ohnmächtig krank und in einer brennenden Hitze da. Wirklich war auch die Folge dieser Schreckensnacht die fast tödtliche Krankheit eines hitzigen Fiebers, womit mich Gott heimsuchte, welches er mir aber — Ihm

und meiner guten Natur sey es gedankt! glücklich überstehen half.“ —

Ja wohl seiner guten, starken Leibesbeschaffenheit! denn was seinem Geiste an Kräften abging, das hatte die Natur seinem Körper doppelt zu Theil werden lassen. Dieß erhellet schon aus der Fertigkeit, womit er täglich das Uebermaß des sehr dicken und starken Biers, welches er im nächsten Städtchen zu sich nahm, verdauete. Frey von allen andern Leidenschaften, hatte er sich ganz dem Genusse dieses Getränkes ergeben. Achtzehen schlesische Quart waren das non plus ultra seiner Bachanalien. Dieser Lüsternheit fröhnte er besonders seit dem Zeitpunkte, wo er, durch die Kabale zweyer über das Patronatrecht streitenden Mitpatronen, die Vocation zu einer Pfarre wieder verlor, die er nicht nur bereits in Händen, sondern worauf er auch sogar schon die in's Amt einführende Ordination erhalten hatte. In Verzweiflung über dieses sein Mißgeschick, verließ er sein Vaterland, und irrete in Schlesien, Mähren, Ungarn und Böhmen umher, bis er endlich seine Habe verreiset hatte, wieder in verschiedenen schlesischen Häusern Hauslehrer ward, und fortfuhr, seinen bedauernswürdigen Zöglingen die Ausgeburten

seiner mit Ammenmährchen geschwängerten Phantasie auszukramen, und das verächtliche Spielzeug des muthwilligen Hausgesindes zu seyn, welches seine kindische Furcht vor Gespenstern kannte, und diese seine Schwäche sich zu Nutzen machte, besonders wenn die verreisete Herrschaft ihn nicht in Schutz nehmen konnte.

Für denkende Leser bedarf diese Erscheinungsgeschichte hoffentlich keines aufklärenden Zusatzes mehr. Ein jeder sieht leicht, daß es ein ungleich größeres Wunder, als selbst das eben erzählte anscheinende Wunder in Haugwitz, gewesen seyn würde, wenn der herzlich einfältige Mann, welchen, in Abwesenheit der Herrschaft, die Hausgenossen zum Gegenstande ihrer Abendbelustigungen machten, um ihn das Köpfchen vollends zu verdrehen, — keine Gespenster zu hören und zu sehen geglaubt hätte. Was scheinet nicht alles da zu seyn, wenn man im Uebergenusse des dicken Bieres mit dem winzigen Bischen gesunden Verstandes zugleich auch den Muth und einen ruhigen, erquickenden Schlaf versoffen und vom Lager verscheuchet hat; oder gar — wie hier ebenfalls geschah — im letzten Kampfe zerstörter Körper- und Geisteskräfte eben eine hitzige Krankheit ausbrütet? —

Vierundzwanzigste Erzählung.

Der vorspukende Traum.

(II. 2. B.)

Das Vertrauen auf Träume ist eine Liebhaberei, die unter den Menschen aller Stände angetroffen wird. Je zuweilen mag sie die Schöpferinn eines Wohlbehagens seyn, welches der Vernünftige nicht kennet; aber gewiß viel häufiger ist sie eine Quelle von Unruhe und Besorgnissen; und nicht selten verräth sie einen beschränkten Geist. —

Auch Traumdeuterei nähret mittelbar die Furcht vor Gespenstern; denn ein Traum, der etwas bedeuten soll, ist dem, der ihm Bedeutungen unterlegt und daran glaubet, im Grunde nichts anders, als ein spukhaftes Vorgefühl — eine Ahnung, ein Vorspuk. Mit Recht verdient

daher folgender anscheinend sehr merkwürdige, in Erfüllung gegangene Traum hier einen Platz:

In der Mitte dieses Jahrhunderts brannte in einem sächsischen Dorfe die Pfarrwohnung mit der Scheune und allen Wirthschaftsgebäuden ab. Niemand begriff, wußte, wie dieß Feuer entstanden seyn könne, und die Ursache des Brandes blieb mehrere Jahre ein Geheimniß. Der Gerichtsherr des Dorfes war abwesend, und stand als Officier an einem entfernten Orte in Garnison. Erst zwey Jahre nach dem Brande kam er auf sein Gut, um einige Monate daselbst zu bleiben. Während seiner Anwesenheit kam einmal eine bejahrte Wittwe zu ihm und sagte: sie träume fast alle Nächte, daß ein gewisses Mädchen, welches sie ihm nannte, und welches das schönste und sittsamste Mädchen im ganzen Dorfe war, das Feuer in der Pfarrwohnung angelegt habe. Das Mädchen habe damals als Magd bey dem Pfarrer gedient, und da könnte es leicht seyn, daß es die Thäterinn gewesen sey: sie wenigstens glaube dieß ganz gewiß.

Der Gerichtsherr, ein sehr wackerer und menschenfreundlicher Mann, verwies der alten Frau diesen Verdacht als wenig gegründet und

sagte, „sie müßte sehr wenig Menschenliebe haben, daß sie auf einen bloßen Traum so etwas Arges von einem rechtschaffenen Mädchen vermuthen könne. Sie möchte sich wohl einbilden, daß diese Person die Brandstifterinn sey; daher komme es ihr im Traume wieder so vor." Auch verbot er ihr, diese durch einen bloßen Traum veranlaßte Beschuldigung weiter bekannt werden zu lassen. Die Frau ging dießmal beruhigt fort, und der Gutsherr reisete bald darauf zum Regimente. Allein da er das folgende Jahr wieder kam, so erschien auch die alte Wittwe wieder, beklagte sich von Neuem, daß sie den bewußten Traum nicht los werden könne, sie möchte es auch anfangen, wie sie wolle. Sie wurde auch dießmal abgewiesen und möglichst beruhiget.

Das Jahr darauf kam sie abermals mit ihrer Klage, und da sichs traf, daß der Gerichtsactuar gerade bey dem Gerichtsherrn war, als die Alte mit ihrer Klage kam, so gab dieser den Rath, daß man das Mädchen wenigstens vernehmen könnte, um die Alte zu beruhigen.

Dieser Vorschlag wurde gebilligt, und das Mädchen, welches als Magd im Dorfe diente, auf den nächsten Gerichtstag vor Gericht geladen. Als der Gerichtsdiener zu der Magd kam,

und ihr dieses ankündigte, lachte sie und fragte: was sie da solle? „Man würde ihr doch nicht Schuld geben, daß sie das Feuer in der Pfarre angelegt habe?“ — Sie erschien, wurde wegen der Feuersbrunst befragt, und da sie nichts gestand, und sich nicht verdächtig machte, für unschuldig erklärt und entlassen. Allein da sie aus der Gerichtsstube kam, sagte der Gerichtsdiener, dem sie durch ihre Aeußerung bey der Citation verdächtig geworden war, zu ihr, es wäre doch besser, wenn sie es bald gestände; sie würde eine leichtere Strafe erhalten, und auch ihr Gewissen eher beruhigen. Sie besann sich kurze Zeit, und bat um ein nochmaliges Verhör. In diesem gestand sie, zum größten Erstaunen aller Anwesenden, die That, und gab als Ursache an, daß sie in ihrer Jugend einigemal zu Feuersbrünsten in benachbarten Orten habe gehen wollen, aber von ihren Aeltern jederzeit davon abgehalten worden wäre. Sie hätte daher immer gewünscht, zu sehen, wie ein Haus brenne, und wegen dieses beständigen Wunsches nie ruhig werden können, bis sie sich endlich entschlossen hätte, einen Topf mit Kohlen in die Scheune ins Stroh zu setzen. Dieß hätte sie gethan; da es aber angefangen hätte, zu riechen, so hätte sie den Pfarrer ge-

rufen, und ihn darauf aufmerksam gemacht. Da aber dieser nichts gerochen hätte, und wieder in die Stube gegangen wäre, so wäre nach einigen Minuten das Feuer ausgebrochen. Sie wurde ins Gefängniß gebracht, und nach einiger Zeit mit dem Schwerdte hingerichtet.

Welcher denkende Leser wird sich nicht aus der Natur der hier mitgetheilten Anklage überzeugen, daß mancher Traum, so, wie der gegenwärtige, ein bloß vorgeblicher Traum und einzig in der Absicht erdichtet ist, um wegen einer sehr wahrscheinlichen gerichtlichen Aussage, im Fall sie nicht erwiesen werden könnte, nicht verantwortlich zu werden? —

Fünfundzwanzigste Erzählung.

Die Gewalt der Zauberei. *)

(II. 2. D.)

Die französische Schrift: La philosophie de la nature (wovon seit 1773 zu Frankfurt und Leipzig eine deutsche Uebersetzung erschienen ist,) erzählt folgende wunderbare Thatsache, welche im Jahre 1757 zu Paris sich ereignete, als ein lehrreicher Beytrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes zu betrachten ist, und ohne Zweifel hier in den Gespenstern ein Plätzchen verdient:

Die Hauptauftritte dieses traurigen Lustspiels haben sich in der Gallerie des Louvre,

*) Eingesandt durch den königl. preuß. Feldprobst Herrn Kletschke zu Potsdam.

und zwar in dem Zimmer des berühmten Van-loo zugetragen. Die Hauptperson des Schauspiels war ein Schüler von der Mahlerakademie. Er wollte selbst dem entschlossensten Zweifler die Wirklichkeit der Gespenster beweisen. Die handelnden Personen waren: ein Zauberer, welcher die Rolle der Pythonisse machte, und ein Zuschauer, welchen man für den Glauben an Geistererscheinungen zum Enthusiasten machen wollte.

Der Zauberer ließ diesen letzten in ein Nebenzimmer gehen, welches man mit dem Schlüssel verschloß. Hierauf schrieb eine Person aus der Versammlung den Namen des Todten, dessen Schatten man aus dem Grabe rufen sollte, auf ein Papier; der Zauberer machte seine Gaukeleien; der eingesperrte Ungläubige sah das Gespenst, und, um jedermann davon zu überzeugen, nannte er den Namen desselben den Zuschauern aus dem Innersten seines versperrten Zimmers.

Der Vorhang wird aufgezogen, der Schatten ist gezeichnet, und der Teufelsbanner beginnt, im Beyseyn der ganzen Versammlung, seine Beschwörungen. Er kleidet sich aus, streifet seine Arme bis an den Ellenbogen auf, sticht das Herz eines Lammes voll Nadeln, und ver-

brennet auf einer Kohlpfanne Specereien, deren fast betäubende Wohlgerüche die ganze Gallerie erfüllen. Darauf nimmt er ein Messer, und zeichnet damit auf die Mauer, Fenster und Thüren allerley Charaktere. Schon würket die Zauberey. Die Blicke des Zauberers wenden sich mit Schrecken von dem Cabinette hinweg; der Schauer des Entsetzens verbreitet sich über jedes seiner Glieder, und die zusammengezogenen Arme werden ganz steif, als wenn sie das Gespenst, welches er beschwöret, zurücktreiben wollten. Nachdem er einige Zeit mit seiner Herzhaftigkeit im Kampf gewesen war, streuet er endlich glühende Kohlen auf den Boden und ruft, das Messer in der Hand, mit dumpfer Stimme: „Nehmt Euch in Acht!" — Der Eingeweihete im Cabinette nimmt an allen Bewegungen des Zauberers Antheil, und erwiedert auf jenen Zuruf in gebrochenen Tönen, wie die Angst sie auspreßt:, daß er das Gespenst sehe, und macht es namhaft. In diesem Augenblicke fällt der Beschwörer in gräßlichen Verzuckungen auf die Erde; man öffnet die Thür, und der Eingeweihete liegt selbst in Ohnmacht.

Ein alter Soldat vermuthet, daß in diesem Schauspiele eine grobe Betrügerei obwalte.

„Mich wird man nicht betrügen," sagte er, „ich „will selbst mit dem Gespenste reden; ich bin „bey vierzehen Belagerungen und siebenzehen „Schlachten gewesen, und habe den feindlichen „Kanonen so getrotzt, daß der Anblick eines Ge„spenstes mich nicht zu erschrecken vermag; man „öffne mir das Cabinett, und das Gespenst er„scheine vor mir, wenn es das Herz hat!"

Sein Anerbieten wurde nicht gleich angenommen, vielmehr eröffnete man einem Neugierigen, welcher sich diese Gunst schon früher ausgebeten haben sollte, das Cabinett. Der beleidigte Officier beschloß, wo möglich entweder seinen Mitwerber, oder den Beschwörer zu verwirren, und verlangte, daß man den Teufel erscheinen lassen solle.

Der Zauberer begann nun seine Beschwörungen auf das Neue, und setzte sie fort, bis er zuletzt ausser Athem kam, und anscheinend todt zu Boden fiel. In diesem Augenblicke klagte der erbärmlich schreyende Eingeweihete, daß ihn der Teufel hole.

Es entstand ein allgemeines Entsetzen. Der Officier, welcher allein bey ganz kaltem Blute blieb, benutzt diesen Augenblick der Verwirrung, zündet ein Licht an, gehet in das Cabinett, und

findet — Niemanden. Erstaunt, aber nicht überzeugt, gehet er wieder auf den Saal zurück. Plötzlich brechen aus allen Winkeln der Mauer Feuerflammen; das Licht erlöscht, und der Officier zittert das erstemal in seinem Leben. Furcht vor Schande hält ihn allein noch zurück; aber die Feuerflammen brechen bald wieder aufs Neue hervor; das Getöse wird stärker, und der starke Geist stürzet sich aus dem Cabinette mit vollem Geschrei: daß er mit Geistern sich nicht schlagen könne.

Ein unverletzliches Gesetz in diesem theurgischen Geheimnissen brachte es so mit sich, daß während der Erscheinung des Gespenstes nur ein Einziger im Cabinette seyn durfte. Ein Philosoph, welcher an die Blendwerke der Zauberei nicht glaubte, suchte daher — und fand eine Gelegenheit, unbemerkt in das Cabinett einzuschleichen, und sich darin zu verbergen. Kaum hatte aber der Zauberer seine Ceremonien angefangen, als sein Blut in heftige Wallung zu kommen schien, seine Augen sich verdunkelten und er im Tone eines Besessenen schrie: „Ein Ungeweih„ter hat unsere Geheimnisse entheiliget! — — „Wehe ihm! — — „Wehe mir! Einer von uns „beyden muß sterben!“ —

Der Philosoph, dem diese deutlich vernommene Alternative nicht gefiel, hielt nicht für rathsam, die Erfüllung der Drohung zu erwarten, und suchte eiligst aus dem Cabinette zu entkommen. Durch einen besondern Zufall kam eine Hauskatze, welche die Thür des Cabinetts offen sahe, mit dem Philosophen zugleich heraus. Der Zauberer, dem dieser Umstand nicht entging, rief in einem begeisterten Tone, indem er sich zur Versammlung wandte: „Der unglück„liche Spruch wird nicht widerrufen; die Hölle „will indessen nur ein Opfer: der Schuldigste „von uns sey gleich des Todes!" — Kaum war dieses letzte Wort ausgesprochen, so sahe man die Katze in Verzuckungen fallen, die Augen schließen, zappeln und sterben.

Dieß ist das getreue Gemälde einiger Wunder dieses magischen Schauspiels. Bey jeder Vorstellung sahe man die Anzahl der Ungläubigen sich vermindern. Sobald der Eingeweihete schrie, daß er das Gespenst sähe, so machte der Pöbel das Zeichen des Kreuzes; der Priester führte den Saul an, und der Philosoph war in großer Verlegenheit, weil er den gordischen Knoten weder auflösen konnte, noch sich erkühnte, ihn zu zerhauen.

Nachdem wir dieses Schauspiel vom Parterre aus angesehen haben, so ist es nunmehr auch Zeit, es auf dem Theater zu sehen; man hat keinen Betrug mehr zu befürchten, wenn man seinen Platz bey dem Maschienenmeister nimmt. — Der Zauberer war ein Mann von Kühnheit und Talenten. Schon seine Figur glich einer Maske, die nach seinem Willen alle Leidenschaften annahm und ausdrückte; die Natur hatte seine Seele auf sein Gesicht gelegt, er würde auf der Schaubühne Garrick gewesen seyn, war aber zufrieden, es in der Gesellschaft zu seyn. Der junge Mensch, welcher in der Regel die Rolle des Eingeweihten spielte, hatte Theil an seinen Talenten, und war in das Geheimniß eingeweihet Diese Zwey mit einander völlig einverstanden, regierten die Bewegung der ganzen Maschiene. Zwanzig Jahre eher würde Fontenelle sie mit den Priestern Saturns verglichen, und mit ihren Gaukeleien seine Geschichte der Orakelsprüche bereichert haben.

Der Eingeweihete, der in dem Cabinette verschlossen war, erfuhr auf folgende jetzt ziemlich allgemein bekannte Art den Namen des Gespenstes, welches man beschwören sollte: Der

Zau-

Zauberer schlug an die Thür, und die Zahl der Schläge, welche er mit seinem Messer that, bezeichnete die Buchstaben des Alphabets; ein Schlag war das A; zwey Schläge das B, u. s. w. eine Linie, welche längs der Thür gezogen wurde, drückte das E, aus; wenn auf diese Linie ein Schlag geschah, so war es das F; folgten zwey Schläge, das G, u. s. f. zwey Linien das K; und so wurden auch die übrigen Buchstaben ausgedrückt. Der Zauberer wiederholte mit aller Sorgfalt sein tönendes Alphabet auf der Mauer des Zimmers, damit er wegen der Einförmigkeit der Linien, die Zuschauer betröge. Waren die Beschwörungen geendigt, so sagte er zu seinem Eingeweiheten: „Nehmet Euch in Acht!“ Er gab ihm dadurch zu erkennen, daß der Schatten, welchen er sehen sollte, der Schatten einer Mannsperson wäre; wurde dieser Ruf wiederholt, so war das Gespenst weiblichen Geschlechts. Der Eingeweihete hatte also zu seinen Betrügereyen nichts weiter nöthig, als Bleyweiß, ein wenig Gedächtniß, und viele Kunstgriffe. Wenn dieser junge Mensch sich vom Teufel holen ließ, so durfte er nur ein Fenster öffnen, und sich langsam auf das Dach eines Hauses, welches gleich an

dem Schauplatze war, hinunterlassen. Die Feuerflammen, welche den Officier um seine Herzhaftigkeit brachten, waren künstliche Feuerwerke, welche sehr geschickt an den Wänden des Cabinetts herum angeordnet waren; und zum Beschluß hatte die Katze, die just so gelegentlich starb, das mit Nadeln angefüllte Lammsherz verzehrt, welches zu den Beschwörungen des Teufelsbanners gedient hatte. — Ganz gewiß hatten unsere Künstler einen guten Theil ihres Glücks dem Ungefähr zu danken; doch war ihre Geschicklichkeit von noch grösserem Nutzen für sie; und sie bedurften ihrer auch um so mehr, da sie nicht mehr in dem Jahrhunderte der *Druiden*, und in der Höhle der *Sibyllen* waren.

Hätten diese Teufelsbeschwörer zur Zeit des Einfalls des *Pizarro* in *Peru* gelebt, so zweifle ich nicht, daß die Unterthanen des *Ynkas* sie vergöttert, und das spanische Glaubensgericht sie verbrannt haben würde. — Und wer zweifelt, daß die Erfinder dieses magischen Schauspiels bey einem nur wenig größern Rufe auch hier hätten vergöttert und verfolgt werden können, wie in der neuen Welt? Wenigstens ist es gewiß, daß, wenn es in *Paris* im Jahre 1757

Philosophen gab, man daselbst auch Peruaner und viele Inquisitoren fand. Gaukler von Kopf und Unternehmungsgeist werden ihren Zweck, die Menschen in Erstaunen zu setzen, fast immer erreichen, wenn man ihnen große Schauspiele darstellt, und den Stoff dazu aus der übersinnlichen Welt entlehnet. Denn von dem Erstaunen ist vielleicht nur ein einziger Schritt bis zur Leichtgläubigkeit. Der Philosoph allein zweifelt, weil er dem, was er siehet und höret, oder sich einbildet, nie ganz trauet.

Sechsundzwanzigste Erzählung.

Das klopfende kleine Gespenst.

(III. 1.)

Zu E.. im Zelleschen erhielt der Pastor M.. die erledigte Predigerstelle eines seiner gewesenen Amtsgehülfen. Er bewohnte anfangs ein sehr altes und baufälliges Haus, in welchem, nach der allgemeinen Sage, ein spukendes Wesen hausete. So lächerlich diese Sage einem so vernünftigen und aufgeklärten Manne, wie der Prediger war, auch vorkommen mußte: so erlebte er doch bald ein Ereigniß in dieser Wohnung, welches jenen Ruf des Hauses vollkommen zu rechtfertigen schien. Einige Tage nach seiner Ankunft nämlich saß er des Abends spät in seiner Studierstube und las. Alles im Hause hatte sich bereits zur Ruhe begeben, und schon war die bedeutungsreiche Mitternachtstunde er-

schienen, als es unverhofft an seine Stubenthür laut anklopfte. Er öffnete sie, um zu sehen, wer so spät noch bey ihm etwas zu suchen habe — Aber es fand sich Niemand; auch waren die Hausthüren auf das Beste verschlossen. Kopfschüttelnd und nachdenkend eilt er zu seinen Geschäften zurück. Nach Verlauf einiger Minuten klopft es abermals und zwar eben so vernehmlich und helle, als vorhin. Er untersucht zum zweytenmale und findet — Alles, wie vorhin, in der besten Ordnung.

So täuschte ihn das unsichtbare, und ihm unbegreiflich klopfende Wesen zu verschiedenen Malen. Er gab die Hoffnung zur Entdeckung des seiner festen Meinung nach natürlichen Wunders für diese Nacht auf, und entschloß sich, zu Bette zu gehen. „Vielleicht gelingt es mir, dachte er, diese sonderbare Erscheinung zu einer andern Zeit glücklicher zu untersuchen, als es mir allein jetzt möglich ist." — So nahm er sein Licht, und ein Kleidungsstück, das über einen Stuhl gelegt war, der nahe bey der Thür vor einer Wanduhr stand, und wollte sich nach seiner Schlafkammer verfügen. In diesem Augenblicke entdeckte ihm zufälliger Weise eine Maus das Geheimniß. Sie sprang aus dem

Kleidungsstücke und eilte in das Uhrgehäuse. Kaum war sie hinein, so hörte er wieder klopfen, wie vorhin, nur mit dem Unterschiede, daß er dießmal deutlich bemerkte, und völlig überzeugt wurde, daß es nicht an die nahe Stubenthür klopfte, wie es bisher jedesmal den Schein hatte, sondern an das Uhrgehäuse. Geschwind öffnete er die Uhr, und sah die schlaffe Leine noch in Bewegung, deren unteres Ende mit einer kleinen hölzernen Kugel versehen war, und an welcher das entflohene Mäuschen, und die Menge ihrer vierfüßigen Hausgenossen auf- und abzulaufen pflegte. Diese Bewegung verursachte, daß jene Kugel zu wiederholtenmalen an die inwendigen Seiten des Uhrgehäuses anschlug. — Oft schon hatte man jenes Anklopfen spukhaft vernommen; bey der Untersuchung aber nie den natürlichen Ursprung desselben entdecken können. Wäre dießmal nicht der Zufall dem Prediger günstig gewesen: vielleicht wäre auch er fürs Erste noch nicht hinter die Wahrheit gekommen.

Siebenundzwanzigste Erzählung.

Das vorbedeutende nächtliche Kirchenlicht zu Schmersow.

(I. 1. C. D. III. 1.)

Einer alten Sage zufolge wird in der Kirche des Dorfes Schmersow, unweit Prenzlau, Licht gesehen, so oft eine herrschaftliche Person des Ortes stirbt. Den 21sten August 1797, Abends um 9 Uhr, sah Herr von Sydow auf Schmersow *) einen Haufen Menschen, die sich ängstlich theilnehmend besprachen, und aufmerksam nach der Kirche hinsahen. Auf seine Erkundigung nach der Ursache davon, erwiederte man nicht ohne ein vom Mitleid eingeflößtes Stottern und Weigern: man sehe ein ahnendes Licht in der Kirche. Er ging hin, und — sah es

*) Nach dessen mündlicher Erzählung Hr. Major v. Winterfeld zu Niden mir diese Thatsache handschriftlich mitzutheilen die Güte gehabt hat.

selbst; da aber der Mond einst schon ähnliche Täuschungen veranlaßt hatte, so hielt er ihn auch dießmal für die Ursache der Erscheinung. Schiene der Mond nicht, sagte er, so würde ich selbst glauben, es brenne ein spukhaftes Licht in der Kirche; und kehrte in sein Zimmer zurück.

Etwa eine Stunde darauf kommt sein Bedienter, und sagt: der Mond sey jetzt untergegangen, das unbegreifliche Licht brenne aber noch. Zugleich bittet er um Erlaubniß, die Kirche zu öffnen. Er erhielt diese, nahm die Schlüssel zur Kirche in Empfang; aber Niemand wagte es, die Kirchthür nun wirklich zu öffnen. Vergebens bat man Herrn von Sydow, daß er dem Küster anbefehlen möchte, sich der Untersuchung an Ort und Stelle zu unterziehen. Indessen entschloß sich einer von den Knechten des adelichen Hofes, Namens Johann Döring, zu Eröffnung der Thür. Es ergab sich nun, daß man nicht in der beobachteten Sache selbst, sondern nur in ihrer Deutung geirret hätte. Es brannte wirklich Licht in der Kirche, denn es war Abendmahl gewesen, und der Küster hatte das eine der Altarlichter auszulöschen vergessen.

Achtundzwanzigste Erzählung.

Das winselnde Registratur-Gespenst. *)

(I. 1. C. III. 1.)

Als ich noch zu V.. lebte, bewohnte ich den linken Flügel eines großen Gebäudes, dessen Lage und innere Einrichtung für Einen, der Gespenster fürchtet, ziemlich schaudererregend war. Des Nachts befand ich mich in diesem Flügel ganz allein. Mehrere Zimmer umgaben meine Stube; ich konnte jedoch sie alle öffnen, ein kleines Cabinett ausgenommen, worin sich eine Registratur befand, und welches zunächst an meine Schlafkammer und den Vorsaal meiner Stube grenzte. Diese war verschlossen, und der Eigenthümer derselben schon seit mehrern Jahren todt. Man

*) Erzählt von Hrn. Heinr. Ludw. Fischer bey Hannover.

hielt daher mein Wohnzimmer, insbesondere aber das angrenzende Cabinett, für verdächtig; kein Furchtsamer wagte sich des Abends allein dahin. Man erzählte mir manches wunderbare Geschichtchen, welches sich hier zugetragen haben sollte. Ich leugne nicht, der Wunsch, auch dergleichen zu erleben, und mich selbst von dem zu überzeugen, was ich bis dahin nicht glaubte, wurde oft bey mir rege. Einst saß ich des Abends spät in der Nacht noch am Studiertische. Alles war ruhig im Hause, und eine Todtenstille hatte sich über die ganze umliegende einsame Gegend verbreitet. Nur ein kalter Nordwind sausete zuweilen in den vor meinem Fenster sich befindenden hohen Erlen. —

Plötzlich wurde meine Ruhe unterbrochen. Ich hörte ganz vernehmlich die Stimme eines sich in Noth befindenden Menschen. Ein ängstliches Winseln und Seufzen erschütterte zu wiederholten Malen mein Ohr, und mischte in das Mitleid, das in meiner Seele sich regte, zugleich ein schauderhaftes, banges Gefühl, eine Art von Furcht. Sorgfältig überlegte ich, was wohl die Ursache von den Klagetönen seyn könnte. Vor Thieren war ich gesichert; und welcher hülfsbedürftige Mensch würde mitten in der

Nacht meine Ruhe stören, und um meinen Beystand flehen? Ich untersuchte indeß den Vorsaal und die nächsten Zimmer; aber vergebens. Alles fand sich in der besten Ordnung. Natürlich fiel nun mein Verdacht auf das Cabinett. Spukgeschichten, deren natürliche Aufschlüsse uns verborgen blieben, lassen, und wären sie auch noch so abgeschmackt, immer einen je einmal wieder erwachenden beängstigenden Eindruck in unsrer Seele zurück, welchen auch die vernünftigsten spätern Vorstellungen nicht ganz zu verwischen im Stande sind. Dieß schien genau auch bey mir der Fall zu seyn. Ich horchte aufmerksam; dem Schalle nach zu urtheilen, konnte das ängstliche Winseln nirgend anders, als in jener Kammer seyn. Meine Neugierde wurde ausnehmend gespannt. Viel hätte ich darum gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, gleich den Schlüssel zur Kammer zu erhalten. Die Umstände machten indessen diesen Wunsch unerfüllbar, und ich machte mich wieder ruhig an meine Arbeit. Das mir unerklärbare Seufzen ließ sich nach Verlauf einiger Zeit abermals, und zwar in vermehrter Stärke hören. Es beunruhigte mich wirklich einigermaßen.

Noch einmal untersuchte ich Thür und

Fenster, und Alles, was einen Schall zu erregen im Stande war. Da auch jetzt meine Hoffnungen getäuscht wurden, so entschloß ich mich, so lange vor der Thür des Cabinetts zu warten, bis einmal jenes Wimmern daraus hervortönen würde. Beynahe hatte ich hier schon eine Viertelstunde verweilt, und eben war ich ungeduldig, im Begriff, hoffnungslos nach meiner Stube zurückzukehren, als die spukende Stimme sich aufs Neue hören ließ, und mir zugleich ihren natürlichen Ursprung verrieth. Es war nämlich in der gegenüberstehenden Wand ein Camin, vor welchem ein Schirm stand, den ein kleiner Schrank verbarg. Von dem Zuge der Luft wurde der Schirm gegen den Schrank getrieben und wieder zurückgezogen. Hierdurch entstand ein in der That der menschlichen Stimme auffallend ähnliches Geräusch; indessen gestehe ich gern, daß das, was dieser Aehnlichkeit abging, die Phantasie ersetzte. Alles Untersuchen würde hier vergebens gewesen seyn, wenn sich nicht zufälliger Weise in meiner Gegenwart der Schirm einmal geöffnet und wieder zugezogen hätte.

Neunundzwanzigste Erzählung.

Das Gespenst auf dem Grabe zu Malchow.

(I. 1. 2.)

Maria, gebohrne Witte, jetzt verwittwete Schneider-Meisterinn Schulze, zu Prenzlau, war vor ungefähr 40 Jahren zu Malchow Kammerjungfer, und besuchte eines Abends ihre Aeltern, die am Ende dieses Dorfs wohnten. Der nächste Weg dahin führte über den Kirchhof. Bey ihrer Rückkehr bemerkte sie auf einem frischen Grabe etwas Weißes, welches sie aber, da sie eben nicht furchtsam ist, keiner Aufmerksamkeit würdigte. Als sie indessen dem Grabe näher kam, richtete das weisse Etwas sich auf, und erschien in sitzender Menschengestalt, und blickte die vorübereilende Erschreckende starr an, ohne ein Wort zu sagen.

Diese kommt daher leichenblaß und sprachlos im Hause ihrer Herrschaft an; nachdem sie sich etwas erholt hat, erzählt sie, welch eine sonderbare Erscheinung sie gehabt habe. Mehrere gehen nun hin, das Gespenst zu sehen, finden aber keine Spur mehr davon.

Des folgenden Tages kommt der Schmidt Wolter, um Jungfer Witte, des verursachten Schrecks wegen, um Verzeihung zu bitten. Um ihn von heftigen Zahnschmerzen zu befreyen, hatte man ihm gerathen, sich mit dem kranken Backen auf ein frisches Grab zu legen; so bekomme — hieß es — der Verstorbene an der Stelle des Kranken die Zahnschmerzen. Dieß müsse aber schweigend geschehn, wenn das Mittel anschlagen solle, welchen Umstand er auch keinesweges aus der Acht gelassen habe. — „„Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn.““ Und das war die Ursache, warum er der lieben Jungfer Witte keine gute Nacht habe wünschen dürfen. *)

*) Nach der mündlichen Erzählung des Küster Witte in Niden, Bruders der Schneider-Meisterinn Schulze; und eingesandt durch Hrn. Major M. A. von Winterfeld auf Niden bey Prenzlow.

Dreißigste Erzählung.

Fünf Thatsachen, welche erweisen, daß, und warum viele Verstorbene spuken.

(I. 2. A.)

Nr. 1.

(Eingesandt von Frau Kriegesräthinn von Klenke, gebohrne Karschin zu Berlin.)

Eine Berlinerinn, die als Waschfrau ihr Brodt erwarb, hatte ihre achtzigjährige Mutter zu sich genommen, die, während daß sie den Tag über ihrer Nahrung nachging, ihrer Kinder wartete. Oft schon war die Alte bis zum Tode krank gewesen; endlich starb sie eines Morgens im Winter. Gewöhnlich legen die gemeinen Leute ihre Todten ganz entkleidet auf ein wenig über die flache Erde ausgebreitetes Stroh. In dem

nämlichen Zustande wurde der ganz zusammengeschrumpfte Körper dieser Alten seitwärts in ein dunkles Kämmerchen auf die Erde gelegt. Die jungen Leute gingen den Tag über ihren Geschäften nach, und Abends legten sie sich ruhig und ohne Grauen nieder, denn — meinten sie — alt und lebenssatt wie die gute Großmutter, wollen auch wir einst gern sterben. Das Bette stand neben der Kammerthür, und man konnte diese vom Bette aus mit der Hand erreichen. Um Mitternacht entsteht ein Gewinsel in der Kammer, welches die ganz erschrockene junge Frau erweckt. Sie horcht klopfenden Herzens und hört mit Entsetzen die spukende Alte in der Kammer umhertappen. Hu, hu, hu, hu! — hu, hu, hu, hu! so tönt es grausigt ihren Ohren, und dann wieder tappt und poltert es umher.

„Mann! Mann! — ruft das zitternde junge Weib im Bette — höre doch! um Gotteswillen, die Mutter spukt in der Kammer.“ Nichts weniger, als zärtlich, kneipt sie den Schlaftrunkenen, der sich nicht gleich ermuntern kann. Endlich weckt ihn der Schmerz. Er brummt, wie ein Bär, schilt sie eine Närrinn, und heißt sie schweigen; denn er wolle schlafen. „Ach lieber

der Herzensmann! ich kann Dir keine Ruhe lassen, höre doch den winselnden Geist, wie er um die Kammerthür hertappt. Gott! was fangen wir an, wenn er zu uns hereinkommt?" — „So zünde Licht an" — rief der Mann verdrüßlich. Wirklich hörte auch er jetzt das wimmernde und ächzende Gespenst. Hu! ein Stein hätte bewegt werden mögen. Indessen schreitet er kaltblütig über seine Frau hinweg, und zündet in eigener Person die Lampe an. Die im Bette Zurückgelassene kriecht einstweilen so tief unter das Deckbett, als möglich, und betet — oder vielmehr -- plappert Gebetsformeln, wie die Angst sie ihr eingiebt. Jetzt eröffnet der Mann — nicht ohne Herzklopfen — die Kammer. Eine verschrumpfte Gestalt, angethan mit der Todtenfarbe, schleicht dem Lichte zu, hält die Knochenhände vor sich hin, zittert, und klappert mit den Kinnbacken, als schlügen Todtenknochen an einander. Der gräßliche Anblick erschreckt ihn heftig im ersten Augenblick; aber bald erkennt er — seine aus dem Scheintode erwachte Mutter. „Ich muß erfrieren!" ruft sie zitternd, „hu, hu, hu, hu! erbarmet Euch, Kinder! oder ich erfriere."

Noch immer in Zweifel bey diesem Anblick,

ob sie es auch wirklich, oder ob es der spukende Geist der Mutter sey, blickt er forschend nach dem erhelleten Winkel des Fußbodens, wo er sie hingelegt hatte. Mit frohem Erstaunen sieht er dort eine leere Stelle. Nun erst überzeugt er sich, daß die Mutter wirklich vom Tode erstanden sey. Seine Frau, die das Herz nicht hat, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, will es weder glauben, noch mit einem Gespenste etwas zu thun haben. Aber der Mann legt kurz und gut die Alte zu ihr ins Bette. So stumm auch die Kälte diese gemacht hatte, so erwärmte und erholte sie sich doch bald, und begann ihr neues Leben. Sie hatte nur in einer schweren Ohnmacht gelegen, und lebte nach diesem Scheintode noch einige Jahre.

Nr. 2.

(Nach der mündlichen Erzählung der Frau Majorinn von Katte, gebohrnen von Merian.)

Während des Aufenthalts dieser Dame in England gehörte folgendes, gerade damals in einer der dortigen Zeitschriften bekannt gemachtes höchst sonderbares Ereigniß, in allen Gesellschaften zur Tagesordnung:

Ein reicher Engländer aus einer Provinzialstadt, deren Name der Fr. Erzählerinn entfallen ist, hatte das Unglück, einige Monate vor seinem Tode sehr von einem plötzlich entstehenden, aber gewöhnlich auch bald wieder vorübergehenden Drücken und Pressen in der Brust geplagt zu werden. Alle Mittel, die er dagegen gebrauchte, waren fruchtlos. Das Uebel nahm zu, und er konnte mit allen seinen Guineen den Tod nicht bestechen. Seine Aerzte thaten ihr Möglichstes, aber eher sie es dachten, blieb er in einem ihm plötzlich angetretenen Brustkrampfe todt. Nahe Verwandten hatte er nicht; und die entferntern waren lachende Erben. Indessen wollten sie ihre tiefe, jedoch thränenlose Rührung über den plötzlichen Tod des Herrn Vetters wenigstens durch ein pomphaftes Leichenbegängniß an den Tag legen.

Nach der Sitte des Landes bewachten den in einen prächtigen Sarg gelegten Britten des Nachts junge Leute männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese wurden, um sie munter zu erhalten, unter andern mit einer Bowle eines warmen Getränkes, welches Aehnlichkeit mit unserm Punsche hat, bewirthet. Um den Labetrunk desto vergnügter hinunter zu schlürfen, und die Zeit an-

genehmer zu verkürzen, spielten die jugendlichen Todtenwächter um Mitternacht ein Spiel, wobey hinterher Pfänder ausgelöset wurden. Es mochte wohl die Wirkung des feurigen Getränkes seyn, daß man nicht vergnügt bloß, sondern selbst ausgelassen lustig war. Dem Einen aus dem jugendlichen Kreise wurde daher bey Auslösung seines Pfandes die ganz eigene Strafe zuerkannt, daß er dem armen Todten im Sarge, der auch wohl gern eins mittränke, ein Glas ihres — Punsches in den aufstehenden Mund gießen solle. Durch Uebung und Gewohnheit schon längst dreist gemacht gegen dergleichen bewachte Todte, ward dieß, ohne den mindesten Anstand, sogleich ins Werk gerichtet. Dem Todten kullerte das warme Getränk mit einem ganz sonderbaren Geräusch hinunter, ja es wühlte hörbar noch lange in der Brust desselben. Diese unvermuthete Erscheinung nöthigte den Anwesenden ein so herzhaftes Gelächter ab, daß man bald darauf beschloß, auch das Pfand eines Mädchens, welches die Todten nicht gern berührte, auf die nämliche Art auslösen zu lassen. Indessen faßte die Furchtsame ein Herz, und goß der Leiche das Getränk ebenfalls langsam in den Schlund hinab.

Aber, o weh! wie ward das arme, schöne Kind erschreckt, als es bemerkte, daß der Todte die Augen verdrehete, und mit den an die Schultern herangezogenen Armen Miene machte, als wollte er sich aufrichten. Mit einem lauten Schrey stürzten die bestraften Wächter insgesammt zum Zimmer hinaus und ließen Leiche und Punsch im Stiche.

Es entstand ein gewaltiger Lärm im Hause: Alles ward aus dem Schlafe gekreischet; und Alles eilte mit furchtsamer Neugier dem Todtenzimmer zu. Anfangs getrauete man sich kaum hinein, denn man erblickte durch die aufstehende Thür die vermeinte Leiche — sitzend im Sarge. Endlich wagte man es, näher zu treten. Der bisherige Todte starrte sie, und sie ihn, mit großen Augen an. Auf dem Leichenhemde vor ihm saßen zwey sehr blaßgelbe große Frösche, die der aus dem Scheintode erwachte Wiedergebohrne mit dem ihm eingegossenen warmen Punsche vor sich hingespieen hatte. Sie konnten nicht hüpfen, sondern krochen nur langsam und starben einige Zeit darauf. Die vermeinte Leiche versicherte, daß ihr, seitdem sie das Drücken in der Brust gehabt habe, nie so wohl gewesen sey, als jetzt. Die vorhin lachenden Erben wünschten

dem vom Tode erstandenen Herrn Vetter „von Herzen" — jedoch sehr ernsthaft — Glück zur Punschkur. Die Wächter freueten sich, daß ihr Muthwille zufällig die tödtenden Frösche aus der beklommnen Brust gejagt hatte. Der Genesene erholte sich unter den Händen der Aerzte, die den Punsch von nun an für officinell erklärten; und das junge, schöne, aber arme Mädchen, welches die wohlthätige Froschgeburten durch ihr Eingießen des letzten Punsches, an das Tageslicht gebracht hatte, belohnte der vom Tode erstandene reiche Engländer dadurch, daß er sie heirathete.

Nr. 3.

Im Januar 1786 starb zu Leipzig zum zweyten Male Herr Joh. Gottl. Lessing, ein wegen seiner christlichen Wohlthätigkeit berühmter Kaufmann, der in dem strengen Winter vom Jahre 1785 allein für 300 Thlr. Holz unter die Armen austheilen ließ. Dieser gute Mann hatte auch zehen Jahre früher, zu Dresden schon einmal den Versuch gemacht, zu sterben. Von jedem für todt gehalten, hatte er damals wirklich schon auf dem Leichenbrette gelegen, war aber glücklich, und noch eben zur rechten

Zeit vom Scheintode wieder erwacht. Aus diesem Grunde hatte er auch vor seinem Ableben ernstlich befohlen, daß man seine Leiche länger als gewöhnlich — bis zum wirklichen Uebergang des Körpers in die allgemeine Fäulniß — im Bette liegen lassen sollte, welches auch geschehen ist.

Nr. 4.

In Waltershausen, einem herzoglich-gothaischen Städtchen, starb 1786 eine siebenzigjährige Frau. Man ließ die Leiche, noch über die vorschriftsmäßige Zeit im Bette liegen. Endlich kam die Todtenfrau, um sie zu waschen und anzukleiden. Als sie damit fertig war, und die Verstorbene mit Hülfe ihres Schwiegersohns aus dem Bette auf das Brett bringen wollte, bat sie diesen: er möchte sie bey der großen Fußzehe anfassen. Man hat nämlich den vielleicht zum Theil gegründeten Glauben, dieses verhindere das Wiederkommen der Todten, und die Furcht der hinterbliebenen Angehörigen vor dem Verstorbenen. Der Mann that es, und siehe da! wie er anfing zu heben, richtete sich die vermeinte Todte auf, und streckte beyde Arme nach ihm aus. Seinen Schreck kann man sich leicht

vorstellen. Die Scheintodte lebte nun noch drey Tage, bevor sie wirklich verschied.

Nr. 5.

(Nach der handschriftlichen Erzählung des Herrn Predigers Baldenius zu Perleberg.)

„Mein Großvater mütterlicher Seits, der Prediger Krüger zu Großen Schwechten, einem bey Stendal in der Altmark gelegenen Dorfe, war im Besitz einer Gattinn, die ihn ganz beglückte. Nicht ohne tief verborgenen Schmerz sah er daher, in der zweyten Hälfte seiner mit ihr geführten Ehe, ihre Kräfte allgemach schwinden, und der Anschein drohete über lang oder kurz ihre gänzliche Auflösung. Selbst früher noch, als er ihren Tod fürchtete, schlummerte sie am Abend eines Sonntags, ehe man es dachte, sanft und ruhig ins bessere Leben hinüber.

Ihr Arzt, der damalige Kreisphysicus aus Stendal, besuchte sie oft, seitdem sie kränkelte; und kam zufällig ungerufen auch bald nach ihrem Tode. Zwar lag sie schon, angethan mit dem Todtengewande, in der engen Behausung, worin sie der Mutter Erde wieder gegeben wer-

den sollte; zwar fand sich auch nicht die kleinste Spur von Lebenszeichen: und dennoch meinte der einsichtsvolle und äußerst vorsichtige Arzt, bey ihrer bekannten Geneigtheit zu Ohnmachten, bey ihren alten hysterischen Uebeln, und bey ihrem, ohne vorhergegangne tödtliche Krankheit, plötzlich erfolgtem Tode komme ihm ihr Todesschlummer bedenklich vor, und wenn er auch leicht irren könne, so halte er sich dennoch verpflichtet, sie noch wie eine Scheinleiche zu betrachten, und zu behandeln, überhaupt aber ihrer baldigen Beerdigung sich gänzlich zu widersetzen.

So bitter lächelnd das Gefühl des Gattenschmerzes bey dieser Aeußerung des Arztes auch aus dem Großvater sprach: so ließ jener sich doch nicht abhalten, noch einige Versuche der Erweckung aus dem Zustande der gebundenen Lebenskraft mit der Leiche anzustellen. Mit kindlicher Herzlichkeit dankten die vier unmündigen Kinder der Verstorbenen, worunter meine damals zwölfjährige Mutter das älteste war, für den schwachen Strahl von Hoffnung, daß die geliebte Todte vielleicht ins Leben wiederkehren werde. Der Arzt, nicht einsichtsvoller Geschäftsmann allein, sondern auch gefühlvoller Freund

vom Hause, that Alles, was das Amt, sein eignes Herz und jene kindlichen Bitten ihm so dringend zur Pflicht machten. Alles war indessen vergebens; und der Arzt entfernte sich, ohne seine menschenfreundlichen Bemühungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt zu sehen.

Indessen war mein Großvater dadurch doch aufmerksam auf Möglichkeiten geworden; denn wenn der Leidende beym Trosteszuspruche auch zweifelt, so wird es ihm doch nicht leicht *an allem* Sinn für das leise Flüstern der Hoffnung fehlen. Daher mochte es kommen, daß der vorhin bitterlächelnde Ungläubige von nun an fast nicht vom Lager seiner hingeschiedenen Gattinn wich.

Nach langem vergeblichen Wachen forderte die Natur endlich ihre Rechte; die Schläfrigkeit übermannte den von der Trauer mehr noch, wie vom Wachen Ermatteten, und veranlaßte, daß er, vom andern Mittage an, halb krank, das Bette hüten mußte. Der Arzt erschien wieder, und theilte seine Sorgfalt und Kunst nun zwischen dem kranken Lebenden, und der *todten* Kranken

In der schwülen Sommernacht zum Dienstage, früh um 2 Uhr, glaubte die bey der ver-

meinten Leiche angestellte Krankenwärterinn eine äußerst geringe Bewegung an der Lippe der Todten, so wie auch an einem Finger der rechten Hand, wahrzunehmen. Sie, die vom Scheintode noch keine seiner anscheinend wunderbaren Aeußerungen kennen mochte, war fast des Todes über diese ihr ganz unerwartete Beobachtung, und eilte, vor Schrecken mehr todt, als lebendig, zu dem schlummernden Hausvater.

„Ach Gott erbarm's Herr Prediger! Ihre selige Frau spukt mit Hand und Lippe." — Dieß waren die Worte des Schreckens und des Trostes, womit die Unwissende ihr Entsetzen ausdrückte, und die den erschöpften Kräften des entzückten Gatten neue Schwungkraft gaben. Er entsprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit dem Bette, und eilte mit dem Arzte der Erwachenden zu Hülfe. Letzter erneuerte nun mit regem Eifer alle die Künste, welche mit dazu beytragen mochten, die anscheinend noch immer völlig todt daliegende Hausfrau aus dem Todesschlummer schöpferisch ins handelnde Leben zurück zu rufen. Im froheſten Entzücken rief er nach einer Zeit: Hier, Freund! ist Leben, denn hier sind Spuren, unverkennbare Spuren der wiederkehrenden Lebenskraft. (Eine vor die Nase-

löchern gehaltene Daunenfeder ward vom Odem fast noch unmerklich bewegt, und in der Gegend der Herzgrube bemerkte man eine gelinde Wärme.

Nicht lange, und die Todtgeglaubte that einen Aller Herzen erfreuenden Lebensblick, und flüsterte leise und gebrochen: „Ach Kinder! warum habt Ihr mich nicht schlafen lassen? ich schlief so sanft, so ruhig."

Alle Glieder der Familie umgaben das Bette, in welches der Arzt die Scheintodte gleich anfangs wieder hatte legen lassen; alle vernahmen diese wunderbaren hocherfreulichen Worte des Lebens. Aber ich enthalte mich billig, das Entzücken zu schildern, welches die Brust jedes Einzelnen froh empor hob. Für den Ausdruck der unwillkührlichen Gefühle des freudigsten und heissesten Gedankens an die Gottheit wird jede Sprache ewig zu arm seyn.

Frau Prediger Krügern erholte sich bald nach diesem wohlthätigen Todesschlummer; — lebte, gesunder, als vorhin, noch ganzer neun Jahre in der so gleichsam erneueten vergnügten Ehe; und gebar nach diesem Ereignisse ihrem Gatten noch einen Sohn, den noch lebenden Bürgermeister, Herrn Krüger, in Stendal.

Einunddreißigste Erzählung.

Der seidene Nachtgeist zu Hanau.

(III. 1.)

„Der Kaufmann, Herr Münzenberger zu Hanau, mein Freund und Nachbar, hatte vor einiger Zeit *) das Unglück, seine sehr geliebte Gattinn im Wochenbette durch den Tod zu verlieren. Einige Wochen nachher hörten die Mädchen Abends gegen Mitternacht ein Geräusch über sich. Es war, als ob daselbst Jemand in einem seidenen Kleide auf- und niederginge. Dieß spukhafte Wesen säuselte, wie man deutlich vernahm, über den langen Gang des zweyten Stockwerks hin, dann zur Treppe herab

*) Von dem Hessencasselschen Consistorialrathe und zweyten reformirten Prediger, Herrn Eberhard zu Hanau, unter dem 29sten November 1798 mir handschriftlich eingesandt.

und verlor sich in dem im untern Geschoß gelegenen Waarenlager. In banger Erwartung horchten die Mädchen des nächstfolgenden Abends, ob das Gespenst wiederkommen würde; kaum nahte sich die Spukstunde, so rauschte auch der Geist im seidenen Kleide wieder daher. So trieb er sein Wesen wochenlang, Nacht für Nacht, zur größten Plage des Gesindes, das sich wohl hütete, der geistigen Dame — denn sie zweifelten nicht, daß sie die jüngst verstorbene Hausfrau sey — in den Weg zu treten, und ins Auge zu schauen. Lange verschwiegen sie ihrem Brodherrn das Vernommene, vertrauten es aber bald einigen Spinnfreundinnen, durch welche das nächtliche Abenteuer in wenigen Tagen das allgemeine Mährchen der Stadt wurde. So gelangte es nun auch zu Herrn Münzenbergers Ohren. Dieser, ein denkender, vorurtheilloser Mann, zweifelte Anfangs an der ganzen Sage, und erforschte die Wahrheit derselben aufs genaueste. Die Mädchen versicherten ganz unbefangen; daß er leicht mit eigenen Ohren von der Richtigkeit ihrer Aussage sich überzeugen könne, wenn er sichs nur gefallen lassen wolle, einmal die Stunde des Spukens in ihrem Zimmer abzuwarten. Dieß geschah.

Am nächsten Abend begab er sich, mit einer Laterne und einem Züchtigungs-Instrumente versehen, in die Gesindestube. Schon war Mitternacht vorbey, ohne daß man das Geringste gehört hatte; schon wollte er sich über den Aberglauben seiner Mädchen lustig machen, als plötzlich das spukhafte seidene Geräusch sich hören ließ. Sogleich ergriff er die Hetzpeitsche, und befahl den Mädchen, die Laterne in der Hand, ihm zu folgen. Zwar wollten sie sich weigern, Augenzeugen von dem Erfolge der Untersuchung zu seyn, indessen fügten sie sich doch in den ernsthafter wiederholten Befehl. Mit bebenden Schritten und klopfenden Herzen folgten sie ihrem kühnen Herrn. Alle vernahmen bis vor die Thür des Spukzimmers das Rauschen der seidenen Kleider. Sobald aber der Kaufmann die wohlverschlossene Thür öffnete, verstummte es plötzlich, und sie konnten, selbst bey der sorgfältigsten Untersuchung, nichts Verdächtiges wahrnehmen. Alle Fenster waren inwendig wohl verhangen; von einem äußerlich gespielten Betruge fand sich auch nicht die kleinste Spur. Der Unwille des etwas betretenen Hausherrn wurde noch durch den Triumph der Mädchen vermehrt. Er hielt sich noch einige Zeit in der Garderobe auf,

sah sich aber doch endlich genöthiget, unbefriedigt zu Bette zu gehen."

„Am folgenden Morgen kam er zu mir, und klagte mir seine Verlegenheit. Wir beschlossen die folgende Nacht gemeinschaftlich zu durchwachen. Ich fand daselbst noch einen Dritten vor — unsern gemeinschaftlichen Freund, Herrn Stadtschultheiß Hasenpflug, der in der nämlichen Absicht von dem Kaufmanne eingeladen worden war. Bey einem vertraulichen Abendpfeifchen erwarteten wir ruhig die Geisterstunde. Schon war Mitternacht vorüber, und noch hatten wir nichts Räthselhaftes und Unnatürliches gehört. Endlich aber begann das Geräusch ganz auf die schon beschriebene Art. Wir machten uns ohne Verzug nach auf den Weg der Garderobe, öffneten die wohl verschlossene Stube, durchsuchten auch den verborgensten Winkel, und fanden — nirgends das spukende Etwas. Verdrießlich über unsre fehlgeschlagene Hoffnung, verfügten wir uns wieder in das untere Zimmer hinab, gaben indessen noch nicht alle Hoffnung auf, das Gespenst vielleicht noch in dieser Nacht zu entdecken. Jetzt war wieder Alles stille; auf einmal ließ das unbekannte und unsichtbare Wesen sich wieder hören. Dießmal beschlossen wir,

es

es, seiner Gewohnheit nach, von der Treppe herunter kommen zu lassen, um es dann im Erdgestock in Empfang zu nehmen. Es kam, glücklich für uns, zur Treppe herab. Längst bereit zu seinem Empfange, öffneten wir rasch die Thür, und — das Gespenst war entlarvt: Eine mächtige Ratze, die sich mit einem Bogen Zuckerpapier schleppte, lief, uns allen sichtbar, davon. Offenbar hatte sie denselben von dem Vorrathe dieses Papiers genommen, den der Kaufmann auf dem Spukzimmer aufgethürmt hatte. Offenbar wollte sie ihn nach ihrem Neste im Waarenlager hinschleppen; denn dieses Nest fand sich nachher daselbst, und enthielt noch manche Ueberbleibsel zernagten ähnlichen Papieres. Aber noch blieb es uns ein Räthsel, wie die Ratze in die wohlverschlossene Stube einen Ein- und Ausgang gefunden hatte. Der abermalige Anblick der Thür des Spukzimmers lösete indessen sogleich alle unsre Zweifel. Ein sogenanntes Katzenloch, der Mäuse wegen an der ausgesägten Thürecke angebracht, war hier ein Ratzenloch geworden. Jetzt war die Reihe an Herrn Münzenberger, sein abergläubiges Gesinde, das sich vorher so unverholen seiner sichtbaren Verlegenheit triumphirend gefreuet hatte, mitleidig zu belächeln.

Zweyunddreißigste Erzählung.

Der spukende Trommelschläger und Feuerlärm. *)

(I. 4. A. B.)

„Mein seliger Vater, der zu Berlin verstorbene Hofprediger Gronau, machte, nach vollendeten Universitäts-Jahren, eine wissenschaftliche Reise durch die vereinigten Niederlande, und schiffte sich am Südersee für Amsterdam ein. Da er nie die kleinste Seereise gemacht hatte, und gerade jetzt ein sehr ungestümes Wetter einfiel: so ward ihm diese Reise sehr beschwerlich. Indessen kam er, nach einer völlig schlaflosen Nacht, und unter heftigen Kopfschmerzen, des Morgens früh glücklich in Amsterdam

*) Eingesandt vom Herrn Stadtrath Gronau zu Warschau.

an. Sein erster Gang war nach einem ihm em- pfohlenen Gasthofe. Hier bestellte er sogleich Thee, und schlief, indem er sich mit dem Kopfe auf den Tisch lehnte, ein wenig ein. Allein, kaum eingeschlummert, ward er von einem star- ken Lärm aufgeschreckt. Er hörte Feuerlärm schlagen, und lief zum Fenster, um zu sehen, ob das Feuer in seiner Nähe wäre. Er bemerkte mehrere Trommelschläger, die im vollen Lärm- schlagen begriffen waren; auch sahe er die her- beygeführten Löschgeräthschaften, und das bey solchen Gelegenheiten so gewöhnliche Durchein- anderlaufen der Leute auf der Straße, ließ ihn fürchten, daß die Gefahr dringend, und vielleicht in seiner Nähe sey. Eiligst lief er daher in das untere Stockwerk hinab, um den Wirth zu spre- chen. Er hörte beym Heruntergehen noch immer die Feuertrommel, und seine erste Frage war: wo denn das Feuer sey?" Der Wirth sahe meinen Vater mit großen Augen an, und fragte ihn: „Well myn Heer, drom you?“ *) (Wie, mein Herr! träumen Sie?)

*) Ich bediene mich hier mit Fleiß des holländischen Aus- drucks, indem ich mich ganz eigentlich erinnere, daß, wenn mein seel. Vater diese Geschichte erzählte, er die ipsissima verba des Wirthes anzuführen pflegte.

Mein Vater, der seinen Sinnen mehr, als dem ihn zurechtweisenden Wirthe glaubte, bat diesen inständigst selbst ans Fenster zu treten, um sich mit eigenen Sinnen vom Feuerlärm zu überzeugen; allein, wie ward mein armer Vater überrascht und beschämt, als er jetzt durchaus keine Spur des eingebildeten Feuers sahe, oder hörete; auch nachher von einem Jeden, bey dem er sich nach dem Feuer erkundigte, die Versicherung erhielt, daß er sich geirrt haben müsse.

Ich glaube nicht zu irren, schreibt mir der gütige Einsender dieser Geschichte, wenn ich diesen kleinen Beytrag zum dritten Theile Ihrer Erzählungen für lehrreich halte, indem durch ihn bis zur Evidenz einleuchtend wird, welch eine allmächtige Gewalt die Einbildungskraft, unter gewissen Umständen (und wer kann immer wissen, ob man sich nicht in diesen Umständen befinde?) auf uns hat. Hätte die Einbildungskraft meinem Vater mit eben der Lebhaftigkeit ein Gespenst vorgegaukelt, mit welcher er die Feuertrommel sahe und hörte: wer weiß, ob er, bey aller seiner Unbefangenheit, Philosoph genug gewesen wäre, um dieser gewissermaßen sinnlichen Erfahrung zu widersprechen? Unter Hunderten möchte es nicht Einer seyn. Beson-

ders merkwürdig scheint mir aber hier die Wirkung der Einbildung auf zwey Sinne zugleich, auf das Gesicht und das Gehör." rc.

Dreyunddreißigste Erzählung.

Der Geisterkampf in Sandau. *)

(I. 1. C. III. 1.)

Ich war im Februar dieses Jahres (1798) mit den Meinigen verreiset, und hatte meine Wohnung in Sandau unterdessen der Wachsamkeit und Sorgfalt einiger treuen Dienstmädchen überlassen und anvertrauen müssen. In der Nacht vom 9ten zum 10ten Februar hörten die Mägde, die mit den Kindern unten im Erdgeschosse schliefen, auf dem Boden über sich, ein erschreckliches Gepolter. Man horcht und zittert, und vernimmt den Unfug des Polterers immer furchtbarer. Die Angst flüstert ihnen zu, daß sie in dieser

*) Nach der mündlichen Erzählung des königl. Deichinspectors, Herrn Butz, zu Sandau im Magdeburgischen.

entsetzlichen Mitternachtsstunde entweder mit gewaltsam eingebrochenen Dieben, oder — mit Gespenstern, unter einem Dache wohnen. Die Mehrheit stimmt für das letztere, und bald sind Alle der Meinung, daß nur ein böser Geist so toben könne; „denn Diebe — so schließen sie ganz richtig — würden ja vielmehr Beruf finden, das Haus in aller Stille auszuräumen.“

Niemand getrauet sich aus den verriegelten Schlafgemächern hinaus, denn Niemand will es mit dem Poltergeiste aufnehmen. Indessen hat man glücklicher Weise den gesunden Einfall, ein Kind aus dem Fenster, auf die Straße hinaus, zu setzen, und einem der treuen Nachbarsleute, den tapfern Schneidermeister Albrecht, wecken und hülfreich herbeyrufen zu lassen. Ohne Verzug und ohne sich ängstlich zu bedenken, erscheint dieser Held, mit einer verrosteten Degenklinge bewaffnet. In einer Hand dieß Mordgewehr, in der andern das Licht, beginnt er nun den sauern Gang zur Bodentreppe hinauf, indessen die Mägde, weniger beherzt, für das Leben des Schneidermeisters gutmüthig zittern, und unten, in einiger Entfernung von der Treppe, harren, welch einen Ausgang der kühne Kampf mit dem Fürsten der Hölle nehmen werde.

Meister Albrecht wetzet auf der Treppe seinen Degen, und ruft — um sich selbst, noch über seine eigene Erwartung, beherzt zu machen, einmal über das andre: „Nun Teufel oder „Geister, wer Ihr auch seid, ich komme schon, „ich will Euch schon fassen." — Wirklich kam er auch schon, aber herzlich langsam erstieg er die Treppe. Endlich hatte er die letzte Stufe erreicht, und siehe der leibhafte Teufel, in Gestalt eines Ziegenbocks, umfing seinen drohenden Gegner, und fuhr, als ein Kind der Finsterniß vom Lichte geblendet, mit Meister Albrecht, über Kopf und Hals von der Treppe herab.

Der zitternden Hand entfiel der Degen; das Licht erlosch; ein höllischer Gestank erfüllte Aller Nasen; der arme Schneider lag hülflos zu Boden gestreckt; die kreischenden Mädchen glaubten im kritischen Augenblicke deutlich bemerkt zu haben, wie eine rauhe Bocksgestalt mit dem treuen Nachbar wie im Fluge von der Treppe herabfuhr. Sie suchten daher ihr Heil in der schleunigsten Flucht.

Endlich vernahm man das Siegsgeschrey: „Nun hab ich ihn! nun hab ich ihn! geschwind Hülfe und Licht!" Das Licht gewährte den neugierigen Mädchen

den frohen Anblick eines großen schwarzen Ziegenbocks, der einem Sandauer entlaufen, und mit dem Schneider im Kampfe begriffen war, und von diesem an den Hörnern so brav gehalten wurde, als ob gerechter Eifer ihm das Genick umdrehen wolle. — Der Bock war Tags zuvor verstohlen ins Haus gekommen. Meister Albrecht, der, des lächerlichen Zweykampfs wegen, zwar viel bewitzelt wurde, dessen Entschlossenheit ihm aber in allen Ernste zur wahren Ehre gereicht, hatte glücklicher Weise auf seiner Höllenfahrt keinen merklichen Schaden genommen.

Vierunddreißigste Erzählung.

Den Präsidenten von Thou drückt ein, dem Gefühle nach, weiblicher Alp. *)

(I. D. – III. 1.)

Der Präsident Jak. Aug. von Thou **) erlebte um das Jahr 1596 folgendes nächtliche Abenteuer: Als Schomberg und von Thou zu Saumür waren, um mit den Abgeordneten des Ducs von Vereceur Conferenzen zu halten, kamen täglich auch eine Menge von Herrschaften und Edelleuten dahin. Verschiedene be-

*) Verglichen mit Hrn. Prof. Seybolds gesammelten Selbstbiographien berühmter Männer. 8. Winterthür 1796 Band 1. Seite 550.

**) Geb. 1553., ein würdiger Sohn des berühmten ersten Präsidenten des Pariser Parlements, Christoph von Thou, eines Mannes, dessen Name schon ein Lobspruch ist.

girten auf dem Stadthause, und von Thou begab sich, um den neuen Gästen Platz zu machen, in eins der obern Zimmer, ohne im mindesten zu ahnen, daß er hier gleich in der ersten Nacht von einem Gespenste heimgesucht und geängstiget werden würde. Es war hoch Mitternacht, als der Präsident, der kaum ein Stündchen in seinem schmalen Bette fest geschlafen haben mochte, vom Alpe gedrückt, plötzlich erwachte. Was ihn drückte, war keineswegs nur dickes Blut, oder Phantasieenspiel, oder ein ängstlicher Traum; nein, die wirkliche Last eines Mehlsacks lag quer über ihn hingestreckt. Er wälzte diese spukhafte Bürde, die er, dem Gefühle nach zu urtheilen, für ein weibliches Wesen im bloßen Hemde hielt, eiligst von sich ab, und zum Bette hinaus. Baff! fiel sie auf die Fußdecke, ganz, wie ein Mehlsack fallen würde, und weckte so den Präsidenten vollends auf. Er begriff nicht, was das seyn könne, und glaubte, wirklich wachend noch eine Weile, er träume. Indessen riß er neugierig und prüfend die Bettvorhänge ganz auf, und erblickte in dem vom Mondenlichte, das in die Fenster fiel, und von einem noch glimmenden Ueberreste des Caminfeuers erleuchteten Zimmer ganz deutlich, daß er

sich wirklich einer ihn drückenden, nicht leblosen Masse entlediget habe. Diese wälzte sich nämlich eben von seinem Bette hinweg, und erhob sich dann allmälich zu einer ganz weißen Riesengestalt, die beyde Arme über dem Haupte zusammenschlug, und im Schlafgemache hin und her tappte. Um das Caminfeuer herum erblickte der verwunderte von Thou mehrere kleine nicht deutlich erkennbare Gestalten, die theils auf Stuhllehnen sich zu stützen, theils auf den Stühlen selbst zu sitzen schienen. Höchst graulich war dieser Anblick, und doch dachte unser Geisterseher noch immer, nicht sowohl an Geister, die ihn umgäben, als vielmehr an schlechte Leute, welche die Absicht haben möchten, ihn zu bestehlen. Jetzt näherte sich die wandelnde Mehlsacksmasse gar seinem Bette. Auf die von der Angst vielleicht eingegebene Frage: „Wer bist du?" — gab der Alp die vielsagende Antwort: „die Königinn des Himmels!" — Auch die Stimme wieder verrieth ihm, daß er es mit einem Frauenzimmer zu thun habe. Er sprang auf, weckte seine Bedienten, die im zunächst angrenzenden Zimmer schliefen, und untersuchte mit deren Beyhülfe die Natur des weiblichen Geistes.

Es war — eine Verrückte aus der Stadt, welche von Thou nie gesehen, und von der er nie etwas gehört hatte. Da man in der Familie nicht auf sie Acht gab, so lief sie überall umher, und wurde von Bedienten und Straßenjungen geneckt und verspottet. Für die Nacht suchte sie Schutz vor der Witterung, wo sie sie fand. Zufälliger Weise war sie dießmal in das Zimmer des Präsidenten gekommen, als er schon schlief; indem er seine Thür weder durch Schloß noch Riegel verschlossen hielt, weil seine Bedienten in der Nebenkammer lagen. Die Verrückte, die das Haus kannte, ging ohne Geräusch in sein Zimmer, entkleidete sich beym Caminfeuer bis aufs Hemde, und hängte ihre Kleider, die einige Muthwillige mit Wasser bespritzt hatten, in der Absicht, sie zu trocknen, an den Stühlen um den Camin herum. Sie selbst legte sich unbefangen über das Bette des Präsidenten hin, und entschlief. Nach einiger Zeit erwachte dieser, von ihrer Schwere gedrückt; er wollte sie abschütteln; die Närrinn fiel, und weckte den von Thou vollends auf. Die Bedienten mußten sie wegführen.

Den andern Morgen erzählte der Präsident die Geschichte dem Herrn von Schomberg,

der, so muthvoll er sonst war, sich nicht schämte, zu gestehen, er würde sich an der Stelle des Geistersehers gefürchtet haben. Schomberg brachte dieß nächtliche Abenteuer zu Angers vor den König, der das nämliche Bekenntniß von sich that. Die Geschichte verbreitete sich bald am ganzen Hofe, und gab viel Stoff zum Lachen.

Als einige Zeit nachher der König am Osterfeste in der Jakobinerkirche die Vespermesse besuchte, und man das Regina coeli (Königinn des Himmels) anstimmte, erinnerte er sich dabey des Abenteuers des Herrn von Thou, und stand auf, und suchte ihn mit den Augen. Nach dem Amte ging er im Kloster mit dem Duc von Vereceur spazieren, der sich mit dem Könige ausgesöhnt hatte, rief den von Thou zu sich, und ließ ihn seine Geschichte erzählen. Heinrich IV. und der Duc von Vereceur bewunderten und lobten die Unerschrockenheit des Präsidenten; aber dieser wünschte dessen ungeachtet, daß er nicht so allgemein zum Mährchen der Stadt geworden seyn möchte. Schomberg hatte nämlich überall sich das Vergnügen gemacht, noch Umstände hinzuzusetzen, die einem jeden ein Lächeln über den Hel-

den der Geschichte abnöthigten. (Manuscripte der königlichen Bibliothek, und der Herrn von Sainte = Marthe.)

Fünfunddreißigste Erzählung.

Ein Spuk springt in allem Ernste Micheln auf den Rücken, und läßt sich so fortschleppen. *)

(I. 1. A. B. C. D.)

Michel, der handfeste Knecht eines sächsischen Bauers, hatte schon viel von dem furchtbaren Unwesen des Brauhausgespenstes seines Wohnorts gehört, ohne den sonderbaren und mannigfaltigen Erzählungen Glauben beyzumessen, die, in den langen Winterabenden, den Spinnerinnen des Dorfes den Schlaf verscheuchten. Hu!

*) Verglichen mit der Geraischen Volkszeitung. Junius 1793.

wie grausete ihnen die Haut, wie standen ihnen die Haare zu Berge, wenn sie vernahmen, daß der aufrechtgehende, zottige Bärwolf, mit feurigen Augen und vier Bärentatzen, gleich einer Katze, nach dem Rücken der Vorübergehenden hinzuspringen pflege. Aber Michel, dem so gemüthlich war, als wären die Schürzen der Spinnstube furchtsame Närrinnen, und nicht geeignet, ein anscheinendes Gespenst zu entlarven, verlachte und bespöttelte die Furchtsamen, ohne zu ahnen, daß es ihm vorbehalten sey, nächstens eine anschauliche Erfahrung von dem wirklichen Daseyn dieses zudringlichen Gespenstes zu machen, und das Opfer derselben zu werden.

Als er eines Abends aus dem frohen Kreise eines Trinkgelages ungewöhnlich spät und einsam nach Hause ging, mußte er vor dem berüchtigten Brauhause vorbey. Ein bedeutungsreicher Zufall wollte, daß er den grausigten Glockenschlag zwölf gerade in der bedenklichsten Spukgegend tönen hörte. Möglich — dachte er jetzt — seinen sonst geäußerten Prahlereien ganz zuwider — möglich wäre es freylich, daß es hier spukte, denn dieß alte Gebäude ist fürchterlich verfallen, und eine wahre Behausung der Nachteulen und

Geister. Hu! wenn ich doch nur erst vorüber wäre!" —

Kaum hatte er diesen Gedanken halb ausgedacht: husch! da schoß der schon oft gesehene zottige Bärwolf, pfeilschnell und grausenerregend, vor ihm hin, und hing, ehe er sich besinnen konnte, centnerschwer auf seinen Schultern. Vor Angst und Schrecken eilte er nach der nächsten Bauerwohnung. Man that die Thür auf, und der Huckepack fiel hinunter und verschwand.

Alle erschraken über seine Todtenblässe und den Angstschweiß, der aus allen Theilen seines Leibes hervorbrach. Diese für ihn so entsetzliche, und lange nicht aufgeklärte Erscheinung zog ihm eine schwere Krankheit zu, an welcher der sonst so gesunde Bursche nach einigen Wochen zu sterben das Unglück hatte; nachdem er zuvor allen Neugierigen seine Geschichte umständlich erzählt, und vor seinem Vorwitze gewarnt hatte. Nun wagte es Niemand mehr, bey Nacht, und Viele nicht einmal, am hellen Tage, vor dem berüchtigten Orte vorüber zu gehen, bis nach einiger Zeit der Aufhucker seine Geschicklichkeit an einem Entschlossenern, der ganz vorurtheillos war, versuchte. Dieser hatte das Herz, seine Last mit den Händen zu betasten, und entdeckte in dem

ver-

vermeintlichen Gespenste den großen Kettenhund des nächstwohnenden Bauers. — Dieses sonst gar nicht bösartige Thier war nämlich von einem muthwilligen Jungen abgerichtet worden, aus Langerweile auf seinem Rücken zu reiten. Und diesen seynsollenden Spaß trieb der spielende Hund dann auch mit denen von seiner Bekanntschaft, die des Abends vor dem Hause vorübergingen. Da dieß bekannt wurde, schämten sich zwar die sonst Verständigen, die durch den erzählten Vorfall auf die Seite der Abergläubigen getreten waren, und es ward nun Mancherley darüber geklügelt: aber der unglückliche Michel war doch nun einmal todt.

Sechsunddreyßigste Erzählung.

Die Kirchhofs-Erscheinung zu Markau. *)

(III. 1.)

„Ich war zuerst Prediger zu Ketzür bei Brandenburg, und trat im Jahre 1745 das Predigtamt zu Markau an. Da ich hier gleich anfangs mich noch nicht gehörig eingerichtet hatte, meine Frau aber, ökonomischer Hinsichten wegen, noch zu Ketzür wohnte, so aß ich einige Wochen hinter einander, Mittags und Abends, auf dem herrschaftlichen Hofe bey dem Herrn Major von Bredow, damaligem Gutsbesitzer und Patrone der Pfarre zu Markau. Eines Mittags brachte, ich weiß nicht mehr welch ein Ungefähr, das Gespräch auf das Kapitel von Gespenstern. Die Streitenden konnten sich über das Für und Wider nicht vereinigen,

*) Erzählt vom Hrn. Prediger Stürmer zu Markau in der Mittelmark.

und endlich sollte mein theologisches Gutachten die Sache entscheiden. Ich versicherte bloß: „meine Augen hätten nie einen Geist gesehen; ich wäre auch fest überzeugt, daß sie nie einen sehen würden.“ —

Die ganze werthe Gesellschaft gerieth über diese ausweichende Erklärung in nicht geringe Verwunderung, und begriff gar nicht, wie ich das Daseyn der Gespenster, das mich doch wirklich bis in mein gegenwärtiges 74ste Jahr nie gekümmert hat, nicht wenigstens dahin gestellt seyn ließe.

Das Gespräch wurde indessen abgebrochen, und auf eine andere Materie gelenkt. Am Abend des nämlichen Tages, an welchem ich auf dem adlichen Hofe länger, als gewöhnlich verweilet hatte, mochte es beynahe 12 Uhr seyn, als ich mich empfahl und dem Pfarrhause zueilte. Ich pflegte an nassen Tagen, wo der gewöhnliche Eingang zum Pfarrhofe kothig war, über den Kirchhof nach Hause zu gehen, und wählte auch heute diesen weniger schmutzigen Weg. Kaum aber hatte ich einige Schritte auf den Kirchhof hinauf gethan: so wurde ich plötzlich von einem unbekannten Etwas gehalten, und in demselben Augenblicke schlug die Dorfuhr

zwölf. Ich kann nicht leugnen, daß dieses spukhafte Ereigniß, verbunden mit dem heutigen Tischgespräche, mir wenigstens eine augenblickliche Furcht einjagte, welche mich sogar verhinderte, herzhaft nach Dem hinzugreifen, was mich im Gehen so entschlossen und so urplötzlich aufhielt. Nach einigen Augenblicken der Unentschlossenheit wollte ichs indessen versuchen, dem Unbekannten klüglich aus dem Wege zu gehen, allein ich konnte weder zur Rechten noch zur Linken weiter vorwärts kommen. Immer wurde ich gehalten, und immer blieb mein Werda! unbeantwortet. Endlich nahm ich einen etwas grössern Umweg, und nun fand das chikanirende nächtliche Wesen keinen Beruf weiter, mich aufzuhalten. Ich erreichte nun ungehindert das Pfarrhaus, obgleich mir die Hacken bis dahin — was man zu nennen pflegt — lang wurden. Noch ganz voll von der Kirchhofserscheinung sann ich, während daß ich mich in der Wohnstube entkleidete, hin und her nach einem natürlichen Aufschlusse des anscheinenden Wunders. Nur so viel glaubte ich, dem Gefühle nach, mit Gewißheit entdeckt zu haben, daß das Betastete kein Mensch war. Aber kaum war die Magd, die mir Licht gebracht hatte, wieder

zur Thür hinaus, so begann eine zweyte Spukscene. Es zeigte sich mir außerhalb am Stubenfenster das schrecklichste aller Gesichter mit feurigen Augen; zugleich erhob sich ein fürchterliches Geschrey, welches ich in der Bestürzung nicht genau zu unterscheiden im Stande war, und für das Jammern eines Kindes hielt. In dem ersten Augenblicke konnte ich nicht anders vermuthen, als daß diese Erscheinung eine unmittelbare Fortsetzung des so eben auf dem Kirchhofe bestandenen Abenteuers sey, oder daß wenigstens einerley Ursachen hierbey zum Grunde lägen. Allein bald wurde ich eines andern belehrt. Ich trat nämlich, um dem Unfuge am Fenster ein Ende zu machen, beherzt hinzu, um dasselbe zu eröffnen. Meine Absicht aber war, die Erscheinung entweder zu einer Antwort, oder wenigstens zum Rückzuge zu nöthigen. Kaum war das Fenster nur zur Hälfte geöffnet: so drängte sich das Schreckensgesicht hindurch, und in die Stube hinein. Ich erblickte — meinen schönen, noch in Ketzür aufgezogenen Kater, dessen liebkosende Aeußerung auf das Unverkennbarste seine Freude, mich wieder zu finden, verriethen. Ich hatte ihn nämlich vor einigen Tagen in einem Sack aus Ketzür nach

Markau nachbringen lassen. Gleich nach Eröffnung des Sackes, die in meiner Abwesenheit geschehen war, entsprang er indessen, wahrscheinlich aus Furcht vor den ihm unbekannten Gegenständen und Personen. Ich weiß nicht, ob er sich die Tage etwa in Gärten, und auf Bäumen aufgehalten haben mochte; genug er war mit aller angewandten Mühe weder zu finden noch herbeyzulocken gewesen. Jetzt, wo der Hunger ihn den Wohnungen der Menschen wieder näher gebracht haben mochte, schien er mich, seinen alten, und wie es schien, lieben Brodherrn gewittert, oder beym Scheine des Lichts erkannt zu haben. Er sprang daher an das Fenster hinan, und gab durch sein gräßliches Geschrey seine Freude über meinen unvermutheten Anblick zu erkennen. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich herzlich freuete, zugleich auf eine so angenehme Weise die natürliche Ursache dieser Erscheinung entdeckt zu haben, und ich wünschte nun noch viel sehnlicher, hoffte aber auch noch viel zuversichtlicher, auch über Das, was mir auf dem Kirchhofe in den Weg getreten war, eine eben so befriedigende Auskunft zu erhalten. Und wirklich erhielt ich diese auch am folgenden Tage. Ich fand nämlich, genau da,

wo das vermeinte Gespenst mich bannen wollte, ein großes hölzernes Grabkreuz, das, wie ich hernach erfuhr, ein Tagelöhner seinem verstorbenen Kinde an dem nämlichen Tage, während meines Aufenthalts auf dem adlichen Hofe, anstatt eines Leichensteins gesetzt hatte. Unüberlegter Weise hatte er ihm gerade da einen Platz angewiesen, wo bisher die Fußgänger zu gehen pflegten, indem dicht neben dem Fußsteige die Grabstätte war."

Siebenunddreißigste Erzählung.

Die nächtliche Erscheinung einer Furie in Ketten. *)

(II. 1.)

Als Herr W.., ein munterer junger Mann, auf der Universität Göttingen studierte, ging er einmal zu einem seiner Verwandten über Land. Nach einem vergnügt zurückgelegten Abend wies man ihm sein Schlafzimmer oben im Hause an. Aus Unvorsichtigkeit vergaß er, sein Zimmer zu verschließen, und schlief über dem Lesen im Bette ein, bevor er, seiner Absicht gemäß, das Licht gehörig ausgelöscht hatte. Kaum war er eingeschlafen, so schreckte ihn ein lautes Brüllen und entsetzliches Kettengerassel

*) H. K. Fischers Beträge zur Beantwortung der Frage, ob Aufklärung schon weit genug gediehen sey. Hannover 1794. S. 38.

aus dem ersten Schlafe auf. Er hörte einige Minuten dem Ungethüme ruhig zu, unverhofft aber kam es vor seine Thür, und schlug und kratzte mit Heftigkeit gegen dieselbe. Unwillkührlich bemächtigte sich jetzt seiner eine entsetzliche Angst. Er versteckte sich, so gut er konnte, unter das Deckbette. Nur ein kleines Loch blieb seinen Augen offen, um zu beobachten, was sich zutragen würde.

Die Thür sprang auf, und eine fürchterliche Furiengestalt trat unter den scheußlichsten Geberden in die Stube. Sie glich einer nackten, hagern Mannsperson, hatte einen wüthenden Blick, sehr langen Bart, und statt der Haare, wie es ihm schien, Schlangen um den Kopf flattern. Ihr Körper war fast ganz mit Haaren bedeckt, starke Ketten umgaben die Hände, die Füße und den Leib, und an den Fingern schienen statt der Nägel Sporen gewachsen zu seyn. Sie ergriff das Licht, trat mit ihm vor den Spiegel, und besah sich einige Zeit unter Ziehung gräßlicher Geberden, untersuchte dann die ganze Stube, und trat endlich auch zum Bette.

Der arme verborgene Mann in seiner Todesangst glaubte nun nichts gewisser, als daß

er entdeckt, und ihm der Hals umgedrehet werden würde. Aber das Glück war ihm günstig. Nachdem die Schreckensgestalt das Bette besehen, und von oben bis unten mit den Händen befaßt hatte, kehrte sie wieder zu dem Spiegel zurück, um sich noch einmal durch Verzerrung der Geberden zu belustigen, und verließ sodann das Zimmer.

W . . sprang schnell aus dem Bette, und verschloß es hinter ihr; setzte Tisch und Stühle und was er fortbringen konnte, vor die Thür, um vor einem zweyten Besuch noch gesicherter zu seyn. Lange noch tobte der Unhold auf dem Saale und vor der verschlossenen Thür, bis endlich der so sehnlich gewünschte Tag anbrach, und jener sich fortbegab.

Nachdem man im Hause aufgestanden war, verließ W . . mit Freuden sein Zimmer, und dankte der Vorsehung, für dießmal dem Tode entronnen zu seyn. Man erkundigte sich, wie er geschlafen? — „Nicht sonderlich, war die Antwort, denn der Teufel hat mir seine Aufwartung gemacht.“ — Das Abenteuer wurde erzählt, man erschrak und bedanerte ihn. Die Geschichte aber entwickelte sich auf folgende Weise:

Der vermeinte Teufel war der Bruder des Hausherrn, schon seit mehreren Jahren wahnwitzig, und seit einiger Zeit bis zur Kette rasend. Er hatte ihn deswegen in einem abgelegenen Zimmer einstweilen an einen Block schmieden lassen, bis er anderweitige Sicherheitsmaßregeln treffen konnte. Keiner durfte sich ihm ohne Lebensgefahr nahen. Er hatte in der Nacht seine Ketten zerrissen, und war mit einem Theile derselben in das obere Stockwerk und in's Zimmer des Fremden gegangen. Man fand ihn glücklicher Weise ruhig auf seinem Blocke sitzen.

Ich gebe zu, daß es Herrn W.. vielleicht das Leben gekostet haben würde, wenn er Herz genug gehabt hätte, die Natur dieses Gespenstes gleich auf der Stelle untersuchen zu wollen; allein wer hieraus schließen wollte, daß man also lieber gar nicht zur Untersuchung vermeinter Gespenster schreiten müsse, der würde sehr irren. Alles, was mir aus der obigen Geschichte zu folgen scheint, ist zuförderst die Lehre: daß es die Pflicht jeder Familie sey, für den unfehlbarsten, sichern Verwahrsam derer zu sorgen, die das Unglück haben, um den richtigen Gebrauch ihrer Vernunft zu kommen; und dann zweytens, die schon sonst von mir empfohlene

Lehre: daß man beym Angriff eines vermeinten Gespenstes gehörig bewaffnet seyn, und besonders da, wo man unbekannt ist, sich nie übereilen, sondern vielmehr die größeste Vorsicht anwenden müsse, um einem Polterer in den Weg zu treten, oder ihm, als Angreifenden, wohl gar die Spitze zu bieten.

Achtunddreyßigste Erzählung.

Des Pastors Moritz Faustkampf mit dem Teufel. *)

(Nebst einem Anhange.)

(II. 2. A.)

Jacob Moritz, — so schreibt mir Herr Prediger Böldicke zu Vieritz im Magdeburgischen — war vom Jahre 1670 an einer meiner

*) Die Zuverlässigkeit dieser Nachricht verbürgt uns unter andern eine alte lateinische Inschrift, welche sich nach dem Tode des Predigers Mund zu Scholene (einem magdeburgischen Dorfe unweit Rathenow) unter dessen Schriften fand. Wahrscheinlich hat dieser Mund selbst, der zur Zeit dieses merkwürdigen Zweykampfs, Hauslehrer bey dem Landrathe von Katte war, diese Inschrift verfertiget, um die Geschichte des überwundenen Teufels auf die Nachwelt zu bringen. Hier sind die lateinischen Verse ganz so, wie sie sich unter den Papieren des Prediger Mund gefunden haben:

Asta
viator curiose!
et novum pugnae genus adspice,
pastoris et larvati diaboli ne dicam an hominis,
qui imparibus armis congressi, parem fere obtinuerunt
victoriam.

Vorfahren im Amte, und ein Zeitgenosse von dem damaligen Landrathe Balth. Fr. von Katte, seinem Kirchenpatrone. Er hatte —

Nisi quod diabolus, quod mirum, sanguine stillaverit.
In lutis facta est hæc res, quam tibi, lector sagax, veram reddam historiam.
Jacobus Mauritius,
pastor Viritzensis,
quem
quotidianæ persecutiones fortem,
insultus inimicorum intrepidum,
irrisiones ridentem,
convitia patientem,
vitreæ fractiones ferreum,
lignei missus adamantinum,
commissiones fecerunt triumphantem,
cum novo genere spirituum conflictandum nuper habuit.
Scilicet.
Functus Viritzæ sacris concionandi et administrandi laboribus.
Faustone an infausto omine Bützeram tendens
incidebat in diabolum, quem auditorem paulo ante habebat
in templo.
Qui, clava alterum Herculem repræsentans,
iuxta angusta viarum
exspectabat suum confessionarium,
non absolutionem expetens,
ast mirum confessionarium solvere gestiens
sed plagis,
sed verberibus
sed membrorum mutilatione.
Verum
Jacobum inveniebat, vere JACOBUM,
supplantatorem, qui Esavum istum probe probeque denotabat,
et malum, quod ei meditabatur, in ipsum retorquebat,
sic
ut diabolus incarnatus
non pugione fidei, sed baculo,

bevor er nach dem Dorfe Güsen versetzt wurde — der Verdrießlichkeiten mancherley, und selbst der Teufel ließ ihn nicht ungeschoren. Mit Stillschweigen übergehen wir die ersten, denn wozu sollten wir unsre Leser mit kleinen Neckereyen aus einem längst vergangenen Jahrhunderte bekannt machen? — Dagegen wollen wir jetzt von dem eigenthümlichsten Faustkampfe, in welchem je ein Prediger in Amtskleidung und Berufsgeschäften mit dem pferdefüßigen Schwarzen begriffen war, eine kurze Nachricht geben.

Als Pastor Moritz eines Sonntags im völligen Ornate nach Bützer, einem Filialdorfe von Vieritz, gehet, um daselbst zu predigen: so überfällt ihn, in der Gegend des sogenannten

non ſuffitu, ſed carnis læſæ pruritu,
non exorciſmo, ſed ſicco cataclyſmo,
victus fugatusque
victorem habebat, ſe inſequentem, qui poenas ei meditatur.
Quo conſtricto
habebant chiliaſtæ, quo ſua ſomnia alant.
Tu autem viator
quocunque acceſſeris, divulga,
antecipatum eſſe quatuordecim dies ante feſtum Michaelis
cum dracone proelium,
et mirare,
diabolum factum eſſe ordinis ſartorii,
ex ordine ſartorio factum eſſe diabolum.
Perge!

Papenstegs, (welches in einer feuchten und schmutzigen Niederung einer jene beyden Dörfer trennenden Lache für die Fußgänger gelegt ist) unversehens der Teufel in seiner ganzen Furchtbarkeit. In der einen Klaue hält er eine mörderische Keule; in der andern drohend ein Messer. Der ganze Körper, das scheußliche Antlitz nicht ausgenommen, ist rabenschwarz. Kaum hat Moritz das erste unwillkührliche Entsetzen überwunden; so entwindet er sich kräftig dem bösen Feinde, und macht in einer vortheilhaften Stellung und völlig entschlossen, Front gegen den Verfolger. Mit barscher Stimme fragt er den Schwarzen: was diese Posse bedeuten solle? und mit wem er es zu thun habe? — „Mit dem Teufel!“ erscholl es aus dem furchtbaren Rachen des Höllenfürsten, noch zehnmal barscher. Scheußlich, und einem brüllenden Löwen gleich stand er da wie auf der Lauer; und wie mit einem Sprunge ging er auch dem armen einsamen Pastor wieder zu Leibe. Diesen stärkte indessen das Bewustseyn, daß er in seinem Berufe sey. So viel Geistesgegenwart auch immer dazu erforderlich war, in einer so äußerst mißlichen Lage bey gutem Muthe zu bleiben: so gelang es ihm doch in der herzhaften Gegenwehr,

Schuman del. E. Henne sc.

dem Teufel — was man zu nennen pflegt — ein Beinchen zu setzen, und dem scheußlichen Widersacher auf diese Art zu Falle zu bringen und völlig zu überwältigen. Seine erste Sorge war nun, ihm das scharfe Mordinstrument aus der Hand zu winden. Auch dieses glückte ihm, ohne sich selbst zu beschädigen. Herr vom Messer, war er nun auch Herr vom Teufel, der, wahrscheinlich fallend, und ganz wider die Absicht seines Ueberwinders, einen Schnitt in das Gesicht bekommen hatte.

Deß freuete sich der Pastor; nicht, als ob er schadenfroh hätte Schmerzen verursachen wollen, sondern — weil er von dem scheußlichen schwarzen Teufelsangesichte ein schönes rothes Menschenblut herab tröpfeln sah, und zugleich einzelne, unwillkührlich hervorgestoßene Bittseufzer vernahm. Wahrscheinlich bangete dem Teufel, daß der über alle seine Erwartung beherzte alte Mund in seinem gerechten Amtseifer noch ernstere Schnitte in den Teufel hinein machen werde, als der Zufall schon gethan hatte.

Aber nein! Zwar genügte dem schlauen Pastor die Gesichtwunde, als Wiedererkennungs-Zeichen, noch nicht völlig; aber blutgierig, wie

sein Widersacher, war er nicht. Vielmehr machte er, um ein doppeltes Wiedererkennungs-Zeichen zu haben, einen anderweitigen Gebrauch von dem Messer. Er hatte, indem er den blutenden Ueberwältigten in dem Kothe der Lache herumwälzte, bemerkt, daß unter dem umgehangenen weiten schwarzen Mantel des Teufels eine bordirte Weste hervorsah; und dieser Westenbesatz machte ihn lüstern nach einem Zipfeltheile desselben. Rasch schnitt er dem Uebelangelaufenen einen halben Westenschoß ab, und ging damit seine Straße, indem er dem Lügenteufel, der eiligst den Rückzug in bester Ordnung machte, noch eine ernste Lehre auf den Weg gab.

Es zeigte sich bald, daß die Sonntagsweste mit dem gezeichneten Schoße einem im Gesichte bepflasterten Bedienten von dem adelichen Hofe zu Vieritz angehörte; denn das Siegeszeichen des braven Pastors paßte auf das Genaueste an den verkürzten Westenschoß. So blieb nun kein Zweifel übrig, daß Niemand anders, als eben dieser Bediente seine boshafte Geisterrolle so schlecht gespielt hatte, und für seine Bemühung so übel angelaufen war.

Viel trauriger für eine andere Teufelsmaske endete folgende Gaukeley, die ich wegen ihrer

Aehnlichkeit mit der eben erzählten hier anhange:

Im September des Jahres 1791 sprach in W.., dem Dorfe eines Fürstbischofs im südlichen Schwaben, ein handfester Metzger beym Glase Wein ziemlich beleidigend von der dortigen katholischen Geistlichkeit. An einem andern Tische saß bey hochgefüllter Weinflasche der Dorfprobst. Der horchte, schwieg und entfernte sich. Der Metzger ging gegen Abend seines Weges, kam durch einen Wald, und traf da den leibhaftigen Teufel an, so wie er mit Bockshörnern, Geisfüßen und einem feuerspeienden Rachen gewöhnlich abgebildet wird. Fürchterlich brüllte der Satan: „Ich komme, dich zu zerreißen, verfluchter Ketzer! was hast du im Wirthshause gesprochen? — Doch geh, sag's deinen Mitbrüdern, daß ich sie bald alle holen, und ihre Leichname auf den Anger werfen werde."

Der Metzger dachte unverzagt: „Ei wie? der Teufel ein Bußprediger? Er hetzte seinen Hund an ihn. Dieser packte den Satan gar unsanft beym Felle, und riß ihn zu Boden. Da fiel auch der Metzger mit seinem knotigen Wanderstabe über ihn her. Der fromme Teufel fing jämmerlich an zu schreien: „O Jesus Maria und

Joseph!" — Endlich verstummte der Teufel. Der Metzger glaubte, er wäre todt, ging zurück in's Dorf und zeigte die That an. Einige Bauern gingen mit, und fanden da einen ihrer Mitbrüder mit dem Tode ringen. Er lebte noch eine Stunde, gestand, daß ihn jener beleidigte Dorfprobst, aus tollem Eifer, eine Ketzerseele zu retten, zu dieser schwarzen Maskerade verleitet habe, und starb. —

Neununddreißigste Erzählung.

Der Geist des gebliebenen Divisionsgenerals Marceau treibt die Schildwachen bey Coblenz zurück. *)

(II. 2. A.)

Die Leiche des im Jahre 1796 im Gefecht bey Altenkirchen gebliebenen französischen Divisionsgenerals Marceau wurde nach Coblenz gebracht, und daselbst zwey Tage auf dem Paradebette öffentlich ausgestellt. Hierauf beerdigte man sie neben der Stadt feierlich in der sogenannten Brunnenstube. Dieser Berg liegt der Festung Ehrenbreitstein gerade gegenüber, und nur der Rhein trennt sie von einander.

Kaum waren vierzehen Tage vergangen, so verbreitete sich überall die Sage, daß der Gene-

*) Eingesandt durch den Handlungsdiener Hrn. Böttcher bey den Kaufleuten Gebrüder Korn zu Coblenz.

ral auf der Brunnenstube spuke. Man wollte ihn nämlich in der Chasseur-Uniform (dieses war im Leben seine gewöhnliche Tracht) mit bloßem Säbel Nachts zwischen zwölf und ein Uhr an dem Rheinufer deutlich erblickt haben. Wirklich wurden auch selbst die Schildwachen, welche in dieser Gegend standen, zu verschiedenen Malen von ihm zurückgedrängt. Der denkende Theil der Einwohner von Coblenz ahnete zwar Betrügerey; aber keiner hatte doch das Herz, die Sache gründlich zu untersuchen.

Endlich fand sich ein Student, der keck und Waghals genug war, ganz allein mit dem Geiste dieses im Leben so tapfern Generals es aufnehmen zu wollen. Er ging deswegen in einer mondhellen Nacht um eilf Uhr, nach seiner Meinung mit gehöriger Vorsicht, ganz allein nach der Gegend, wo das Gespenst sich oft schon hatte sehen lassen. Seine Vorkehrungen vor etwanigen Widerwärtigkeiten bestanden einzig darin, daß er sich mit Säbel und Pistolen bewaffnet, und mit seinen Kameraden die Verabredung getroffen hatte, daß wenn er nicht nach einigen Stunden wieder bey ihnen seyn sollte, man zu seiner Hülfe herbeyeilen möchte. Seine Freunde wurden besorgt für ihn, als sie seiner

bis Morgens um 2 Uhr vergebens gewartet hatten. Sie harreten seiner noch eine Stunde und er kam immer noch nicht. Nun gingen sie, um ihm Wort zu halten, und ihn aufzusuchen; aber — sie fanden ihn nirgends.

Des Morgens da es tagete, begegneten sie endlich einem Boten aus dem benachbarten Dorfe Metternich, der an sie abgeschickt war. Auf ihre Frage, ob er nicht irgendwo auf dem Felde einen jungen Herrn gesehen habe, erhielten sie die Antwort, daß ein junger Herr, wahrscheinlich der nämliche, nach welchem sie sich erkundigten, zu Metternich, wie es schien, an einem hitzigen Fieber krank läge, sie möchten ihn nur dort abholen lassen. Sie thaten dieß, indem sie selbst mit hineilten, ungesäumt und höchst neugierig, was der Geist mit ihm vorgenommen haben müsse.

Nachdem der übelangelaufene Geisterbanner sich einigermaßen von seinem heftigen Schrecken erholt hatte, und gänzlich zur Besinnung zurückgekehrt war, erzählte er ihnen folgendes:

„Ich war kaum eine Viertelstunde am Rheinufer, so erschien mir der Geist in der bekannten französischen Chasseuruniform. Ich stellte mich ihm entschlossen mit bloßem Säbel

und gespannter Pistole entgegen. Der Geist ließ sich aber dadurch nicht im geringsten schrecken, sondern ging gerade auf mich zu. Er war ungefähr noch sechs Schritte von mir, als es mir auf einmal kalt über lief. Mir ward unbeschreiblich sonderbar und bange zu Muthe. Unwillkührlich fielen mir Säbel und Pistol aus den Händen, und ich eilte aus allen Kräften nach Metternich. Ich wollte mich zu verschiedenen Malen nach dem Gespenste umsehen, um zu erfahren, ob es mich noch verfolge; aber es war mir unmöglich. Und wenn ich gleich auch jetzt noch fest überzeugt bin, daß die Erscheinung kein wirklich spukender Geist war, so war ich doch herzlich froh, als ich ganz ermattet das Dorf erreicht, und wieder meines Gleichen um mich hatte." —

Dieses schlecht bestandene Abenteuer ward bald allgemein bekannt und belacht, und doch bezeigte Niemand Lust, es ernstlicher mit dem Geiste aufzunehmen.

Endlich beschloß der französische Stadtcommandant, die Sache genauer zu untersuchen. Er selbst in eigener Person wollte, nachdem er überall Wachen ausgestellt haben würde, auf den Geist losgehen. Alles war gehörig und ganz

im Stillen vorbereitet, und ein jeder stand auf seinem Posten. Kaum ertönte von Coblenz her der Glockenschlag Zwölf, so erschien auch schon der Geist des Verewigten. Der Commandant, ein Soldat, dem das Herz am rechten Flecke sitzt, ging auf ihn los; zu gleicher Zeit befahl er den in einiger Entfernung ausgestellten Soldaten, anzurücken. Sie umringten den Geist, der aber erschrecklich um sich focht, bis endlich ein beherzter Grenadier von hinten auf ihn zusprang, ihn wüthend packte, und festhielt, bis ihm seine Kameraden, denen er hocherfreuet zurief, daß der Geist Fleisch und Bein habe, zu Hülfe kamen.

Man fing den fleischernen Geist lebendig ein, entwaffnete ihn, führte ihn gefangen nach Coblenz und wies ihm einstweilen in der Hauptwache ein Plätzchen auf der Pritsche an. Des andern Tages gestand er im Verhör, daß er ein Schiffer wäre und die Rolle des Geistes Marceau's zu spielen übernommen habe, um seine Handelsgefährten zu sichern, die, während daß er zu spuken pflegte, ungestört über den Rhein gefahren wären, um der blockirten Festung Ehrenbreitstein Lebensmittel zu bringen, welche ihnen immer theuer bezahlt worden wären.

Vierzigste Erzählung.

Die Judentempel-Ruine, unweit Reichenbach, ein Gespensterwohnsitz. *)

(II. 1.)

Nach dem zweyten Dresdener Frieden, im Jahr 1746, rückte das damals neuerrichtete k. pr. Regiment Markgraf Heinrich von Br., (dem ich unter dem Commando des verstorbenen Oberstlieutenants von Puttkammer, dessen Andenken mir ewig theuer seyn wird, diente,) in die Garnison Reichenbach, zwey Meilen von Schweidnitz, ein. Da ich in dieser Gegend überall Verwandte und Freunde hatte, nahm ich die Gelegenheit wahr, diese, Einen nach dem Andern, freundschaftlich heimzusuchen. Unter

*) Nach der handschriftlichen Erzählung des alten ehrwürdigen Hauptmanns, Herrn von Sommerfeld auf Rothkirschdorf bey Schweidnitz.

andern ritt ich, begleitet von meinem Kameraden, dem damaligen Adjutanten und im Jahre 1796 als Oberst verstorbenen Freyherrn von Czettritz, am 21sten Februar nach Pülzen, einem ganz nahe bey Schweidnitz gelegenen Gute, um die Familie des Oberstlieut. Bar. von Czettritz, der daselbst auf Urlaub war, zu besuchen. Der gesellschaftliche Zirkel war so ganz zum Frohsinne gestimmt, daß es uns erst spät am Abend einfiel, an die Heimkehr zum Regimente zu denken. Dazu kam noch, daß schon tiefer Schnee lag, und wir in einem außerordentlichen Schneegestöber reiten mußten. Schwerlich würden wir daher bey den freundschaftlichsten Ueberredungen der Damen dort zu übernachten, Widerstand zu leisten im Stande gewesen seyn, wenn nicht unsre Pflicht und unser Diensteifer noch stärkere Triebfedern gewesen wären. Der Adjutant mußte am andern Morgen früh zum Rapport in der Garnison seyn; und ich durfte ebenfalls den Urlaub nicht willkührlich verlängern. — Es half daher nichts, wir ließen die Reitpferde vorführen, saßen auf und achteten nicht der zahlreich fallenden verbiesternden Schneeflocken, bey denen man Weg und Steg errathen mußte.

Zwar nahmen die lieben Damen, als sie unserer Entschlossenheit nichts besseres mehr zu entgegnen wußten, zuletzt ihre Zuflucht selbst zu furchtbaren Geistererscheinungs-Geschichten, die man, laut Volkssage, auf der Straße nach Reichenbach häufig wollte erlebt haben. Indessen war dieser, von der einzujagenden Furcht vor Geistern hergenommene Bewegungsgrund freilich gerade am wenigsten geschickt, zwey junge muthige Officiere umzustimmen.

Wir begannen das nächtliche Abenteuer, und wenn wir gleich nicht ritten, wie Bürger singt:

„Und immer weiter hopp hopp hopp
„gings fort im sausenden Galopp"

so ritten wir doch; und näherten uns im gelassenen Schritte der furchtbaren Gegend, wo das nächtliche Ungethüm hauset, und dem Reisenden — wo nicht den Hals umdrehet — doch wenigstens irre führt.

Die Straße nach Reichenbach führt nämlich zwischen Gröditz und Faulbrück, über den sogenannten Ruhberg hin. Auf diesem standen damals, zwölf Schritte links von dem Wege, die Ruinen eines großen Gebäudes aus der grauen Vorzeit. Das Volk nannte sie den

alten Judentempel, aber wahrscheinlich nur deshalb, weil Reisende um Mitternacht oft ein Geräusch darin vernommen haben wollten, dem Getöse gleich, welches zahlreiche Versammlungen in Synagogen zu verursachen pflegen.

„Natürlich, dachten wir, mag der Wind, der diese frey dastehende spukhafte Ruine bey nächtlicher Stille hörbar genug durchsausete, die Furchtsamen vollends dann in Angst setzen, wenn die Gewalt ihrer Einbildungen das wirklich vernommene Getöse unendlich vergrößert, oder ihm sonst einen übernatürlichen Anstrich giebt.“

Allein wie sehr fand sich unser Unglaube beschämt, als wir der scheußlichen Tempelruine bis auf ungefähr funfzig Schritte uns genähert hatten. — „Hörst du nichts?“ rief mir der Adjutant zu, der mir vorritt, weil sein Pferd sicherer ging, und auch den Weg besser kannte, als das meinige.

Wir hörten beyde ein Geräusch im Tempel, als ob man darin sänge, und traueten anfangs unsern Ohren kaum. Je mehr wir uns indessen dem Tempel näherten, um so weniger Zweifel an der Richtigkeit unserer spukhaften und unbegreiflichen Wahrnehmung blieben uns übrig.

Denn ungeachtet der Wind von uns nach der Ruine hinblies: so unterschieden wir doch selbst einzelne Töne und Worte. Wir verfolgten herzhaft unsern Weg, der uns bis auf wenige Schritte an die Gegenstände des Spukens hinanführte. Plötzlich verstummte jetzt das singende Gespenst, aber wir hörten ein kleines Geräusch und ein Stöhnen.

Ich wollte hinan reiten, um das Unbegreifliche vielleicht zu enträthseln; aber Czettritz widerrieth es mir, und ritt zwar nicht furchtsam, aber doch ohne Aufenthalt davon. Ich blieb dennoch bey dem einmal gefaßten Entschlusse, und wollte mein Pferd aus der Straße hinaus, nach dem alten Gemäuer hinzwingen, wo die Töne herkamen; aber das schnarchende Pferd widerstrebte aus allen Kräften, ganz so, als ob es den mir noch unsichtbaren spukenden Gegenstand bereits erblicke. Ich mußte Gewalt anwenden, um meinen Zweck mit und auf dem unbändigen Thiere zu erreichen. Kaum hatte ich mich dem zu erforschenden Gegenstande um wenige Schritte genähert: so kam es mir vor, als sähe ich eine lange, weiße Gestalt von der Ruine her, sich mir nähern. Ich gestehe, daß mir die Haut zu grausen anfing. Aber welches

natürliche, uns bekannte Wesen der Erde — dachte ich — könnte auch hier in der ungestümen Witterung ohne Obdach um Mitternacht seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben? Und doch überzeugte ich mich bald auch von der Wirklichkeit dessen, was mir anfangs nur so vorkam. Indessen rief ich dem vermeinten Gespenste ein herzmachendes, sehr lautes „Wer seyd Ihr?" entgegen.

„Ach, lieber Herr! um Gotteswillen, hel„fen Sie mir, einem unglücklichen Verirrten. „Anstatt nach Peterswalde, wohin ich geschickt „bin, zu kommen, bin ich, ganz verbiestert, „nach diesem wüsten Mauerwerke gerathen; ich „konnte vor Mattigkeit keinen Schritt weiter „gehen." —

Er hatte das Lied gesungen: Auf meinen lieben Gott, trau ich in Angst und Noth — Er schwieg, sobald er Reisende sprechen hörte; und stand auf, um auf sie zuzueilen — Er erschien mir wie eine lange weiße Spukgestalt, weil er groß und ganz weiß beschneiet war — Mein Pferd schnaubte und bäumte sich, weil es, mit schärfern Sehwerkzeugen begabt, das natürliche Gespenst früher bemerkt haben mochte, als ich, und vor demselben scheuete — Es war unlenksam

und unbändig, weil es den Rappen meines Gefährten davon marschieren sah und nicht gern einsam zurück blieb — Auch mußte es, indem ich aus der Heerstraße hinauslenkte, in den tiefsten Schnee hinein. Kurz Alles war ganz natürlich; selbst der Umstand, daß mein Kamerad den spukhaften Gesang furchtbarer vernahm, und vorübereilte, denn die Haut grausete ihn noch etwas mehr, wie mir; und er hatte den an und für sich auch ganz richtigen Grundsatz: Man müsse sich nicht vorwitzig in Gefahr begeben.

Für dießmal hatte ich indessen keine Ursach, meinen Vorwitz, wenn anders meine mit Entschlossenheit verbundene Wißbegier diesen Namen verdient, zu bereuen; denn ich rettete einen Unglücklichen aus der verzweiflungsvollsten Lage. Obgleich Czettritz sogleich zu mir zurückkehrte, als ich ihm meine Entdeckung zurief: so wollte es uns, da wir ohne Bedienten ritten, doch nicht gelingen, den starren Wanderer mit auf eins von unsern Pferden zu nehmen. Er war durch den Frost zu unbehülflich geworden, als daß er selbst sich eine Nachhülfe hätte geben können. Wir schleppten ihn an der Seite unsrer Pferde theils befestigt, theils gehalten, sehr

langsam mit uns fort, und das war für seine halb erstarrten Glieder auch unstreitig das Beste; denn er bekam so allmählich das wohlthätige Feuer wieder, das ihm ausgegangen war. In dem nächsten Dorfe Faulbrück überlieferten wir den sehr dankbaren Geretteten dem Wirthe des sogenannten Straßenkretschem, gaben dem Hülfsbedürftigen einen Pflegepfennig, ritten zufrieden mit uns selbst unsre Straße weiter, und kamen früh Morgens um 3 Uhr glücklich zu Reichenbach an.

Als wir nachher in Pützen unser bestandenes Abenteuer erzählten, veranlaßten wir dadurch, daß Herr von Dresky, Gutsherr in Grädiz, dem auch der Ruhberg mit jener Ruine gehörte, diese abbrechen ließ, und so den fabelhaften Volkserzählungen von dem sogenannten Judentempel zugleich ein Ende machte.

Einundvierzigste Erzählung.

Eine Zerbsterinn macht einen Jäger sprachlos, und jagt ihn in die Flucht. *)

(III. 1)

Daß auch Männer, deren Beruf Muth und Herzhaftigkeit zu fordern und zu geben scheint, wenn Vorurtheil und Aberglaube sie beherrscht, doch durch die Kleinigkeit, die wir einen Geist nennen, erschreckt und ausser Fassung gebracht werden können, das beweiset unter andern folgender Vorfall:

Im Herbste des Jahres 1782 besuchte eine Dame aus Zerbst Herrn Major von Katte zu Zolchow bey Genthin im Magdeburgischen, dessen Hauslehrer ich damals war. Niemand wußte, daß diese Zerbsterinn die ganz ei-

*) Erzählt von Hrn. Rector Bock zu Sandau im Magdeburgischen.

gene Gabe habe, selbst ohne ihr Vorwissen und wider ihren Willen eine furchtbare Gespenstererscheinung zu veranlassen. Desto größer war der Schrecken, welchen sie gleich am ersten Abend nach ihrer Ankunft verursachte. Man freuete sich in der Wohnstube im frohen Kreise der Familie des Wiedersehens, und setzte sich dann zu Tische, um zu Abend zu essen. S—r, der Jäger des Herrn von Katte, hatte in dem Schlafzimmer der fremden Dame, welches ihr nach dem Garten hinaus, neben dem großen Saale, angewiesen war, noch einige Bequemlichkeiten in Ordnung zu bringen. Plötzlich vernahm die speisende Gesellschaft, daß man auf dem Hausflur ungewöhnlich rasch und laut hin und her lief. Hierauf rief eine Magd ganz bestürzt und unvorsichtig genug in die Wohnstube die Neuigkeit hinein: „der Jäger will sterben." —

Man hatte den Jäger so eben erst bey Tische gesehen. Alles sprang daher erschrocken auf, und eilte nach der Gesindestube, wo man ihn, an Farbe einer Leiche gleich, und fast sprachlos fand. Auf die Frage: was ihm begegnet sey? — stotterte er, indem er mit der Hand nach dem Schlafzimmer der Zerbsterinn hinwies, die Paar Worte hervor: „die gnädige Frau." —

Man suchte den Jäger wieder zur Besinnung zu bringen, und es gelang endlich. Nun erzählte er, daß, indem er mit einem Licht in der einen, und dem Waschbecken in der andern Hand, in das Schlafzimmer der fremden Dame getreten sey, er die Frau von Katte, die er doch so eben erst in der Gesellschaft beym Essen zurückgelassen, hier leibhaftig, auf einem Stuhle sitzend, wieder gefunden habe. Der gutmüthige S — r war über diese Erscheinung vorzüglich darum so erschrocken, weil er in dem Wahne stand, dieß bedeute den nahe bevorstehenden Tod dieser, von einem jeden im Hause hochgeschätzten Dame. Wirklich war die Frau Majorinn damals hochschwanger und erwartete ihre nahe Entbindung.

Nachdem der Jäger seine Erzählung geendigt hatte, begab man sich nach dem Zimmer des Schreckens, und siehe, das Gespenst — saß noch unverrückt auf dem eingenommenen Stuhle. Die Zerbsterinn hatte hier ihre Reisekleidung abgelegt, und der Zufall gab ihnen eine schreckliche Gestalt und Form. Vor einem Stuhle mitten im Zimmer, der Thür gerade gegenüber, sahe man ein Paar Damensschuhe, deren Spitzen unter einem Damensrocke, welcher von dem Sitze

des Stuhles herabhing, hervorsahen. Den Rock bedeckte ein, um die Stuhllehne herum und vorn übereinandergeschlagener seidener Pelzmantel; oben auf der Lehne hing ein Kopfputz, gerade so vorüberstehend, als ob die anscheinende Dame vor Betrübniß oder Müdigkeit das Haupt auf die Brust herabhangen ließe. Man lachte herzlich, und bewunderte den Zufall, der unbegrenzt in seinen oft spukhaften Schöpfungen ist. Nur das bedauerte man, daß er hier dem armen Jäger einen gewaltigen Schrecken gemacht hatte. Glücklicher Weise blieb indessen das Ereigniß ohne alle der Gesundheit merklich nachtheilige Folgen.

Zweyundvierzigste Erzählung.

Die beunruhigende Traumerscheinung. *)

Eine Todesahnung.

(I. 4. B.)

Ich war achtzehn Jahr alt, und bereitete mich auf der Schule zur Academie vor, als einer von meinen innigsten Jugendfreunden daselbst starb. Er war eben im Begriff, diese Schule zu verlassen, um sie mit einer andern zu vertauschen; aber der Tod, der auch des blühenden Jünglings nicht schonet, kam ihm zuvor. Kurze Zeit vorher, ehe er auf das Krankenlager geworfen ward, von welchem er nicht wieder aufstand, hatte er mir, ohne seinen Tod auch nur von fern zu ahnen, freundschaftliche Abschiedsverse gemacht, von denen ich, da sie keine Ansprüche auf poeti-

*) Von Hrn. Benkowitz zu Breslau eingesandt und verbürgt.

schen Werth machen, den Schluß nur deshalb hierher setze, weil er Bezug auf das Nachfolgende hat:

„Und wenn der Vorsicht Hand einst winket,
„Auch da laß ungetrennt uns seyn;
„Ja, wenn der Geist einst höh're Wonne trinket,
„Laß unsres Bundes uns noch freun!"

Kaum hatte er diese Verse mir überreicht, so erkrankte er, und — starb. Ich konnte sie nun noch in einer traurigern Hinsicht als Abschiedsverse betrachten. Tief gerührt trug ich mit einigen andern Mitschülern ihn zu Grabe, und lange konnte ich es nicht verschmerzen, ihn so unerwartet mir entrissen zu sehen.

Ungefähr vier Wochen nachher hatte ich eine nächtliche Ahnung, die für ein jugendliches Alter, und für eine lebhafte Einbildungskraft eine harte Prüfung genannt werden kann. Mir war, als befände ich mich in dem Zimmer der Prediger wittwe, bey welcher ich wohnte, und als sähe ich die Personen um mich, die sich gewöhnlich darin aufzuhalten pflegten. Auch war ich ganz unbefangen unter ihnen, bis auf einmal die Gestalt meines verstorbenen Freundes in dieß Zimmer eintrat, und auf mich zukam. Der Schrecken, der sich bey einer solchen Erscheinung eines

jeden bemeistern würde, ergriff auch mich, und die Angst trieb mich in eine angrenzende Kammer. Aber schrecklich! die Gestalt kam mir nach, und stellte sich vor den Winkel, in welchen ich mich hingedrängt hatte, so daß ich nun nicht mehr ihr zu entfliehen vermochte.

„Ich komme, sagte sie, um dir Nachricht von der Ewigkeit zu geben.“

Ich wußte vor Angst nicht, ob und was ich antworten sollte. Da mir aber der für mich merkwürdige Umstand nicht entgangen war, daß der Geist vor den übrigen Anwesenden vorbeyeilte, und mich allein verfolgte, so fragte ich endlich stotternd:

„Aber warum kommst Du gerade zu mir?“

„Weil Du nicht lange mehr leben wirst“— erwiederte der Todesprophet.

Nur die Erfahrung, daß man träumend fast nie consequent denkt, spricht und handelt, und daß Träume ein Gemisch von Sonderbarkeiten und Räthseln zu seyn pflegen, kann den Umstand erklären, daß und warum diese Todesbotschaft so wenig Eindruck auf mich machte, daß ich ziemlich ruhig weiter fragen konnte: Wann werd' ich sterben? —

„Den Freytag über ein Jahr!“

Erst bey dieser nähern Bestimmung meiner Todeszeit fuhr ich heftig zusammen, so daß ich davon aus dem beängstigenden Traume erwachte. Mein Blut wallete heftig, und eine unbeschreibliche Unruhe bemeisterte sich meiner in diesen Augenblicken des Erwachens. Umsonst versuchte ich stundenlang wieder einzuschlafen, umsonst dachte ich hundertmal: war es doch nur ein Traum. Ich stand auf, und wollte mich außerhalb des Bettes erheitern, zerstreuen; aber die nichtige Traumgestalt schwebte meiner nun einmal aufrührerischen Einbildungskraft auch wachend noch eine Zeitlang vor. Nie hätte ich geglaubt, daß ein bloßer Traum auch noch den wachenden vernünftigen Menschen so fürchterlich tyrannisiren könne! Ich fühlte mich geneigt, zu weinen, und machte so meinem Herzen einigermaßen Luft.

Ich erzählte nachher mit erkünstelter Gleichgültigkeit allen meinen Hausgenossen den Traum, den ich selbst unbedeutend nannte, um gleichsam mich selbst zu übertreffen. Allein dieß war nicht der Weg, der mich in der That hätte beruhigen können; und zwar darum nicht, weil Alle, die ihn hörten, unvorsichtig und gedankenlos genug waren, ein sehr bedenkliches Gesicht

zu machen, und mir ein sehr übel angebrachtes Mitleid mit meinem Schicksale äußerten, oder vorspiegelten. — Alles schien mir zu sagen, daß ich keinen gewöhnlichen Traum gehabt habe. Zugleich fiel mir die Geschichte von Personen ein, die in einem ähnlichen Falle gewesen waren, und dann wirklich zu der bestimmten Zeit gestorben seyn sollen. Meine Einbildungskraft kam mir zu Hülfe. Ich verglich die Umstände, und alle schienen mir bedenklich. Von ungefähr fand ich das Abschiedsgedicht, dessen ich vorhin erwähnte, wieder; ich las es jetzt mit sehr erhöhetem Interesse; und der Eindruck war außerordentlich, welchen die letzten Verse auf mein jetzt gewöhnlich zur Wehmuth gestimmtes Herz machten.

Was war natürlicher, als daß ich jetzt in dem Schlusse des Gedichts eine offenbare Hindeutung auf meine baldige Wiedervereinigung mit dem verewigten Freunde finden mußte? — Kurz, mein sonst heiterer Sinn ward herrschend trübe, und um meinen unbefangenen frohen Muth war's geschehen. Der Vorfall hätte die Fassung eines Mannes überwältigen können, und ich — war nur ein Jüngling — und zwar einer von dem lebhaftesten Empfindungssysteme — „Niemand „ist schläfrig zum Todesschlafe; jeder will noch

„gern ein Stündchen aufbleiben." Von der Richtigkeit dieser Wahrnehmung mich zu überzeugen, kann wohl nicht leicht die Lage irgend eines gesunden Menschen mehr geeignet seyn, als die meinige war. Indessen muß ich zu meinem Ruhme sagen, daß mich nicht sowohl der Gedanke, daß ich bald sterben würde, quälte, als vielmehr der Umstand, daß ich die Zeit meines nahen Todes so bestimmt ein ganzes Jahr hindurch vorher wußte. Auch konnte nicht leicht die Mühe von Erfolg seyn, welche ich mir gab, den Tag des Todes zu vergessen; denn es war der Tag vor Neujahr — der letzte Tag eines bedeutenden Lebensabschnittes.

Mein Traum ward in der ganzen Stadt, worin ich lebte, bekannt, und man hatte zu wenig menschenfreundliches Zartgefühl, um mich nicht hören zu lassen, wie man von Zeit zu Zeit überall in Hinsicht auf den Traum, sich nach meinem Befinden erkundiget habe, oder bey mir selbst erkundigte.

Meine Seele bedurfte im eigentlichsten Sinne des Arztes, den ich überall nicht fand. Nur sehr geübte Menschenkenner und practische Menschenfreunde haben die Linderungsmittel in ihrer Gewalt, welche in einer solchen Ge-

müthskrankheit mit Erfolg anwendbar sind — Ich litt unbeschreiblich, obwohl ich keine Mühe sparte, mich zu erheitern, und keine List unbenützt, keinen Weg uneingeschlagen ließ, mit Glück gegen meine Einbildungskraft zu kämpfen. Zu Zeiten gelang es mir zwar, mich über den unglückseligen Traum auf Stunden, und selbst auf Tage, hinwegzusetzen; dann aber verfiel ich wieder unwillkührlich in tiefe Traurigkeit. Ich kam mir wie ein Missethäter vor, der nun bald die Henkersmahlzeit zu sich nehmen soll. Indessen setzte ich meine Studien eifrig fort; und wirklich fand ich in diesem eisernen Fleiße, und in einer ununterbrochenen Thätigkeit das beste, wirksamste Mittel, meinen Gemüthszustand, wo nicht zu verbessern -- doch zu übertragen, und gleichsam im Schlummer und in Unwirksamkeit zu erhalten. Ich nahm daher unter andern auch Unterricht auf dem Klaviere. Mein Lehrer in der Musik — Herr Angerstein — jetzt Prediger in der Altmark, der von meinem Traume und seiner Wirkung auf mich gehört hatte, lenkte unvermerkt das Gespräch auf diesen Gegenstand, bloß in der menschenfreundlichen Absicht, den Seelenarzt zu machen. Wirklich war es diesem feinen Menschenkenner vorbehal-

ten, mich Seelenkranken nach und nach wieder gesund zu machen. Jede unserer Unterredungen bezweckte die Genesung meiner Einbildungskraft. Nie werd' ich es diesem seltenen Arzte vergessen, was ich ihm schuldig ward. Von ganz besonderer Wohlthätigkeit für mich waren seine Erzählungen von ähnlichen Träumen, in denen auch nicht das Mindeste in Erfüllung gegangen war, und die nur so lange und in sofern vorbedeutend gewesen waren, so lange und sofern man daran geglaubt hatte.

Von nun an gelangte meine Vernunft nach und nach wieder zu der ihr gebührenden Obergewalt über die Einbildungskraft, und ich lernte meinen Traum allmählich als eine nichtige Phantasie, als die keiner Aufmerksamkeit würdige Gaukeley eines unruhigen Schlafes, betrachten. Nur einzelne trübe Stunden erschienen noch zuweilen, in welchen mit dem Rückblick auf jenes Traumgesicht die wildwerdende Phantasie wieder mit dem Verstande gleichsam durchging. Gewöhnlich entfliehen uns Jahre, wie Stunden; aber dieß Jahr, worin Traum und Wahnglaube mir unnöthiger Weise eine so schwere Prüfung aufgelegt hatten, machte für mich eine Ausnahme. Die gewisse Erwartung eines bevorstehenden wi-

drigen Schicksals kann die unnatürliche Verwünschung des Unersetzbarsten, des Unwiederbringlichsten — der Zeit — verursachen.

Endlich nahete der bang' entgegengesehene Todestag. Ich nahm all' mein Bischen Philosophie und Selbstbeherrschung zusammen, und dennoch begann ich ihn mit einigem Grauen. Eine geringe körperliche Unpäßlichkeit, ein Schnupfen, der, gerade im Anmarsch, die mehreste Unbehaglichkeit mit sich zu führen pflegt, hätte meiner noch immer nicht völlig überwältigten Traumdeutung und meinen nur gewaltsam, nur künstlich zum Schweigen gebrachten Besorgnissen, einen gefährlichen Spielraum eröffnen können. Aber — Gott und Herrn Angerstein sey es gedankt! — der Tag ging glücklich vorüber; und nie bin ich heiterer erwacht, als am folgenden Morgen!

Dieser bedeutungslose Traum scheint, in Absicht seiner Folgen, keiner Bekanntmachung zu bedürfen; aber gewiß verdient er sie in Hinsicht auf den Trost, den er für diejenigen enthält, die ähnliche beunruhigende Träume haben und — thörichterweise beherzigen, wie ich den meinigen beherzigte!

Dreyundvierzigste Erzählung.

Der Teufel will sich mit Geld eine Seele erkaufen.

(I. 1. A. B.)

In dem Winter des Jahres 1786 ging der Feldprediger eines zu Berlin in Besatzung liegenden Regiments in der Heide vor dem Teltower-Thore spazieren. Die Fluren lagen mit Schnee bedeckt, die Witterung war strenge, und der Wind schneidend; er hatte daher sich und die Ministerialkleidung, die er zufällig eben trug, in einen Mantel gehüllet. In der Heide begegnete ihm eine arme Soldatenfrau, die, mit dem Ausdrucke des Grams und Kummers im Gesicht, und mit einem Bündel Strauchholz beladen, nach der Stadt zurückkehrte. Er ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein, und fragte sie endlich mehr zufällig und um doch etwas zu sagen,

als auf Veranlassung: ob sie auch wohl zuweilen zum Abendmahl gehe? Sie antwortete: sie sey gegangen, und auch nicht gegangen; d. h. sie hätte zum Abendmahl gehen wollen, und wäre zu dem Ende Tages zuvor zur Vorbereitung gegangen, sie sey aber gleich darauf so krank geworden, daß sie eine geraume Zeit das Bette habe hüten, und für dießmal die Handlung des Communicirens versäumen müssen. Was ihre Noth noch vergrößere, sey der Umstand, daß ihrem Manne verschiedene Wunden, die er aus dem bayerischen Erbfolgekriege mitgebracht, aufgebrochen wären, und viel Unrath, Haare u. s. w. von sich gegeben hätten. Sie könne daher nicht anders glauben, als daß böse Leute ihnen Etwas angethan, und sie behext haben müßten.

Der Feldprediger suchte ihr diesen schädlichen Aberglauben auszureden, gab ihr, um ihr Elend einigermaßen zu mildern, eine Hand voll ungezählten Geldes, so viel er in seiner Tasche fassen konnte, und ging, um ihr den Dank zu ersparen, rasch in das Gebüsch zurück, aus welchem sie beyde eben gekommen waren.

Die arme Frau, die wegen ihrer schweren Bürde, welche den Kopf niederbeugte, den Geber nicht

nicht recht angesehen, wohl aber, als dieser den Mantel zurückschlug, um Geld aus der Tasche zu holen, bemerkt hatte, daß er ganz schwarz war, erschrak über die Hand voll Geld. So viel auf einmal hatte sie lange nicht gehabt. — Ohne zu wissen, wer sie beschenkte, sieht sie den schwarzen Geber verschwinden. Hexerey hatte sie im Kopfe. Fast natürlich drängte sich ihr daher der Gedanke auf: der Teufel habe es ihr gegeben, um sie in Versuchung zu führen. — Sie kommt bestürzt nach Hause, und erzählt ihren Freunden und Nachbarinnen: der Teufel sey ihr erschienen, und habe ihr eine Hand voll Geld gegeben.

Der Feldprediger, zufrieden, die Noth dieser armen Frau gemildert zu haben, ahnet nichts davon, erfährt es aber einige Zeit nachher auf folgende sonderbare Art:

Einer von den Civilpredigern Berlins war, wie sie alle, in den Kinder-Vorbereitungsstunden eifrig bemühet, seinen Katechumenen jeden unchristlichen Aberglauben auszureden, und besonders die ohne Noth beunruhigende Meinung von einem willkührlichen Einflusse des Teufels auf die Menschen, unwirksam zu machen. — Christus, sagte er unter andern nach Maaßgabe

der Fassungskräfte der Kinder — sey in die Welt gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören; der Teufel könne also keinem Menschen erscheinen, noch weniger eine Seele mit Gelde erkaufen, oder dem Menschen irgend etwas geben." —

„Ja, Herr —, fing hierauf eins von den Kindern an — vor einigen Tagen ist er doch wirklich einer Soldatenfrau erschienen, und hat ihr eine ganze Hand voll Geld gegeben —"

Den Katecheten setzte diese naive Einrede fast in Verlegenheit; indessen versicherte er: die Frau sey unstreitig entweder betrogen, oder sie wolle betriegen; und suchte den Kindern dieß begreiflich zu machen. —

Nach einiger Zeit kam von ungefähr der milde Feldprediger zu ihm, dem er die Anecdote von der räthselhaften Einrede jenes zweifelnden Kindes zum Besten gab. Da entwickelte sich nun die Geschichte nach ihrem wahren Verlaufe und Zusammenhange.

So kann, wenn Einfalt und Wahnglaube die Köpfe verrückt haben, selbst eine wohlthätige Handlung durchaus mißverstanden, dem Teufel selbst zugeschrieben, und eine Nahrung für den Unverstand des gemeinen Mannes werden.

Vierundvierzigste Erzählung.

Der Geist der verstorbenen Frau Fischern zu Protzen.

(Auszug aus den 1798 darüber verhandelten Acten. *)

(III. 2. B.)

Unter dem 7ten Februar des Jahres 1798 ersuchte Frau von Kleist, die Frau Besitzerinn des adelichen Gutes zu Protzen, einem Dorfe in der Mittelmark Brandenburg, ihren Gerichtshalter, Herrn Bürgermeister Göring zu Neu-

*) Für die gefällige Mittheilung dieser sechs und zwanzig Bogen starken Acten sage ich Herrn Bürgermeister Göring zu Neu-Ruppin, und Herrn Prediger Beuster zu Wustrau, durch dessen Vermittelung ich sie erhielt, hierdurch im Namen der Menschheit den wärmsten Dank; denn die Bekanntmachung derselben muß nothwendig ähnliche Gaukeleyen seltener machen, und kann also nicht anders, als wohlthätig, auf die bürgerliche Gesellschaft einwirken.

D. H.

Ruppin, sich möglichst bald zu ihr heraus zu bemühen, um eine auf dem Fischerschen Bauerhofe daselbst sich zugetragene ärgerliche Spukgeschichte, die das ganze Dorf beunruhige, und, wegen zu befürchtender Diebereyen, unaufhörlich nächtliche Wachen veranlasse, gerichtlich zu untersuchen, die bis dahin noch unentdeckten natürlichen Triebfedern dieser anscheinenden Unnatürlichkeiten ans Tageslicht zu bringen, und über die Schuldigen die gehörigen Strafverfügungen zu verhängen.

Nach den zu Protzen am 9ten, 10ten und 27sten Februar 1798 verhandelten Acten gehörten damals zum Personale im Wohnsitze des Poltergeistes

1) der Bauer Johann Fischer zu Protzen, der seit drey Monathen seine Ehefrau, Anne Louise geborne Schrödern, im Wochenbette verloren hatte;
2) dessen über siebenzig Jahr alte Mutter, die Altsitzer-Wittwe Regine Fischern;
3) die Fischersche Dienstmagd, Louise Henriette Anne Sophie Feltin, (in den Acten auch Fettinen genannt) 17 Jahr alt, die erst seit vierzehen Tagen — und
4) der Knecht Johann Christian Langer-

hans, der seit vier Jahren — bey dem Bauer Fischer diente.

Ferner haben in dieser Koboldsgeschichte gerichtliche Aussagen gethan:

5) Der Prediger zu Protzen, Herr Sachse;

6) Christoph Deter, herrschaftlicher Wirthschaftsschreiber;

7) Friedrich Pätzold, ein zur Spukzeit zufällig durch Protzen wandernder Hildesheimischer Huf- und Waffenschmidts-Gesell;

8) Der Compagnie-Chirurgus Hr. Rodewald, Regiments Prinz Ferdinand;

9) Ludwig Zerahn, Dienstknecht bey Hrn. Prediger Sachse;

10) Johann Ebel, Dienstknecht beym Bauer Frost, dem Nachbar vom Wohnsitze des bösen Geistes; und

11) Joh. Joach. Fr. Lerchenfeld, ein Tagelöhner.

Der Bauer Fischer gab unter andern Folgendes zu Protocoll: „Meine Frau starb vierzehn Tage vor Martini vorigen Jahres als Kindbetterinn, und bald darauf folgte ihr auch das neugeborne Kind. Meine Mutter hatte in keinem guten Vernehmen mit ihr gelebt. An-

fangs war im Hause alles ruhig, am 31sten Januar aber fing die Verstorbene, während daß ich verreiset war, plötzlich an, zu spuken."

„An diesem Tage hatte meine Mutter dem Knecht aufgetragen, etwas Kien zur Leuchtung anzuschaffen. Der Knecht zerspaltete zu dem Ende den Klotz, welcher dem Sarge meiner verstorbenen Frau zur Unterlage gedient hatte, und der dadurch gewonnene Kien ward in die Stube gebracht. Hier schlafen Mutter und Dienstmagd in einem Bette; ich und der Knecht hingegen liegen im Pferdestalle. Als wir am Morgen des 1sten Februars in die Stube traten, erzählten uns die Frauensleute, daß in der Nacht ein Spuk mit dem Kiene fürchterlich nach dem Bette geworfen habe." — Ich suchte sie dieses Vorfalls wegen zu beruhigen, und bat sie, nicht davon zu sprechen, damit meinem Bauerhofe kein übler Ruf daraus erwachsen, und überhaupt kein ärgerliches Gerede dadurch veranlaßt werden möchte. Man erfüllte indessen diese meine Bitte nicht.

Am Tage war es gewöhnlich ruhig im Hause; aber schon am nächstfolgenden Morgen klagten die Frauensleute abermals über das nächtlichspukhafte Poltern und Schmeißen in

der Wohnstube. Wirklich fanden wir auch den Kien in der Stube zerstreuet umherliegen.

Meine Mutter meinte: „dieß Unwesen komme von meiner seligen Frau her, weil sie so schnell gestorben sey; und sicher habe der zerhauene Kienblock, wegen des daraufgestandenen Sarges, das Umherfliegen des Kiens veranlaßt.“ —

„Ich ließ nun allen Kien aus der Stube heraus, nach einer hinter der Scheune erbaueten Torfkammer tragen, und glaubte, so die Ruhe im Hause hergestellt zu haben; aber wie sehr irrte ich! — Am folgenden Morgen klagte meine Mutter ängstlich, die Verstorbene habe nicht bloß wieder Kien in die Stube umhergeworfen, sondern ihr auch mit diesem Holze in den Kopf geschlagen. — Ich dröschte mit meinen drey Hausgenossen des Morgens auf der Scheune. Die Magd entfernte sich, um die Kühe zu füttern. Als sie zu uns zurück kehrte, und durch den vordern Theil der Tenne eintrat, fielen hinten in der Scheune drey Kienstücke, und auch außerhalb derselben fiel deren Eins nieder, ohne daß wir bemerkten, oder begriffen, wie und durch wen diese Würfe geschahen. Nachmittags vernahm ich, wenn ich auf dem

Hofe oder im Hausflure war, ein fürchterliches Klopfen und Quiken, welches aus der Stube kam, in welcher meine Mutter und die Magd beym Spinnrocken saßen. Dießmal hatte die Mutter, nach Beyder Versicherung, ein Herz gefaßt, und die Unsichtbare angeredet, so daß folgendes Gespräch entstanden war:

Die Mutter: „„Anlieschen! bist Du't? — Bin ick Die to nah kamen, so vergef mie't! un geh wedder in Dien Kämmerlein; Oder wat is Dien Begehr?*) (Anne Louise! — so hieß die verstorbene Hausfrau — bist Du es? Bin ich Dir zu nahe gekommen, so vergib es mir, und gehe wieder in Deine Ruhstätte zurück, oder was ist sonst Dein Begehr?)

Der Geist: (dem Gehöre nach unter dem Bette:) Det Tüch sall verkööpt weren! Verkööp! verkööp, Lieschen sall köpen! (Das Zeug soll verkauft werden! Verkaufe! Louise (die Magd) soll kaufen.)

Lieschen: Wat sall ik denn kööpen?

Der Geist: Röcke! Schörten! (Schürzen.)

Lieschen: Sallen se düer verkofft weren? (Sollen sie theuer verkauft werden?)

*) Etwa die Frage des bösen Gewissens? — —

Der Geist: Nee, nich düer!

Lieschen: Se sind to lang.

Der Geist: Schnied af! Schnied af! (Schneide ab, mache sie kürzer!)

Die Mutter: Heb' ick Die denn wat to Lede dohn? — (Hab' ich Dir denn etwas zu Leide gethan?)

Der Geist: Nee! — Christian!

Die Mutter: Wat sall de? —

Der Geist: De het den Kehnblock intwey hackt, wo myn Sarg drubstund — dafär will ick em klüten. (hat den Kienblock, worauf mein Sarg stand, zerhauen, dafür will ich ihn schmeißen.)

Die Mutter: Ick will all den Kehn verbrennen.

Der Geist: Nee! klüten! klüten!""

„Als hierauf des Abends mein Knecht zu mir und den Frauensleuten in die Stube trat, kam, wie es mir schien, vom Bette her, ein Stück Kien an den Arm des Knechts geflogen. Bald nachher wollte ich mir beym Caminfeuer eine Pfeife Taback anzünden; jetzt flog mir, wie mit einem Kreiselwinde, ein großes Stück Holz, welches noch kurz vorher in der Küche gelegen hatte, mit Heftigkeit gegen den Ellenbogen, so

daß er mir noch des andern Tages schmerzte. Mutter, Knecht und Magd waren hierbey gegenwärtig. Nach diesem Vorfalle holte ich mir Nachbar Frost's Knecht, und spielte mit ihm und meinem Knechte zum Zeitvertreibe Karten. Da das Holz von dem Kienblocke im Camin bereits verbrannt war, so flog nun ein Stück Eichenholz, welches ich ebenfalls kurz vorher in der Küche gesehen zu haben, mich erinnere, zwischen uns hin; Mutter und Magd lagen in der nämlichen Stube schon im Bette, wachten aber noch."

„Am Morgen des letztvergangenen Sonntags kam die Mutter unwillig zu mir in den Stall, und klagte, daß der Kobold Alles im Hause zerschmeisse. Wirklich lagen die Scherben von allerley zerbrochenem Hausgeräthe haufenweise im ganzen Hause umher. Selbst die Käse, welche auf dem Ofen trocknen sollten, waren in den Schmutz auf die Erde geworfen."

„Bisher war der Schaden, welchen der Poltergeist anrichtete, großentheils in meiner Abwesenheit geschehen; vom Sonntage Abend an aber wurden die Stücken Holzes, die Leuchter, Feuerzeuge und Laternen, die Eier, die gläsernen

Flaschen und das irdene Geschirr auch in meiner Gegenwart lebendig. Es war nämiich in der Abenddämmerung, als ich mit dem Bauer Frost in der Stube saß, und wir einen auf dem Camingesimse stehenden Leuchter zwischen uns hin, auf den Tisch, an welchem wir saßen, fliegen sahen. Die Magd, welche dießmal ohne die Mutter bey uns war, wollte nicht gern allein nach der Küche gehen, wo sie ein Geschäft hatte, und bat mich, mitzukommen. Indem ich in die Küche eintrat, stieß mir Etwas mit der nämlichen Bierflasche, die ich kurz vorher noch in der Stube auf dem Tisch gesehen hatte, vor die Brust; sie fiel zur Erde und ging entzwey."

„Kurz vorher holte meine Mutter Kaff von dem Boden; bey dieser Gelegenheit wurde die Hand der Magd, welche auch mit — und vorangegangen war, nach ihrer Versicherung von geworfenem Glase leicht berührt. Bey der Rückkehr von dem Boden, wo die Magd hinter der Mutter ging, bekam diese in der Gegend des Ohres einen argen Schmiß mit dem Scherben einer zerbrochenen irdenen Satte. Ich sah die Wunde bluten *), und ging, als wir das Unge-

*) Nach der Untersuchung des Compagnie-Chirurgus, Hrn. Rodewald, wozu die Gerichte diesen aufforderten, fand

thüm des Geistes nicht länger ertragen konnten, mit meinen Hausgenossen zum Nachbar Frost, und verschloß indessen das Haus."

„Um acht Uhr kehrte ich, begleitet vom Schreiber Peter, von den Söhnen des Gärtners Leusch, dem Branntweinbrenner Rohr, und den Bauern Dittmann und Frost, in den Wohnsitz des Kobolds zurück. Auch die Magd schloß sich beherzt wieder an uns an; die Mutter hingegen blieb in Frost's Hause zurück. Einige von den Anwesenden spielten Karte; plötzlich flog gegen den Arm eines der Spielenden ein Ey, und bald darauf bekam der nämliche einen Schmiß mit dem Feuerzeuge, welches auf dem Camin gestanden hatte. Endlich flog auch die Stalllaterne herbey, ohne daß wir bemerkten, woher sie kam."

„Um zehn Uhr ging die Magd wieder zum Nachbar, um mit der Mutter da zu übernachten. Ich blieb mit meinem und Frost's Knecht und dem Nachtwächter in der Stube, und Alles blieb ruhig. Gegen Morgen kamen jene vom Nachbar zurück. Ich legte mich jetzt aufs Bette

sich in der Quetschung am Kopfe freylich eine kleine Hautverletzung eines Viertelzolles lang und kaum eines Strohhalms breit.

der Mutter; mein Knecht lag auf der Ofenbank, um auch ein wenig zu ruhen. Plötzlich entstand an dem Caminbrette ein Geräusch, und zwar von inwendig; zugleich bekam der Knecht einen Schmiß mit der Mohnkeule; ein anderer flog an die Wand, und mittelst eines dritten mit dem andern Ende der zerbrochenen Mohnkeule fiel dieses auf das Bette, worauf ich lag. Woher diese Schmisse kamen, weiß ich nicht."

„Eine Stunde darauf erfolgte, in Anwesenheit des Gärtners Leusch, von außen an die Stubenthür ein Schmiß mit dem Kesselhaken, und zwar so heftig, daß man den Knall davon in des Nachbars Hause vernommen hatte. Nachher geschah noch ein ähnlicher starker Schmiß mit einer kleinen Bank von außen gegen die Stubenthür, während daß die Frauensleute nicht in der Stube waren. Endlich fiel auch noch eine Glasflasche vor der Stubenthür nieder; aber dießmal waren Mutter und Magd in der Stube. Am Mittwoch früh hatte meine Mutter die Suppe zum Frühstück in den Ofen gesetzt; als sie nachher den Topf mit derselben herausnehmen wollte, hatte das Gespenst die Suppe in den Trank ausgegossen, wie die Brod-

brocken der Suppe, die nun im Viehtranke schwammen, deutlich erwiesen."

Mit dieser Aussage des Bauers Fischer stimmet das, was die Magd, die alte Fischern, der Knecht und einige andere Personen, so fern die letzten bey einzelnen spukhaften Wahrnehmungen zugegen gewesen waren, hatten protocolliren lassen, im Ganzen überein. Um meine Leser nicht mit Wiederholungen zu ermüden, erwähne ich hier nur noch eines wichtigen und bedeutungsreichen Zusatzes der Magd und des Knechts. Jene sagte unter andern aus:

„Als die alte Fischern in der ersten Spuknacht sich gegen eilf Uhr mit mir ins Bette gelegt hatte, fing es zuförderst an, zu batzen; dann flog der Kien in der Stube umher, und endlich zu uns ins Bette. Wir beyderseits lachten darüber, denn ich, zu meinem Theile, glaubte anfangs, daß jemand in der Stube wäre, der sich einen Spaß mit uns machen wolle, weil Christian, unser Knecht, Tages vorher gesagt hatte, wir wären so furchtsam, daß man uns mittelst einer Blase mit einigen Erbsen jagen könne. Wie aber endlich die Kienstücke zu uns nach dem Bette hinzufliegen anfingen, da ward

mir bange. Auch dauerte das Schmeißen bis zwey Uhr nach Mitternacht; also viel zu lange für einen Spaß. In der folgenden Nacht endeten die nämlichen spukhaften Beunruhigungen erst um drey Uhr gegen Morgen. In beyden Nächten erleuchtete der Mond die Stube, aber weder ich, noch Mutter Fischern, erblickten in derselben einen Schmeißenden."

„In dieser zweyten Nacht klagte mir die alte Fischern, daß der Poltergeist ihr die Nachtmütze abreißen wolle, so, daß sie dieselbe halten müsse. Um mich davon zu überzeugen, sagte sie, ich möchte nur einmal über das Bette hinüberreichen. Als ich dieß that, schlug mir ein unerkanntes Etwas dreymal über die Finger. Ich weinte, vor Angst, aber die alte Frau lachte darüber; mir ward gar nicht wohl dabey zu Muthe, die Fischern hingegen blieb immer gutes Muths, und meinte doch, dieß möge wohl ihre verstorbene Schwiegertochter seyn."

In dem Protocolle von 10ten Februar heißt es unter andern, daß der Fischersche Knecht Langerhans Folgendes ausgesagt habe:

„Den Tag, an welchem der Poltergeist gedrohet hatte, er wolle mich schmeißen, kam des Abends, als ich mich mit dem Kopfe auf den

Tisch gelegt hatte, auch wirklich ein Stück Kien nach mir hingeflogen, und bald darauf, wie ich eben damit beschäftigt war, mir eine Pfeife Taback zu stopfen, kam ein zweytes. Nachher schlummerte ich am Tische ein wenig ein, und erhielt einen dritten Schmiß mit Kien. Ich trat nun an das Caminfeuer, an welchem mein Herr eben eine Pfeife anzünden wollte. Diesem flog jetzt plötzlich ein Wurf mit einem großen Stücke Holz, das ich vorher in der Küche liegen sah, an den Arm. Nun ward uns bange; wir holten uns des Nachbars Knecht." —

„Am Sonntage Abend, als Mutter Fischern zum Nachbar hinüber gegangen war, die Magd aber erst am Ofen, dann am Bette saß, geschah im Beyseyn mehrerer Personen von außen ein heftiger Wurf an die Stubenthür. Als der Branntweinbrenner mit der Laterne das, womit geworfen seyn mochte, in der Stube suchte, kam eine bisher im Fenster stehende irdene Tabackspfeife auf die Laterne geflogen. Als hierauf wir alle eiligst zur Stube hinaus liefen, und zwischen der Thür uns drängten, bekam ich von oben einen sehr schmerzhaften Schmiß auf den Arm; die Magd war, wenn ich nicht irre, unter denen, die sich drängten, die hin-

terste.

terste. Als wir auf den Hof kamen, zerfiel eine gläserne Flasche vor uns; sie war, so viel ich bemerkte, die nämliche, welche kurz vorher noch halbvoll in der Stube auf dem Tische stand, denn diese vermißte ich nachher gänzlich." —

„An demselben Abende schmiß es, ebenfalls in Abwesenheit der alten Fischern, aber im Beyseyn der Magd, in der nämlichen Stube mit Pantoffeln und einer Milchsatte; bald traf es mich, oder den Brauer Leutsch, bald den Gärtner Dittman und die beyden Krausens. Von wem dieses Schmeißen geschah, bin ich nicht gewahr worden. Da ich mich nun überhaupt im Hause nicht sicher glaube, so bitte ich um die Erlaubniß, jetzt gleich aus dem Dienste meines Herrn gehen zu dürfen, es sey denn, daß er mir dafür einstehe, daß mir kein Leides geschehen solle, und daß er mir, widrigenfalls, dafür gerecht werde."

Auf diese letzte Erklärung ward ihm die Versicherung gegeben, daß von Gerichtswegen solche Vorkehrungen getroffen werden würden, daß er weiter nichts zu besorgen habe. Man hielt ihm Wort, obgleich die Kleistischen Gerichte durch die zweckmäßigsten, zweytägigen Verhöre vieler Personen nur die der Wahrheit so

ungünstige Bemerkung gemacht hatten, „daß fast alle vernommene Leute nur sehr schlechte Beobachter sind, die nur immer von der Vorstellung übernatürlicher Vorgänge ausgehen, voller Furcht sind, und daher nur unbestimmt von geschehenen Würfen auszusagen wissen, ohne die geringste Bemerkung über die Ursachen derselben gemacht zu haben, so daß ihre Aussagen wenig, oder gar nicht, zur Aufklärung der Sache dienen können."

Ich komme jetzt auf diejenigen Bemerkungen, aus welchen sich auf eine, wenigstens jedem Unbefangenen und Vorurtheillosen genügende Art ergiebet, daß jene anscheinend wunderbare Spukereien offenbar durch Menschenbetrug bewirket wurden. Höchstwahrscheinlich waren diese Gaukeleien das Werk der alten Fischern und deren Magd; möglicher Weise aber können auch andre Gaukler getäuscht haben. Im ersten Falle hat die plumpe Farce auch nicht einmal das Verdienst eines fein angelegten und ausgeführten Planes. Zwar wurden dadurch viele Menschen mehrere Tage lang in dem Wahne erhalten, als ob die vermeintlich übernatürlichen Schmisse nicht von Menschenhänden geschähen: aber beweiset dieses wohl mehr, als

den gänzlichen Mangel an richtigem Beobachtungsgeiste — und die herzliche Einfalt derer, welche so oft geschmissen wurden, ohne auch nur ein einzigesmal die Bewegung der schmeißenden, betrügerischen Hand, oder auch nur die Gegend genau zu bemerken, aus welcher der Wurf herkam? — Ohne Zweifel würde der Betrug auf der Stelle entdeckt worden seyn, wenn der Knecht, nach welchem das Gespenst so oft schmiß, als er sich mit dem Kopf auf den Tisch gelegt hatte, und wirklich schlummerte, nur ein einzigesmal so besonnen gewesen wäre, sich nur so zu stellen, als ob er schliefe, und indessen dem Kopfe unvermerkt eine solche Lage zu geben, daß er schielend die verdächtigen Personen beobachten konnte. Aber Leute, die den Kopf voller Albernheiten und Wunder haben, denken kaum an ein solches Beobachten und Nachspüren etwaniger natürlicher Ursachen. — Doch zur Sache:

1.

Das Erste, wodurch der ganz natürliche Gedanke erweckt und genähret wird, daß hier eine Büberey, ein absichtlicher Betrug obwalte, ist das gründliche Schreiben der in allem Betracht achtungswürdigen, protzenschen Gutsherrschaft

an deren Gerichtshalter, vom 7ten Febr. 1798, in welchem unter andern bemerkt wird, daß die alte Fischern die Aeußerung ihres Sohnes, bald wieder heirathen zu wollen, sehr ungern vernommen, und daher allerdings ein großes Interesse habe, den Bauerhof in den Ruf zu bringen, als hause ein Kobold darin. Diese Alte hatte nämlich ihrem Sohne die Wirthschaft erst übergeben, und das Herrschen im Hauswesen schien ganz in ihren Wünschen zu liegen. Sie war — wie sich aus den Acten ergiebt — eine von den sogenannten bösen Sieben, die wegen der an ihrer Schwiegertochter verübten Mißhandlungen auch selbst schon hatte vor Gericht gefordert werden müssen. Ueberhaupt lebte sie mit der jungen Hausfrau höchst unverträglich, ja täglich in Zank und Streit; und der lebhafte Wunsch, nun wieder aufs Neue allein Frau im Hause zu seyn, scheint allerdings im genauesten Zusammenhange mit den Bemühungen zu stehen, es darnach zu machen, daß sich nicht leicht eine Person entschließen möchte, als Ehefrau ihres Sohnes in dessen Wirthschaft einzutreten, und mit einem argen Geiste, bey dem man weder Tag noch Nacht Ruhe habe, und der alles zerschmeiße, unter einem Dache zu wohnen.

2.

Laut gerichtlicher Aussage geschah das Schmeißen des angeblichen Geistes nur nach dem Untergange der Sonne, also unter Begünstigung des Mangels des wohlthätigen und aufklärenden Tageslichtes. Entweder ein bloßes Caminfeuer, oder eine ärmliche Lampe, waren die einzige Erleuchtung der Stube, wo die Würfe geschahen, vielleicht gar des ganzen Hauses, worin es spukte. Wessen Auge vermag eine geringe, absichtlich im finstersten Winkel der Stube, und im günstigsten Augenblicke vorgenommene, geheime Bewegung der schmeißenden Hand zu bemerken? — —

3.

Die spukhaften Würfe — geschahen nur dann und nur da, wann und wo die alte Fischern und die Magd, oder wenigstens eine von ihnen, gegenwärtig waren. Zwar ist im Protocolle die Rede von einer einzigen Ausnahme — ich meine die, wo auswärts und zwar nur vor der Thür nicht gegen die Thür, eine Flasche zerfiel; allein wer kann sich auf die Aussage so überaus leicht getäuschter, einfältiger Beobachter verlassen, welche die Frage der Ge-

richte: „War bey dieser Erscheinung die alte Frau, oder die Magd gegenwärtig?“ fast jedesmal mit einem: „das weiß ich nicht — darauf hab' ich nicht gemerkt“ — beantworteten? — Auch kann dieß einzelne Mal ein Hund oder eine Katze im Hause die Bouteille umgestoßen haben.

4.

Die alte Fischern sowohl, wie die Magd waren, nach vielfacher Bemerkung der Protocolle, bey den verschiedenen spukhaften Ereignissen im Ganzen ruhig und ohne Furcht, obgleich sie in einzelnen Fällen (wo es ihnen, um den Trug nicht zu offenbar zu spielen, nöthig scheinen mochte) vorgaben, sich gefürchtet zu haben. Ja so sehr es auch selbst der Natur des Beherztesten und Vorurtheillosesten widerspricht, ohne Schauder und Entsetzen einen Geist — wenns möglich wäre — sprechen zu hören: so knüpften doch beyde, anstatt vor dem Geiste die Flucht zu ergreifen, vielmehr ein sehr vertrauliches Gespräch mit demselben an. Kinder in der reinsten Unschuld können nicht unbefangener mit einander schwatzen! — Und wenn auch die Magd, die beym Wiedererzählen der Thaten des Poltergeistes immer lachte und auch

dadurch sehr verdächtig wurde — nach ihrer Aussage, einmal schüchtern von dem Spinnrocken aufgesprungen seyn will, um der Unterhaltung mit dem Geiste auszuweichen: so ließ sie sich doch von der alten Fischern leicht zureden, nur da zu bleiben, damit sie ihr bezeugen könne, „daß das Zeug verkauft werden solle, und daß der Geist unter dem Bette, das alles so bestellt habe.“ Wer kann in diesem Wunsche nach einem solchen Zeugnisse den stärksten Verdacht einer planmäßigen Büberey verkennen? — Die Alte, mit dem Zwecke, das Haus ihres Sohnes in bösen Ruf zu bringen, wünschte zugleich die Sachen der Verstorbenen, wegen ihres etwanigen Reizes für eine kleiderarme Bäuerinn, bald zu versilbern; und nebenbey sollte vielleicht die Magd, unter andern auch durch die Hoffnung des wohlfeilen Kaufes, gewonnen und für ihren Zweck bestochen werden. Der Eifer, die einmal übernommene Rolle gut zu spielen, verleitete die alte Fischern, die so gern die Furchtsame gemacht hätte, einigemal zu der Versicherung, daß sie sich sehr fürchte, obgleich die Magd immer lachenden Muthes sey. Ja sie verklagte sogar die, ihrem Plane ganz zuwider, immer lächelnde Magd in deren

Beyseyn; und diese fuhr dennoch fort, durch ihre Mienen zu verrathen, daß sie die ganze Gaukeley durchschaue, des Lachens über die Leichtgläubigen sich nicht enthalten und also die ihr aufgedrungene Rolle nicht anders, als schlecht, spielen könne. Sie war noch halb Kind, 17 Jahr alt. Daß die alte Fischern sich nur furchtsam stellete, beweiset auch die gerichtliche Aussage der Magd, „daß jene, bey den vorhin erzählten Vorfällen der ersten Nächte, gelacht, und selbst da, wie es ihr dreymal auf die Hand geschlagen habe, gutes Muths gewesen sey; wodurch sie selbst dann freilich nach und nach auch beherzt habe werden, und zuletzt ebenfalls habe lachen müssen.“ — Uebrigens betheuerte sie, als sie hörte, daß sie der Durchstecherey mit der alten Fischern verdächtig sey, ihre Unschuld mit vielen Thränen; überhaupt aber auf eine Art, die jenen Verdacht nicht bestätigte. Zu einem Bekenntnisse der Mitschuld war sie durchaus nicht zu bewegen.

5

Als der Hauskobold die Speise, die dem fleißigen Hauswirthe neue Kraft und Stärke zur Arbeit geben sollte, schadenfroh vom Feuer weg-

zunehmen, unter den Viehtrank zu gießen und so die häusliche Zufriedenheit immer ernstlicher zu stören begann: gab die Frau Gutsbesitzerinn von Obrigkeits wegen den ihren Einsichten zur Ehre gereichenden Befehl, daß die alte Fischern und die Magd bis dahin, wo der Gerichtshalter die Sache förmlich untersuchen werde, nicht weiter in dem Sitze des Ungethüms geduldet werden, sondern einstweilen anderswo hausen sollten. Diesem Befehle wurde am 7ten und in der Nacht zum 8ten Febr. auch gemäß gelebt, und so erhielten die denkenden Beobachter des Unwesens einen starken Mitbeweis, daß jene beyde nun entfernte Weibsleute selbst, die Teufeleien spieleten; denn während dieser Zeit blieben die Speisen unangetastet, der Kien hatte keine Flügel mehr, das noch übrige Hausgeräth blieb unzerschmissen, die Menschen im Fischerschen Hause waren ihres Lebens völlig sicher; kurz, man vernahm daselbst auch nicht die kleinste übernatürliche Erscheinung mehr. —

6.

Als am 8ten Febr. häusliche Geschäfte — das Buttern und Käsen — die Gegenwart der vom Hause entfernten Weibsleute wieder nöthig

machten, und diese vom Hauswirthe gewünscht, so wie von Frau von Kleist stillschweigend erlaubt wurde: hatte man zuvor absichtlich im Dorfe bekannt werden, und besonders auch der alten Fischern und ihrer Magd sehr bestimmt zu Ohren kommen lassen, „daß in diesen Tagen, auf Ansuchen des Bauers Fischer selbst, gerichtliche Untersuchung bevorstehe." — Dieß schien der alten Mutter, die an ihrem Sohne einen Gläubigen, der gar nicht zweifeln könne, zu besitzen geglaubt haben mochte, höchst unerwartet zu kommen, und auf sie, die schon aus früheren Erfahrungen als Inquisitinn den Ernst der Gerichte kannte, einen Einfluß zu haben, den man wohlthätig nennen kann: denn der Poltergeist entwich plötzlich, und ließ sich auch am ganzen Buttertage nicht wittern.

7.

Herr Prediger Sachse zu Protzen zeigte am 10ten Februar den von Kleistischen Gerichten wörtlich Folgendes an: „Es war Dienstags Abends nach 6 Uhr, als ich mich, um einige Beobachtungen über das Gaukelspiel anzustellen, nach dem Fischerschen Hause verfügte. Ich

brachte unter andern in Vorschlag, daß die alte Fischern einmal nach der Küche gehen möchte, weil es, wie ich vernommen hätte, nur in deren Gegenwart spuke. Es wurde mir gesagt, daß dieses nur dann Statt fände, wenn Niemand zugegen, die Stubenthür aber verschlossen sey. Ich mußte es nun freilich geschehen lassen, daß sie ohne Begleitung ging; aber ich drang darauf, daß sie nicht ohne Licht ginge. Beym Hinausgehen hörte ich sie die Ober- und Unter-Hausthür zumachen. Drauf ging sie in die Küche, klapperte daselbst mit der Ofenthür, und kehrte alsdann zurück. Jetzt vernahm ich einen kaum hörbaren Wurf, worauf ich schleunigst die Stubenthür eröffnete, und einen kleinen blechernen Durchschlag wahrnahm, den die alte Fischern mit den Worten aufhob: „da ist er!" Wie ich die Küche untersuchen wollte, trat ein mir unbekannter Mann in das Haus ein, und sagte: er habe durch eine Ritze zwischen der Hausthür deutlich gesehen, daß die alte Frau selbst den Durchschlag von sich geschleudert habe. Ich wollte diesen Augenblick der Verwirrung zur völligen Aufklärung benutzen; und um sie zum Geständnisse zu bringen, ergriff ich sie, da sie am Heerde in der Küche stand, an

beyden Armen, und sagte: „Pfui, schäme sie sich, daß sie solche Narrenpossen treibt.“ — Sie schwieg eine ganze Weile, und sagte endlich ganz verzagt: „Nein, ich bin's nicht gewesen.“

8.

Der Unbekannte, dessen Hr. Pred. Sachse erwähnt, ist der zur Spukzeit zufällig durch die Gegend von Protzen wandernde Handwerksbursche Petzold, ein denkender, in seinem Stande seltener, achtungswürdiger Mann. Er hörte überall in den Schenken von dem Wunder des Fischerschen Hauses reden, und wenn die Bauern in einem bedenklichen Tone von dem unergründlichen Ungethüm schwatzten: so schüttelte Er, bedenklich in einem andern Sinne, den Kopf dazu. Indessen ward eine edle Wißbegierde in ihm rege, und er beschloß, nicht von dannen zu weichen, bis er entweder von seinem bisherigen Unglauben, in Betreff solcher körperlichen Aeußerungen körperloser Wesen, durch die Erfahrung zu besseren Ueberzeugungen bekehret worden seyn, oder den vermeintlichen Geist in seiner Blöße angeschauet haben würde. Da er, dem Ideengange der protzenschen Gemeindeglieder gerade entgegen, von der

Voraussetzung ausging, daß hier ein bloß menschlicher entdeckter Betrug obwalte: so verfügte er sich in der Absicht, Beobachtungen anzustellen, nach dem Fischerschen Hause und brachte den Tag über darin zu. Er hörte, daß sich Fischer eine Suppe bestellte, und als man diese, um sie zu kochen, zum Nachbar tragen wollte, „damit der Kobold sie nicht wieder umstoße" — so erklärte er, man möchte sie nur im Fischerschen Hause an das Feuer setzen, er wolle sie schon bewachen, und stünde dafür, daß dem Topfe mit der Suppe nichts Leides widerfahren solle. Man gab ihm indessen einstimmig zur Antwort: „das könne nichts helfen;" — und so ward nun die Suppe dennoch zum Nachbar getragen.

Da nun während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit alles ruhig geblieben war, fragte Fischer ihn: ob er, als ein Fremder, etwa den Geist bannen könne? — Petzold antwortete mitleidig lächelnd: „Das verstehe ich nun zwar nicht;" und fügte, wie man so zu sagen pflegt — hinzu: „aber was giebt Er mir,*) wenn ich

*) Eine Frage, wie man sie unter Freunden und Bekannten, ja selbst von solchen Personen, die es sich zur Schande rechnen würden, sich jeden Liebesdienst bezahlen

Ihm dennoch offenbare, wie die Sache (natürlich) zugehet?"

Hierauf entstand nun die Sage, als ob Petzold den Fischerschen Kobold bannen könne und wolle. Von der Ortsherrschaft kam daher gegen Abend der Befehl: es sollten sich alle fremden Leute aus dem Fischerschen Hause entfernen. Nicht lange nachher hörte Petzold, der mit mehreren Einwohnern von Protzen folgsam das Haus geräumet hatte, daß der Kobold seinen Unfug schon wieder beginne. Er konnte dem Drange seiner Wißbegierde nicht ferner widerstehen; sondern verfügte sich mit einigen andern eiligst wieder dahin. Da indessen die Stube bereits voll neugieriger Menschen war, so sah er sich genöthiget, mit dreyen Knechten aus dem Dorfe vor dem Stubenfenster stehen zu bleiben.

„Als wir eine kurze Zeit hier gestanden hatten" (so lautet es in der gerichtlichen Aussage des Petzold vom 10ten Februar) so ging die alte Fischern, mit einem Lichte in der Hand,

zu lassen, oft höret; indessen nahm die alte Fischern von diesen Worten den Hauptbeweis der Ungültigkeit des Petzoldschen Zeugnisses wider sie, her, indem sie in diesen Worten einen Beweis des gröbsten Eigennutzes und der nachherigen Rache finden zu müssen vorgab.

aus der Stube auf den Hausflur hinaus. Um sie zu beobachten, trat ich mit dreyen Knechten (ich glaube, aus dem Dorfe, bloß die Neugierde und der Zufall hatten sie zu mir gesellet) nach der offenen Hausthür, und sah die alte Frau nach der Küche gehen. Bey ihrer Rückkehr aus derselben suchte sie dem Anscheine nach, ein mir unerkennbares Etwas mit dem Rocke zu verbergen. Die Knechte machten ihr eine gleichgültige Bestellung an den Knecht des Hauswirths; sie versprach, diese ausrichten zu wollen, und machte indessen die ganze Hausthür zu. Diese bestehet aus einer Ober- und Unterthür; zwischen beyden ist eine Ritze eines kleinen Fingers breit. Ich sah von nun an mit einem von den mir unbekannten Knechten durch diese Ritze, an welche die alte Fischern unstreitig nicht dachte, und machte daselbst folgende, entscheidend wichtige Entdeckung."

„Die Fischern ging nochmals nach der Küche, kehrte eben sobald aus derselben zurück und verbarg auch jetzt noch, mittelst des Rockes jenes Etwas, das sie mit der rechten Hand hielt. Das Licht trug sie in der linken."

„Ich wurde nun ganz deutlich gewahr, daß sie selbst Das, was sie bisher mit

dem Rocke verborgen hatte, gewaltsam von sich schleuderte, bey dem dadurch verursachten Geräusche laut aufschrie: „Herr Jesus! Herr Jesus!" und dann in die Stube hineinlaufen wollte. In diesem Augenblicke kam der Herr Prediger eiligst aus der Stube heraus. Zugleich erlosch das von der Fischern getragene Licht — ich glaube, von dem raschen Eröffnen der Stubenthür. Wie man geschwind ein anderes brennendes Licht aus der Stube brachte, nahm die alte Frau jenen Durchschlag von der Erde auf, und sagte: „Da ist er!" (nämlich der polternde Durchschlag.) Ich trat jetzt durch die (indessen eröffnete) Hausthür ins Haus, packte den rechten Arm des alten Weibes und sagte: „Nein, hier! meine Herren! hier ist er — der „polternde Teufel—! geben Sie sich keine Mühe, „ihn anderswo zu suchen."

Ich erzählte auf der Stelle mit wenig Worten, was ich durch die Thürritze deutlich gesehen hatte. Die alte Fischern war sehr überrascht; indessen nahm sie, nach einer kurzen Bestürzung, ihre Zuflucht zum Läugnen — „„Nein! es ist nicht so; ich bins nicht gewesen"" dieß war es, was sie vorzubringen wußte!"

„Ich trat hierauf mit in die Stube, und

theilte

theilte froh meine Entdeckung allen Anwesenden mit. Indessen Niemand (Hr. Pr. Sachse hatte sich bereits entfernt) glaubte mir; Niemand wollte von der vermeintlichen Teufeley ablassen."

„Nachher holte man mich, als ich in dem Kruge war, noch einmal nach dem Fischerschen Hause, um meine Beobachtungen, ganz der Wahrheit gemäß, noch einmal aus meinem Munde zu hören. Ich genügte den Wünschen der Bauersleute, und fügte zuletzt hinzu, indem ich auf die alte Fischern wies: „Ja, ja, da sitzt der Teufel auf der Ofenbank, und spinnt." Die Fischern schwieg anfänglich dazu, sagte aber zuletzt: „„Ich weiß auch nicht, warum Er das nachsagt. *) Er hat hier den ganzen Tag gesessen, Er kann ja nun einmal gehen; und wenn Er nicht geht, so wird es Ihm nicht gut gehen.""

„Wegen dieser Drohung forderte ich alle Anwesende auf, mich, wenn ich unrecht gethan

*) In den Acten fol. 24. steht wirklich: „nachsagt." Nachsagen heißt aber bei gemeinen Leuten so viel, als: wiedererzählen, ausplaudern. Wenn daher das Wort: nachsagt nicht etwa ein Schreibfehler ist, nicht etwa noch sagt heißen soll: so hat ja die alte Fischern ihre Gaukeley, in Gegenwart einer ganzen Stube voller Menschen, selbst eingestanden! —? —

hätte, festzusetzen; im Kruge, wohin ich nun zurückkehrte, sey ich zu finden. Da ich vermuthen konnte, daß die Sache zur gerichtlichen Untersuchung kommen würde, so beschloß ich, diese abzuwarten, und nicht eher aus dem Dorfe zu gehen. Es war mir empfindlich, fürchten zu müssen, daß mir, der ich doch meiner Beobachtung so gewiß bin, nach der Abreise vielleicht allerley Unwahres nachgesagt werden möchte. — Zwar haben mir nachher mehrere gesagt: ich solle nur machen, daß ich aus dem Dorfe käme, es möchte mir sonst nicht gut gehen; ich habe mich aber dennoch nicht abhalten lassen, zu bleiben, um diese wahrhafte Aussage, wie hiermit geschiehet, gerichtlich zu thun."

„Der Deponent — heißt es in den Acten — war, nach wiederholter Erklärung der Wichtigkeit des Eides und Verwarnung wider den Meineid, erbötig, diese seine umständliche Aussage eidlich zu erhärten; und es ist zu bemerken, daß er sie, in Gegenwart der alten Wittwe Fischern, und mit außerordentlicher Besonnenheit that, und sich überhaupt als einen sehr vernünftigen und völlig leidenschaftlosen Mann zeigte. Auch konnte von der Wittwe Fischern nicht der geringste

Grund angegeben werden, warum der Mann etwas Nachtheiliges wider sie aussagen sollte, da sie sich vorher einander gar nicht gekannt, und sich einander nicht beleidigt hatten, er vielmehr im Fischerschen Hause freundschaftlich aufgenommen und bewirthet worden war. Alle diese Umstände geben der Angabe eines Mannes, der so viel ruhige Vernunft und Besonnenheit, und einen so richtigen Beobachtungsgeist zeigte, die höchste Wahrscheinlichkeit. ꝛc.

9.

Die gerichtliche Aussage eines aus Wusterhausen gebürtigen, damals in den benachbarten Dörfern Stöffin und Walchow als Tagelöhner arbeitenden Knechts Lerchenfeld, der mit noch zweyen Protzenschen Knechten vor dem Fischerschen Hause gestanden und mit Petzold zugleich durch die Hausthürritze gesehen hatte, als der Durchschlag geworfen wurde, stimmt, ungeachtet das Verhör mit ihm mehrere Tage später, (am 27sten Febr.) angestellet wurde, vollkommen überein. Auf die Frage der Gerichte: ob er es beschwören könne, daß er die alte Fischern wirklich mit dem Durchschlage habe schmeißen sehen, antwortete er entschlossen:

„Ja, das will ich beschwören, so hoch, als es Einer verlangt; das habe ich wirklich gesehen.“ Man fragte ihn ferner, ob er den Schmiedegesellen sonst schon gekannt habe, worauf er versicherte, daß er ihn nicht gekannt, und, vor dieser gemeinschaftlichen Wahrnehmung, nie mit ihm gesprochen habe.“

10.

Die Fischersche Magd betrug sich im Anfange des Verhöres gerade so, wie von einem leichtfertigen jungen Mädchen zu erwarten steht, die aus Gedankenlosigkeit, Unerfahrenheit und Unbekanntschaft mit der Natur gerichtlicher Untersuchungen, keinen Anstand nimmt, durch ihr selbstgenügsames Hohnlächeln im Angesichte ihrer Obrigkeit zu thun, als ob sie sagen wollte: „Was seyd Ihr doch unwissend! Ihr wißt nicht einmal was ich weiß! Wenn ich reden wollte, so würdet Ihr Euch die Köpfe nicht länger vergebens zerbrechen!“ Als aber die Gerichte diese Leichtsinnige mit Zuziehung des Herrn Predigers Sachse, ernstlich an's Herz griffen und ermahneten, ihr auch vorhielten, daß, wenn es sich fände, daß sie bloß verführt worden sey, ihr ihre Jugend und Unerfahrenheit zur Freysprechung

von der Strafe behülflich seyn könne: so brach sie in Thränen aus, und verband mit der Betheurung, daß sie unschuldig sey, immer die längst bekannte Bemerkung, „daß die alte Fischern beym Spuken, immer gelacht habe. — Verführt zu irgend einer Rolle sey sie zwar nicht von derselben; allein es wollten doch Leute, unter andern der fremde Schmiedegesell, gesehen haben, daß sie mit einem Durchschlage gespukt habe.“ — Auch gestand die Magd jetzt, als etwas Bemerkenswerthes: „daß, als sie, von Furcht vor dem sprechenden Geiste ergriffen, aus der Stube habe laufen wollen, die Fischern ausdrücklich von ihr verlangt habe, zu bleiben, um ihr die Wirklichkeit der Unterredung bezeugen zu können.“ —

Weiter hat sie zwar — heißt's hier in den Acten — für jetzt nichts gestehen wollen; indessen scheint doch aus ihren veränderten, verlegenen Mienen, die sehr gegen ihr voriges Hohnlächeln abstachen, hervorzuleuchten, daß sie noch mehr wisse, als sie gegenwärtig bekannte.

11.

Der stärkste Beweis gegen die alte Fi-

schern ist ebenfalls ein psychologischer: Als nämlich die Gerichte ihr vorstellten, es ergäbe sich aus den actenmäßigen Umständen ein großer Verdacht wider sie, daß sie mit um das Gaukelspiel wisse, wo nicht gar die einzige Triebfeder sey: so antwortete sie nicht, wie die Unschuld in einem alt und grau gewordenen Mütterchen antworten würde; sondern schlug, einer Furie gleich, auf den Tisch, stampfte mit den Füßen so unbändig auf die Erde, und betrug sich überhaupt so wüthend, daß nach den Gesetzen der Seelenlehre auch nicht eine Spur von Unschuld in ihrem Betragen zu entdecken war.

Auf die ihr vorgehaltene Beschuldigung, daß sie über die spukhaften Ereignisse gelacht und sich sehr furchtlos betragen habe, erwiederte sie, daß dieß nur im Anfange der Fall gewesen sey. Die Magd sagte ihr indessen ins Gesicht, daß sie auch in den folgenden Nächten, und namentlich auch da laut gelacht und sich durchaus furchtlos betragen habe, wie sie (die Magd) über die vom vermeintlichen Nachtgeiste empfangenen drey Schläge auf die Hand, geweinet, und vor dem redenden Geiste sich sehr gefürchtet habe. In Betreff dieser Unterredung gestand die alte

Fischern anfangs ein, daß sie sie ohne alle Furcht gehalten habe; nachher aber nahm sie dieß wieder zurück und behauptete das Gegentheil.

12.

Zum Beweise der Einfalt und des Aberglaubens der durch die Fischersche Koboldsgeschichte Betrogenen — und wie leicht es selbst den plumpesten Geistergauklern werden muß, solchen Leichtbetrogenen Sand in die Augen zu streuen und für die Wahrheit zu blenden — dient unter andern der Umstand, daß der Bauer Fischer mit mehreren seines Gelichters, selbst nach der von Petzold geschehenen und laut bekanntgemachten Entdeckung des Betruges, noch immer an einen übernatürlichen Hergang der Sache fest glaubte; welches daraus hervorgehet, daß er den Hauskobold durch einen bannenden Scharfrichter beschwören lassen wollte; welche Gaukeleyen ihm indessen von Gerichts wegen, bey empfindlicher Leibesstrafe untersagt wurde.

13.

Man ließ gegen das Ende der Untersuchung die Fischersche Magd nochmals vorfordern, und stellte ihr sehr dringend den wider sie obwalten-

den Verdacht einer Durchstecherey mit der alten Fischern vor. Da sie aber, aller möglichen Vorstellungen ungeachtet, zu keinem Geständnisse zu bewegen war, sondern dabey blieb, daß sie selbst keinen Antheil an der Spukerey habe, auch nicht wisse, ob die alte Frau deren Urheberinn, oder nur Theilnehmerinn sey: so trafen die Gerichte die Verfügung, daß die Louise Feltin sogleich aus dem Dorfe geschafft wurde, womit sowohl sie selbst, als auch ihr Brodherr zufrieden waren.

Da auf diese Art ein verdächtiger Gegenstand beseitiget war, und der Hauptverdacht nun auf die alte Wittwe Fischern fiel: so wurde dieser von Gerichts wegen angedeutet:

> „daß, in sofern sich in ihrer Wohnung noch die geringste Spur von jener Spukgeschichte äußern sollte: sie sogleich gefänglich eingezogen und nach Neu-Ruppin in Verwahrsam gebracht werden solle; indem die allgemeine Sicherheit, so wie die Zerstreuung des Aberglaubens dergleichen Maßregeln nothwendig machten."

und siehe! — der Poltergeist des Fischerschen Hauses verstummte auf immer!!

Wer alle diese Gründe und Anzeigen des menschlichen Betruges zusammen in eine Wagschale legt, und in die andre Alles, was der geschickteste und eifrigste Vertheidiger des Uebernatürlichen in der Fischerschen Koboldsgeschichte gültig zu machen suchen möchte: der wird hoffentlich mit mir die letzte rasch in die Höhe schnellen sehen, und vielleicht sogar an der Möglichkeit zweifeln, daß die Wittwe Fischern und die Magd nicht irgend einen nahen oder entfernten Antheil an dem groben Betruge sollten genommen haben. Die Pflicht des menschenfreundlichen erfahrnen Richters indessen ist, mit der größten Vorsicht zu urtheilen; daher folgendes Erkenntniß des Herrn Bürgermeisters Göring in dieser Sache:

„In Untersuchungssachen wider die Altsitzer-Wittwe Fischern und deren Dienstmagd, Louise Feltin, wegen auf dem Fischerschen Bauerhofe gespielter Koboldsgeschichte

wird von dem v. Kleistschen Gerichten zu Protzen für Recht erkannt:

daß beyde Inculpatinnen zwar, wie hiermit geschiehet, bis sich weitere Beweismittel wider sie ergeben, nur ab instantia freyzusprechen, die alte Wittwe Fischern jedoch, bey dem Unver-

mögen der Dienstmagd Feltin, die verursachten Kosten zu bezahlen verbunden.

Denn es ist zuvörderst vorauszusetzen, daß die ganze Geschichte von Menschen gespielet worden. Nun kann deshalb auf niemand anders, als die Inculpaten der Verdacht fallen. Denn einmal ist die Wittwe Fischern als eine böse Frau bekannt, wie die gerichtlich untersuchten und bestraften Vergehungen wider ihre verstorbene Schwiegertochter beweisen; dann hat sie auch anscheinend das einzige Interesse bey der Sache gehabt, um nämlich die Wiederverheiratung ihres Sohnes, des Hofwirths, zu erschweren, und sich auf solche Weise im eigenen Besitze der Wirthschaft zu erhalten. Sie ist also eine Person, zu der man sich der That wohl versehen kann. Hiernächst sind auch die ersten Vorfälle der angeblichen Koboldsgeschichte lediglich zwischen der alten Fischern und der Feltin, wie das nächtliche Wesen mit dem Kien und die Unterredungen mit dem vorgegebenen Gespenste, vorgefallen, und beruhen ganz allein auf ihre Erzählungen. Beyde müssen also nothwendig um die wahren Ursachen des Vor-

ganges unter ihnen wissen, und können nur allein darum wissen. Nun möchte es zwar scheinen, daß die alte Wittwe Fischern durch die Aussage des Schmiedegesellen Petzold und des Knechts Lerchenfeld, wie sie selbige mit einem Durchschlag schmeißen sehen, überführt wäre; allein der Petzold ist ein allhier unbekannter und um deßwillen nicht völlig glaubwürdiger Mensch, hat auch nur durch eine Thürritze gesehen, kann sich also, zumal des Abends bey Lichte, geirrt haben, und der Lerchenfeld hat keinen festen Wohnsitz, und führt, nach seinem eigenen Geständnisse, eine sehr veränderliche Lebensart, ist daher ebenfalls kein völlig glaubwürdiger Zeuge; es bleibt also bloß ein starker Verdacht wider die Inculpaten, und die alte Fischern hat daher, da sie allein des Vermögens, bloß in die Kosten verurtheilt werden können.

Dieses Erkenntniß ist der alten Fischern und deren Sohne, dem Bauer Fischer, sofort publiciret, mit der Belehrung, daß, wenn sie damit nicht zufrieden, sie a dato binnen 10 Tagen die Appellation an E. H. p. Cammergericht anmelden müssen; daß aber nach diesem Zeitver-

lust das Erkenntniß für rechtskräftig werde geachtet, und die Kosten von ihr beygetrieben werden.

Göring."

Niemand wird in diesem Urtheile den überaus vorsichtigen und menschenfreundlichen Richter undankbar verkennen. Der Zweck der ganzen Untersuchung war erreicht: man hatte dem von einem vermeinten Gespenste geängstigten Hauswirthe, und einer ganzen mitbeunruhigten Dorfgemeinde Ruhe und Frieden wieder geben wollen, und — Beides war geschehen.

Zwar möchte es scheinen,

1) als ob die alte Fischern kein Recht gehabt habe, das Zeugniß eines anscheinend rechtschaffenen, aber wandernden, nur durchreisenden Handwerksburschen und

2) das Zeugniß eines bald hier, bald dort arbeitenden Taglöhners (dessen Natur und Beruf das Abwechselnde seines Aufenthalts mit sich bringt) als ungültig zu verwerfen;

3) als ob kein Rechtsgrund da gewesen wäre, ein Zeugniß, welches nach dem preuß. Landrechte, aus zweyer Munde gültig

ist, nur einem Theile nach, d. h. bloß zur Verurtheilung in die Kosten zu benutzen;

4) Anstand zu nehmen, das, was der Glaubwürdigkeit jener Deponenten nach der Einrede der Beschuldigten, abging, mittelst eidlicher Erhärtung ergänzen zu lassen; und endlich

5) als ob überhaupt die allgemeine Sicherheit und die Zerstreuung des Aberglaubens auch um so mehr gesetzliche Strenge in jenem Urtheilspruche erheischt hätte, je seltener dergleichen Gespensterunfug vor die bessernde und abschreckende Zuchtruthe des Richters gebracht wird. Allein alles genau erwogen, möchte

dieß dem Layen in der Rechtsgelehrtheit, der so urtheilt, denn doch wohl nur so scheinen. Von einem Richter, dessen Sinn für Gerechtigkeit und bürgerliche Wohlfahrt anerkannt ist, und zum Theil selbst aus dieser Untersuchung hervorleuchtet, läßt sich billig voraussetzen, er werde sein Rechtserkenntniß nach eben so gerechten, als menschenfreundlichen Gründen abgefaßt, und den Geist der Gesetze — Besserung und Erhöhung des bürgerlichen Gesammtwohls — nicht aus den Augen verloren haben. Freylich verurtheilen die Gesetze im Preußischen den boshaften

boshaften und überführten Gespenstergaukler, wegen des vielen Bösen, welches er versteckt ausüben, oder veranlassen kann, zur Festungsstrafe: aber auch im gegenwärtigen Falle und unter den hier obwaltenden Umständen? — War das Loos der sehr betagten Sünderinn nicht ohnehin schon zum abschreckenden Beyspiele für Andere, vor den Augen aller Guten und Vernünftigen, Schimpf und Schande? — Sollte ihr nicht ohnehin schon die Lust zum Gaukeln auf immer benommen seyn? Und welcher erklärte Gespensterfeind wird so hart seyn, es einem mehr als siebenzigjährigen Weibe zu gönnen, daß sie ihre letzte, wahrscheinlich nur noch kurze Lebensfrist, als ein Opfer der Strenge der Gesetze als Festungsgefangene verlebt?

Dazu kommt aber ganz besonders noch, daß es zwar nicht im geringsten wahrscheinlich aber doch immer noch möglich ist, daß das Erkenntniß auf Festungsstrafe, wegen mancher obwaltenden, vielleicht nur nicht bekannt gewordenen Umstände, selbst nach aller Strenge der Gesetze, dennoch zu strenge und unangemessen gewesen seyn würde. Laßt uns Gott danken

für diese Vorsicht unserer Richter, für diesen Vorzug unserer Zeiten!!

Und kann man endlich die Ehrwürdigkeit und Wichtigkeit gerichtlicher Eidschwüre — deren Herstellung ein so wichtiges Bedürfniß des Zeitalters geworden ist — sicherer wieder herstellen, als wenn man, wie in der vorliegenden Geschichte geschah, nur äußerst vorsichtig, nur in dringenden Nothfällen schwören läßt, und aufhört, das schändlichste, das folgenreichste, das gefahrvollste Spiel — das Spiel — mit Eiden — zu spielen? — —

Wagener.

Fünfundvierzigste Erzählung.

In einer mansfeldischen Forst erblickt ein Waldgeist den wilden Jäger, und dieser nicht ohne Entsetzen den Geist.*)

(II. 1.)

Als ich noch in dem Mansfeldischen lebte, und über eine dortige Forst die Aufsicht hatte, durchstrich ich, wegen der damals sehr um sich greifenden Holzdieberеyen, am späten Abend noch einen Theil dieser Forst, um vielleicht Holzdefraudanten anzutreffen. Es mochte fast Mitternacht seyn, als ich folgendes, höchst sonderbares, spukhaftes Ereigniß erlebte:

Ich hörte in der Ferne einiges Geräusch, vermuthete daselbst Holzdiebe, und ging raschen Schrittes

*) Erzählt von Herrn Oberförster Weinschenk, zu Schlagenthin im Magdeburgischen.

Schrittes darauf los. Ich glaubte redende Männer einen jagenden Holzwagen und schnaubende Pferde gehört zu haben, und fand doch von dem allen — Nichts, so hell auch der Mond durch die Bäume schien. An meiner Saumseligkeit, dacht' ich, kann es doch nicht gelegen haben, denn kein Wagen kann im Gehölze so rasch fahren, als ich ging, der ich jeden Fußtritt kannte und mit Vogelschnelligkeit jeden Richtweg durchlief. Ich war da, wo die Töne noch eben herzukommen schienen, blickte forschend um mich her und — sah nichts, als — eine lange weiße Gestalt, die sich an eine Rüster anschmiegte, als wollte sie ihren Gipfel ersteigen.

Noch fiel mir es nicht ein, ein Gespenst zu sehen, denn wir Weidemänner sind aus Gewohnheit und durch die Natur unsres Berufes dreist und glauben nicht viel an Alfanzereyen der Art. Ich glaubte vielmehr nichts Eiligeres zu thun zu haben, als der Erscheinung zu Leibe zu gehen, und ihr mit gespanntem Gewehre ein: „Steh! Canaille!" zuzurufen.

Der Geist stand stumm und unverrückt. Nur noch drey Schritte von ihm entfernt, erkannte ich deutlich eine schlanke weibliche Gestalt, deren Obertheile fast ganz in ein weißes Tuch

gehüllt waren. Ich bot ihr einen guten Abend, aber sie dankte mir nicht.

Auf meinen Zuruf: „wer seyd Ihr?“ erfolgte keine Antwort; meine Beschuldigung: „gewiß gehört Ihr zu den Holzdieben, deren Wagen und Pferde mir jetzt eben entwischt sind,“ wurde anscheinend ganz gleichgültig vernommen; und mein Befehl: „fort von hier! heraus aus dem Holze!“ — ward nicht befolgt. Der Geist blieb unbeweglich und so stumm an der Rüster stehen, als ob ich gar nicht mit ihm spräche. Dieß verdroß mich um so mehr, da ich hier im Holze in meinem Berufe war. Um die Stumme zur Sprache zu bringen, gab ich ihr mit der Hetzpeitsche einen Riß um den Leib. Aber auch jetzt erfolgte nicht der mindeste Laut, ungeachtet ich, aufgebracht über ihren Ungehorsam, sie die Kraft meines Armes ziemlich unsanft fühlen ließ. Hätte die Erscheinung beym ersten Peitschenhiebe nicht durch eine gewisse Bewegung des Körpers Empfindlichkeit geäußert: so würde ich in die Versuchung gerathen seyn, zu glauben, die Gestalt sey leblos. Nun aber stand ich noch immer in dem eitelen Wahne, ihr durch die Hetzpeitsche die Zunge lösen zu können. Ich versetzte ihr daher noch zwey derbe Schläge; aber

meine Frage: „hast Du noch keinen Mund?“ — blieb ebenfalls unbeantwortet.

Jetzt erst überlief mich ein kalter Schauer, und plötzlich erwachte in mir der Gedanke an die Möglichkeit, daß ich es in dieser mitternächtlichen Stunde doch wohl mit einem übermenschlichen Wesen zu thun haben möchte. Ich eilte eben so rasch nach Hause, als ich vorhin die vermeinten Holzdiebe verfolgt hatte.

Auf meinem Rückzuge warf ich jezuweilen einen Rückblick nach dem Geiste hin. So lange ich die Rüster sehen konnte, blieb auch der Geist an ihr angeschmiegt; aber dieser schien jetzt mehr, als in meiner Gegenwart, sich zu bewegen. Mir war wirklich nicht wohl dabey zu Muthe, und ich hätte es nimmermehr geglaubt, daß ich mich so fürchten könnte. Indessen schämte ich mich doch meiner Furcht vor einem Geiste viel zu sehr, als daß ich dieß Abenteuer meinen Jagdgenossen hätte erzählen sollen.

Am nächsten Morgen, als ich ausgeschlafen hatte, und in meinem Berufe wieder nach der Forst eilte, war alle Furcht gänzlich verschwunden. Ich richtete daher meine Schritte geradesweges auf jene spukhafte Rüster. Der Geist war natürlich nicht mehr da, und wahrscheinlich

schon beym nächtlichen Glockenschlage Eins dem menschlichen Auge unsichtbar geworden. Auch hatte er keine Spur von sich hinterlassen. — Dagegen fand ich in einem andern Theile der Forst gestohlenes, aber von den übereilten Holzdefraudanten wieder abgeworfenes Holz, und auch die Spur eines Wagens, der sich von der Rüster her nach jenem Holzhaufen hinzog, und sich dann nach dem Dorfe hin verlor. Vielleicht, dachte ich, hab' ich in der feierlichen Stille der Nacht wohl nur irrigerweise geglaubt, das Rasseln jenes Wagens in meiner Nähe zu hören. Uebrigens blieb die gehabte Erscheinungsgeschichte für jetzt noch völlig ohne Aufschluß für mich.

Nach acht Tagen aber kam von den armen Leuten, die sich Raff- und Leseholz in der Forst suchten, eine mir wohl bekannte, große, schlanke Frau an mich heran, und sagte ganz freundlich:

„Aber lieber Herr Weinschenk! vor acht Tagen, als ich des Nachts an der Rüster dort stand, haben Sie mich doch gewaltig hart und noch dazu ganz unschuldiger Weise geschlagen."

Ich war bey diesen Worten, wie aus den Wolken gefallen: Da ich keiner Seele ein Wort von jenem Abenteuer gesagt hatte: so konnte ich nicht im geringsten zweifeln, daß diese Frau, und

kein Geist, an der Rüster wirklich gestanden haben müsse. Auf meine Frage, was sie denn in jener mitternächtlichen Stunde in der Forst und an der Rüster zu suchen gehabt habe, erhielt ich folgenden Bescheid:

„Ach, ich hatte schon lange ein krankes Kind, dem unser Bader nicht helfen konnte. Da hat mir nun unsre weise Frau gerathen, ich soll um Mitternacht stillschweigend Moos von einer Rüster holen, und für das kranke Kind einen Saft daraus kochen. Ich hab's auch gethan, aber es hat nicht nur nichts geholfen, sondern das arme Wurm wurde noch kränker darnach, und gestern hat's der liebe Gott zu sich genommen. Was thut man nicht, um einem lieben Kinde zu helfen. Ich überwand mich, so sehr mich auch grauete, als ich hier in der Forst den wilden Jäger mit rasselndem Wagen und schnaubenden Pferden hörte, und mit etwas Brennholz dicht vor mir vorbey fahren sah, als ich hier an der Rüster stand. Endlich kamen Sie, lieber Herr W.! und da war ich nur froh, daß ich wieder einen Menschen um mich hatte; denn bald darauf nahm auch das Toben und Schnauben und Rasseln des wilden Jägers ein Ende. — Sie wollten durchaus, ich sollte Ih-

nen antworten und sagen, wer ich sey. Aber wissen Sie denn nicht, daß man solche sympathetische Mittel stillschweigend gebrauchen muß, wenn sie anschlagen sollen? — Ich hätt' Ihnen aus Liebe zu meinem Kinde nicht geantwortet, und wenn Sie mir auch noch einen vierten Peitschenhieb gegeben, ja halb todt geschlagen hätten."

Bey diesen Worten der guten aber einfältigen Mutter fielen mir dicke Schuppen von den Augen. Nun kannte ich nicht nur den Geist, der mich erschreckt hatte, sondern begriff auch, was ich vorher mir nicht hatte erklären können; — was die Holzdefraudanten, die doch mich, den sie verfolgenden Jäger, nicht bemerkt haben konnten, veranlaßt haben mußte, das schon geladene Holz wieder abzuwerfen, und mit ledigem Wagen nach Hause zu eilen. Sie hatten nämlich, so wie ich, in der abergläubigen Frau an der Rüster ein Gespenst zu sehen geglaubt, und waren, gegenseitig von ihr, für den wilden Jäger gehalten worden.

Sechsundvierzigste Erzählung.

Die winselnden kleinen Geister. *)

(I. 3. B. – III. 1.)

Mein Vater, der verstorbene Prediger Wilde zu Groß-Krössin, (einem auf der Poststraße von Köslin nach Westpreußen gelegenen Dorfe,) sah an einem sehr finstern Abend seinen Küster, Herrn Ristow, ganz bestürzt und ängstlich mit den Worten in sein Studierzimmer treten:

„Herr Pastor! ich glaubte draußen einen Nothleidenden winseln zu hören und wollte ihm zu Hülfe kommen; allein es ist, als ob es spuke, denn wenn ich hier hingehe, wo die Stimme herkommt, so ist sie dort, und geh ich dorthin, so ist sie wieder hier; was meinen Sie dazu?“

*) Nach der handschriftlichen Erzählung des Predigers zu Goldbeck bey Köslin, Herrn Wilde.

Ich meine — erwiederte ernsthaft der Prediger, der ein ruhiger, vernünftiger Mann war — daß wir, zu Nutz und Frommen eines vielleicht Verunglückten, das anscheinende Gespenst entlarven müssen.

Noch hatte er diese Antwort nicht vollendet, so begann er schon mit der Eile des herzlichen Menschenfreundes, ihr zu entsprechen und dem Winseln nachzuspüren. Aber bald ward auch er gewahr, daß der Küster so ganz Unrecht nicht habe, indem wirklich die vernommenen Töne immer aus der Gegend herkamen, in welcher man sie eben erst wie aus dem gegenwärtigen Orte herkommend, gehört hatte.

Sonderbar! dacht' er, aber wäre die obwaltende spukhafte Täuschung auch von noch eigenthümlicherer Art, lange soll sie mir ihren Trug nicht spielen. — „Gevatter! rief er dem Küster zu, geh' Er einmal dort hin, wo wir hergekommen sind, als wir das Winseln hier vernahmen, und sag' Er mir dann, wo Er die Töne hört, ich werd' Ihm dagegen sagen, wo ich sie vernehme."

Ristow ging, stand und horchte so aufmerksam, wie der Prediger, aber —

„Was hört Er dort?"

„„Ich höre nichts““

„Ich auch nicht — Pst! Jetzt hör' ich wieder winseln, und zwar aus Seiner Gegend her! Wo hört Er es?

„Auch ich höre jämmerlich winseln, aber bey Ihnen; wenn das nur mit rechten Dingen zugehet!““

„Räthselhaft — sehr räthselhaft freilich! aber gewiß mit rechten Dingen!“ — So der Prediger, der nach seiner Wohnung eilte, um seine Söhne, unter denen auch ich mich befand, und eine Laterne zu holen. Er war fest überzeugt, daß hier an kein Gespenst zu denken sey, wenn gleich ein Trug obwalte, dessen Aufdeckung in seiner Kinder Gegenwart vorzunehmen, schon der Mühe werth sey.

Wir alle hörten das Winseln, das dem Winseln eines Kindes glich. Hierauf postirte der Vater uns Kinder dahin, wo er selbst und der Küster zuvor ihre wunderbaren Beobachtungen, sich zugerufen hatten. Wir vernahmen die Töne aus so entgegengesetzten Gegenden her, wie sie sie vernommen hatten, und wunderten uns nicht viel weniger, als der gute Ristow sich verwundert hatte. Nun aber schritten wir so viel unserer waren, der Aufforderung des

Vaters gemäß, rasch zur Untersuchung. Wir hatten mehr als eine Laterne bey uns, und eilten zuförderst dem sogenannten Stafficken, einem in unsrer Nähe vorbeyfließenden Bache, zu, der hier ein ziemlich hohes Ufer hat. Ungeachtet dem Gehöre die Jammertöne von dort her nicht zu kommen schienen, so meinte doch mein Vater sehr richtig, daß, wenn irgendwo ein Unglücklicher winsele, er vielleicht im Wasser, oder von dem hier und da steilen Ufer hinab, verunglückt seyn möchte.

Wie gedacht, so geschehen. Wir Knaben, die wir bey Tage sonder Furcht und Besorgniß spielend so oft in die Tiefe zum plätschernden Bach hinabstiegen, waren dort unten, ehe man's glaubte, und fanden nicht etwa nur Ein winselndes Gespenst, nein, mehrere derselben.

Ein Unbarmherziger hatte junge Hunde in dem Bache ersäufen wollen; sie waren aber dem ihnen bestimmten Tode entgangen und ans Ufer gekrochen, wo sie nun, von der Nässe erstarrt, jämmerlich winselten. Das hohe Ufer verstieß den Schall, und der Umstand, daß sie zuweilen still waren, hatte anfangs die Entdeckung des wahren Aufenthalts der Winselnden erschwert.

Siebenundvierzigste Erzählung.

Die Ahnung kurz vor dem Tode meiner Mutter. *)

(II. 1. — III. 1.)

Einige Zeit vorher, ehe die Benedictiner-Abtey Banz mich zum Prälaten erwählte, führten mich Dienstgeschäfte nach der benachbarten Abtey Langheim, wo ich übernachten mußte. Man wies mir daselbst für die Nacht ein mir schon bekanntes Zimmer an, dessen Thür ich, ganz sorglos, beym Schlafengehen weder verschloß noch verriegelte. Des andern Morgens (es mochte ungefähr zwey Uhr seyn) erwachte ich plötzlich, und wider meine sonstige Gewohnheit.

*) Nach der handschriftlichen Erzählung des Herrn Abts Otto im Benedictinerstifte Banz, unweit Koburg.

Der erste Gedanke, dessen ich mir deutlich bewußt war, galt unwillkührlich meiner zu Z . . . todtkrankliegenden Mutter, welche auch bald darauf in dem nämlichen Herbste starb. Was kann natürlicher seyn, als daß Tod und Todesideen mit diesem Gedanken vergesellschaftet waren? Und in diesem Augenblick — klopfte ein unerkanntes Etwas dreymal hinter einander sehr stark an die Thür meines Schlafgemachs. In der Meinung, dieß sey das natürliche Klopfen irgend eines Klostergenossen, der zu dieser freylich ungewöhnlichen Zeit mich sprechen zu wollen Veranlassung habe, rief ich ganz rasch und unbefangen: Herein! — Niemand erschien; vielmehr erfolgte ein nochmaliges, eben so starkes Klopfen, worauf es aber, nachdem ich noch einmal und stärker: „Nur herein! nur herein! gerufen hatte, ganz stille wurde. Ich hörte den Klopfenden, der nicht herein kam, weder ferner klopfen, noch auch, bey der Stille der Nacht, weggehen, sprang daher aus dem Bette, eröffnete die Thür, und fand — keinen Klopfenden.

Ich gestehe, daß es mir in diesem nächtlichen Augenblicke kalt überlief. „Sollte — dacht ich bey mir selbst — in diesem Augenblicke viel-

leicht meine gute, kranke Mutter ins bessere Leben hinüberschlummern? — Sollte ihr entfesselter Geist bey dem Abschiedsgedanken an mich" — — doch wozu hier die Auseinandersetzung von Schwärmereyen, zu welchen sich der Mensch in gewissen Stimmungen seines Geistes so unwiderstehlich hingerissen fühlet, wie viel auch, in veränderten Lagen und Umständen die ruhige, kalte Vernunft dagegen einzuwenden haben mag! —

Ich legte mich aufs Bette, in der Absicht, so die rege Einbildungskraft wieder zu besänftigen. Der Schlaf war mir indessen für diese Nacht entwichen. Mir blieb nichts übrig, als förmlich aufzustehen und mich ins Zeug zu werfen. Die sterbende Mutter war und blieb auch jetzt mein herrschender Gedanke. Ich verließ die Schlafstube, um in einem benachbarten, mit Marmorplatten belegten Vorsaale hin und her gehend den neuen Tag, der erst grauete, zu erwarten. Aber kaum war ich einige Schritte in demselben vorwärts gegangen, so kam es mir vor, als ginge jemand hinter mir. Ich sahe mich schnell um und — entdeckte nirgends ein lebendes, körperliches Wesen. Ich ging nachdenkend fort; bey der Wiederkehr, ganz in der

nämlichen Gegend des Saales, machte ich jene Erfahrung zum zweyten Male. Es schien abermals jemand hinter mir drein zu kommen, und doch war ich jetzt so einsam im Saale, wie vorhin.

Indem ich mit niedergeschlagenen Augen ganz betroffen da stand, um auf dieser merkwürdigen Stätte vielleicht ein nochmaliges Rauschen des mich umschwebenden Geistes zu erwarten, und Alles still war, bemerkte ich endlich, indem ich fortgehen wollte, und deshalb den einen Fuß aufhob, die natürliche Ursache der anscheinend wunderbaren Fußtritte hinter mir: — Eine Marmorplatte, auf und neben welcher ich so eben stand, paßte nicht genau in ihre Fuge, und machte, indem ich über sie hinschritt, hinter mir eine hörbare Bewegung, leisen Fußtritten gleich. Unstreitig würd' ich sie nicht spukhaft gefunden haben, wenn nicht das vorher gegangene, mir bis dahin unerklärbare Klopfen, die Empfänglichkeit zu einer solchen Deutung mir eingeflößt hätte.

Eben so natürlich war es auch mit dem vorhin erwähnten Klopfen zugegangen. Mir gegenüber nämlich logierte der Capellan und nachmalige Pfarrer zu B... Diesen wollte der Kutscher

eines Beamten aus dem Landstädtchen L., welcher ebenfalls in der Nähe unserer Schlafzimmer übernachtete, wecken, und ihm einen Platz in seinem ledig zurückfahrenden Wagen anbieten, womit demselben, wie er bereits erfahren hatte, sehr gedient war. Er kannte das Zimmer des Capellans nicht ganz bestimmt, sondern nur ungefähr die Gegend desselben; wußte auch, daß in den benachbarten Gemächern noch andre Klostergäste übernachteten. Um keinen von diesen im Schlafe zu stören, war er auf bloßen Strümpfen die Treppe herauf gegangen, und hatte in der Meinung, vor des Capellans Stubenthür zu seyn, an de meinige geklopft. Erst mein zweytes zweymaliges Rufen: „Nur herein!" hatte ihn bis zur Ueberzeugung von seinem Irrthume belehrt, und aus Furcht vor einem Verweise über die Störung im Schlafe, war er ganz behende und eilig die Treppe hinabgelaufen, bevor ich die Thür eröffnet hatte, um zu sehen, wer geklopft habe.

Da ich keine Mühe sparte, diesen natürlichen Schlüssel zum Räthsel zu finden, und da der Kutscher, auf welchen der Capellan gleich anfangs Verdacht warf, nur durch gütiges Zureden zum Geständnisse des wahren Verlaufs der

Sache zu bringen war: so ist leicht zu ermessen, daß ein Anderer an meiner Stelle, dem bey einem stärkern Glauben an übernatürliche Ereignisse, diese Aufklärung der Sache weniger willkommen gewesen wäre, wie mir, hier einen unwidersprechlichen Beleg zur Wirklichkeit der Ahnungen gefunden haben würde; zumal da der natürliche Lauf der Dinge wollte, daß meine Mutter bald darauf wirklich starb.

Achtundvierzigste Erzählung.

Schneider Jonas bey Leipzig spukt vom Rade herab. *)

(III. 1.)

Im Sommer 1791 wurde der Verbrecher Jonas, seines Handwerks ein Schneider, eines Meuchelmords wegen bey Leipzig enthauptet, und dann aufs Rad geflochten. Da in Sachsen die menschenfreundliche Milde des Landesherrn die Todesstrafen, so oft es thunlich ist, vermeidet; da man überhaupt, zur Ehre der Sachsen, bemerkt hat, daß hier verhältnißmäßig seltener, als in andern deutschen Ländern, grobe Verbrecher zu richten sind; und da, wenn dieß der Fall doch einmal ist, bey dergleichen Trauerscenen die Feierlichkeiten, in der Absicht, dadurch

*) Erzählt durch den Stallmeister des k. pr. Leib-Carabinier-Regiments, Herrn Rosenzweig aus Leipzig.

ähnliche Verbrechen zu verhindern, ungewöhnlich gehäufet werden, so daß diese Hinrichtungen Schauspiele für Jung und Alt und aus allen Ständen und Geschlechtern sind: so veranlaßte diese Hinrichtung um so auffallendere Erscheinungen, je ungewöhnlichere Ziererеyen des Jonas in seinen letzten Lebensstunden hinzukamen. Ich übergehe indessen diese letzten, als nicht zur Sache gehörig, mit Stillschweigen, und erwähne nur der mißverstandenen Zartgefühle jener empfindelnden Schönen, die dem hingerichteten Verbrecher nächtlich unter dem Rade duftende Blumen zu streuen schwärmerisch genug waren.

Einige Wochen nach Jonas Hinrichtung ging einer meiner Freunde aus Leipzig nach dem benachbarten Dorfe Kohlgarten. Die dort vorgefundene gute Gesellschaft hielt ihn bis an den späten Abend daselbst auf. Jetzt durfte er den gewöhnlichen und nächsten Weg nach Leipzig zurück nicht einschlagen, weil das kleine Thor, welches nach Kohlgarten führet, schon um neun Uhr geschlossen wird. Er mußte sich daher nach der großen Dresdener Heerstraße hinwenden, und zum Grimmischen Thore eingehen. Hart an dieser Landstraße steht das Hoch-

gericht, wo der süße Jonas, gebunden mit Rosenbanden von — Eisen, auf seinem Rade ruhet, ohne sich seinen blumenstreuenden Freundinnen noch dankbar erweisen zu können.

Die Nacht war finster, mein Freund erinnert sich, indem er sich der Gerichtsstätte nähert, an die durch Jonas veranlaßte Posse; und grausende Gefühle, von der Nacht und dem Alleinseyn vergrößert, ergreifen ihn. Immer näher kommt er jetzt der Ruhestätte des zärtlich Bemitleideten, und vernimmt deutlich — ein Kettengeklirre. Jeder, auch der Kaltblütigste, würde hier mit meinem Freunde, dem die Dunkelheit der Nacht die Untersuchung der Sache unmöglich machte, gezittert haben. Indessen eilte er halb unwillkührlich, und ohne bestimmt an die klügste Partie zu denken, rasch vorüber; aber — wer hätte das denken sollen — der Kettenschleppende folgte ihm.

Jetzt zerfiel mein Freund ganz mit seiner Herzhaftigkeit. Er fliegt dem Thore zu; aber auch sein Verfolger verstehet sich auf's Fliegen, und bleibet immer nur wenig Schritte hinter ihm. Hundertmal wünschte er dem Manne vom Rade die ewige Ruhe. Denn daß das klirrende Gespenst niemand anders, als Jonas seyn

könne — das zu bezweifeln fiel ihm in diesen scheußlichen Augenblicken nicht einmal ein. Ganz außer Athem und mit emporgesträubten Haaren erreicht er endlich das Thor, klopft heftig, und schlüpfet schnell hinein. Nun wieder unter Lebenden, fällt es meinem Freunde wie ein Stein vom Herzen, und jetzt erst fängt er an, sich wie ein Kind seiner schüchternen und unüberlegten Eile zu schämen. Zwar sagt er dem Thorschreiber nichts von seinem Abenteuer, aber er verweilt noch einige Augenblicke bey ihm, theils, um sich ganz zu erholen, theils, um vielleicht noch irgend einen Aufschluß über das sonderbare Ereigniß zu erhalten. Kaum ist das Thor wieder verschlossen, so kommt das verfolgende Gespenst trabend angesetzt, und schüttelt mit einer Kette. Der Thorschreiber, vielleicht von ähnlichen Besorgnissen, wie mein Freund, ergriffen, öffnet nicht gleich die Pforte, sondern nur ein kleines Fenster, um den Kommenden erst ins Auge zu fassen. Ey, wo kommt Er denn noch her? fängt der Thorschreiber an und öffnet die Pforte. Und wer tritt herein? „Unstreitig Jonas mit dem Kopfe unter den Armen!" — Nein, des Mühlenmeisters — Esel! — Ja, ein Esel, und zwar, ein vierbeinigter!

Aber was wollte der bey Jonas unter dem Rade? — Da war er auch nicht; wahrscheinlich hängt die Geschichte so zusammen. Die Stadt Leipzig hat lauter Wassermühlen, deren Besitzer sich, zum Holen des Korns und Wiederbringen des Mehles, Steinesel halten, welche das Mehl auch noch außerhalb der Stadt an die Behörden abliefern. Dießmal war der Eseltreiber erst spät am Abend von einem Dorfe zurückgekehrt. Einer seiner Esel mochte sich bey einem Haferfelde zu sehr verspätet haben, und zurückgeblieben seyn, ohne daß der Eseltreiber ihn unter der Heerde, die zuweilen zwanzig Stück stark ist, vermißt hatte. Nachdem das Kornfeld und — vielleicht auch die rosigten Ueberbleibsel des Tributs der Empfindeley unter dem Rade, den sich verspätenden Esel gesättigt haben, und er selbst endlich an die Rückkehr nach dem Stalle denken mochte, trabte er, eingedenk seiner Unterthänigkeit, hinter meinen Freund her, den er nach der Stadt gehen sah. Auch das Kettengeklirre war sehr natürlich, da ein jeder dieser Mühlen-Esel eine Kette um den Hals trägt, welche sie, mittelst eines Knebels, an der Krippe gefesselt hält.

Neunundvierzigste Erzählung.

Die Fußtritte des Wunderbaren. *)

(I. 3. B. – III. 1.)

Ich besuchte, als ich in Marburg studierte, während der Ferien meine Eltern. Zu meiner Schlafstelle wurde mir ein im Erdgestocke befindliches Zimmer angewiesen, wo auch mein jüngerer Bruder, ein Knabe von funfzehn Jahren, schlafen sollte. Ueber diesem Zimmer, eine Treppe hoch, logirte dessen Hauslehrer, der aber damals auf einige Tage verreiset war.

Als wir des Abends zu Bette gehen wollten, hörten wir, daß in der Stube über der unsrigen eine Person leise auf und ab ging. Es lautete so, als ob Jemand mit weiten Pantoffeln herumlatschte. Da wir den Bewohner die-

*) Eingesandt durch Herrn Hofrath B.. zu H..

ses Zimmers über uns abwesend wußten, so machte uns diese unerwartete Erscheinung aufmerksam. Daß indessen so deutlich vorkommende Tritte etwas Uebernatürliches seyn möchten, dieß fiel uns gar nicht einmal ein. Wir glaubten vielmehr, es würde Jemand von dem Hausgesinde da oben noch ein Geschäft haben, und legten uns daher ruhig nieder.

Von ungefähr erwachte ich um Mitternacht und hörte, daß das Wandeln über uns noch immer fortdauerte. Nun kam's mir bedenklich vor. An ein Gespenst dachte ich aber doch nicht, sondern ich glaubte, es habe sich ein Dieb ins Haus eingeschlichen, der oben im Ausräumen begriffen sey. In dieser Vermuthung wurde ich um so mehr bestärkt, je weniger Regelmäßigkeit in diesen Tritten zu seyn schien. Bald folgten sie geschwind, bald langsam auf einander, und oft hörte ich sie auch, wiewohl nur in kurzen Zwischenräumen, gar nicht.

Ich weckte meinen Bruder, der meiner Vermuthung, daß im Zimmer über uns ein Dieb seyn müsse, beypflichtete. Wir beschlossen, aufzustehen, und den Patron einzufangen. Da wir aber wohl einsahen, daß dieses nicht ohne Ge-

räusch abgehen würde, so, daß unsere Eltern, wenn sie nicht vorbereitet wären, dadurch sehr beunruhiget werden könnten: so benachrichteten wir diese zuvor von unserem Vorhaben. Auch mischte sich wohl der Wunsch mit ein, unsern Vater, wenn er wollte, bey dem Expeditiönchen zur Unterstützung mitzunehmen.

Der Vater wollte anfänglich der Richtigkeit unseres Gehörs nicht trauen, entschloß sich aber doch, uns in unsere Schlafstube zu begleiten, um sich vor allen Dingen mit eigenen Ohren von der Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung vernahm er wirklich die Fußtritte. Keiner von uns allen zweifelte einen Augenblick daran, daß in dem Zimmer über uns ein Dieb sey. Es war nur noch die Rede davon, wie man denselben am sichersten einfangen könne.

Wir bewaffneten uns in aller Stille mit Pistolen und Degen. Jeder nahm ein Licht in die Hand, und so zogen wir, drey Mann hoch, auf bloßen Strümpfen die Treppe hinauf, dem Fange entgegen. Oben vor der Thür des unrichtigen Zimmers nahmen wir die vortheilhafteste Stellung zum Angriff, die sich nehmen

ließ, stießen dann mit einemmal die Thür auf, und fanden — keinen Feind. Es war alles in der gehörigen Ordnung, und mausestill. Wir beleuchteten und durchsuchten das ganze Zimmer, fanden aber weder den Wandelnden, den wir unten gehört hatten, noch die geringste Spur, daß einer da gewesen wäre. Auch hörten wir hier gar nichts von den unten vernommenen Fußtritten.

Verwundrungsvoll sahen wir einander an und konnten nicht begreifen, wie Jemand auf einer Stube herumwandeln, und doch nicht da seyn könne. Wir gingen wieder hinunter und — hörten in der untern Schlafstube abermals den Wandelnden über uns.

„Sollte uns — hub der Vater an, das Gehör dennoch betrügen, und wir den Dieb (denn bis jetzt wagten wir es noch nicht, an etwas anderes als an Diebesgeräusch zu denken) nur nicht in dem Zimmer gesucht haben, worin er sich wirklich befindet?" Wir traten also den Marsch nach oben hinauf zum zweyten Male an, beleuchteten und durchsuchten das ganze Haus, und fanden überall nichts Verdächtiges. Gleichwohl hörten wir, da das ganze obere Haus, den

Dachboden nicht ausgenommen, durchsucht war, unten in meiner Schlafstube, daß das unbegreifliche Etwas nicht aufhörte, herum zu wandeln. Jetzt fing es an, unser ganzes Erstaunen rege zu machen. Zugleich bemächtigte sich unserer der Gedanke, daß es ein Gespenst seyn müsse. „Legt euch wieder zu Bette, Kinder, sagte der Vater, wer weiß, was das ist?" —

Wir legten uns also mit der Ueberzeugung, ein Gespenst zu hören, und schliefen unter dem beständig fortdauernden Geräusche dieses Gespensts endlich ein. Ich freute mich meiner unwiderleglichen Erfahrung von der Wirklichkeit einer oft bestrittenen Sache, und wollte alle Ungläubigen damit bekehren.

Am andern Morgen wurde zu allem Ueberfluß auch das Gesinde herbeygerufen und befragt, ob eins von ihnen am vorigen Abend, oder in der Nacht, auf der Stube des Informators gewesen sey; alle verneinten es. Die Geschichte wurde nun beym Frühstück, wozu sich die Familie versammelte, commentirt und paraphrasirt und bemuthmaßt. Das Resultat unsers alten Vaters von diesem anscheinenden Wunder war: „wir hätten freilich die Tritte

einer über uns befindlichen Person gehöret, ohne diese zu entdecken; aber gleichwohl sey es nur dem Abergläubigen zu verzeihen, wenn er dieß unbegreifliche Etwas, übereilter Weise, ein Gespenst nenne.

Es war an demselben Vormittage, als ich in meiner Schlafstube saß und las. Rund um mich her, so wie im ganzen Hause, herrschte ländliche Stille. Plötzlich glaubte ich jetzt, den Wandelnden zu hören, obgleich die Tritte undeutlicher und dumpfer waren, als in der Nacht. Dießmal schien mir aber der Ton der Tritte nicht von oben herab, sondern vom Bette, welches einen guten Schritt von der Wand abstand, herzukommen. Ich trat daher leise in den Raum zwischen der Wand und dem Bette, und hörte nun ganz deutlich, daß der Schall von dem, was wir alle für menschliche Fußtritte gehalten hatten, hier gleichsam aus der Wand hervorkam. Ich sage hervorkam; denn in der Stube selbst war überall keine Ursache davon zu finden. Hinter dieser Wand aber war die Küche und ein kleines Polterkämmerchen. Ich hoffte daher, hier die Ursache unserer nächtlichen Beunruhigung zu finden und — fand sie wirklich. In dem Kämmerchen waren ein Paar

Gänse in einen engen bretternen Verschlag gesperret, um gemästet zu werden. Diese Thiere brachten mit ihren Schnäbeln an den vor ihnen stehenden Troge und an den Brettern des Verschlags, Töne hervor, welche durch die Wand hindurch mit den Fußtritten einer oben herumgehenden Person unglaubliche Aehnlichkeit hatten: Gänse waren also das ganz natürliche Gespenst."

Funfzigste Erzählung.

Der Geist eines Verstorbenen zu Dreschowitz bey Prag verheirathet seine hinterlassene Tochter. *)

(II. 2. A.)

Im Jahre 1794 machte ich in Gesellschaft einiger Freunde eine Lustreise nach Dreschowitz, zwey Meilen von Prag, um einige Tage auf dem Lande zuzubringen. Bey unserer Ankunft im Gasthofe erzählte uns der Wirth als eine Neuigkeit: ein vor einigen Wochen verstorbener Bauer erscheine jetzt nächtlich seiner schönen Tochter; diese habe aber bisher noch nicht den Muth gehabt, ihn um die Ursach seines Erscheinens zu fragen. Indessen habe sie sich ihrem Beichtvater, einem geisterbannenden Capuciner, entdeckt, und dieser sich entschlossen, beym An-

*) Erzählt von Herrn Carl Szülö zu Burg.

bruche der nächsten Nacht in ihrem Zimmer der Ankunft des Geistes zu harren, um ihn, wenn er erschiene, zu beschwören. Meine Neugier auf den Zusammenhang der Sache trieb mich an, den Capuciner, der im nämlichen Gasthofe wohnte, zu bitten, mich bey der Beschwörung gegenwärtig seyn zu lassen. Dieser schlug es mir anfangs zwar rund ab; nachdem wir indessen einige Flaschen Oberungar geleert hatten, machte es ihm viel Vergnügen, daß ich als Träger des Weihwasserkessels, in Gemeinschaft mit ihm, das Abenteuer dieser Nacht bestehen wolle.

Da ich die Absicht hatte, den vermeinten Geist, wo möglich, zu entlarven, so zog ich ganz im Stillen nähere Nachrichten von der Art und Weise ein, wie der spukende Bauer erscheine, und erfuhr, daß er durch den Garten in das Haus, und dann in die Stube des Mädchens einzudringen pflege.

Ein handfester Bedienter war von unserer Reisegesellschaft der Einzige, welcher sich mit mir auf die Untersuchung der Sache einlassen wollte, nachdem ich ihm vorher eine angemessene Belohnung dafür versprochen hatte. Er mußte beym Anbruche der Nacht im Garten ein Plätzchen einnehmen, wo er zwar beobachten, aber selbst

nicht bemerkt werden konnte. Uebrigens befahl ich ihm, sich gut zu bewaffnen, und das Gespenst zwar frey einpassiren zu lassen, ihm aber bey der Rückkehr muthig in den Weg zu treten. Um seinem Widerstande Nachdruck zu verschaffen, gab ich ihm ein mit Schrot geladenes Pistol, und versprach ihm, dem Gespenste nachzuschleichen, und dasselbe in eben dem Augenblicke von hinten anzugreifen, in welchem er sich ihm entgegenstellen würde. Schon um neun Uhr Abends versammelten wir uns in der Stube, worin der Geist zu erscheinen pflegte, und wurden von Mutter und Tochter freundlich empfangen. Geweihte brennende Wachskerzen, Crucifix, Rauchfaß und Weihwasserkessel wurden auf den Tisch gesetzt, Brevier und Exorcismusbuch lagen in Bereitschaft, und Mutter und Tochter mußten sich in's Bett legen. Der Capuciner hing allgemach das Meßgewand um, setzte sich an den geweiheten Tisch und betete. Ich, in einen weiten Mantel gehüllt, der einen guten ungarischen Pallasch und ein geladenes Pistol verbarg, stand am Fenster, und betrachtete, ungeduldig harrend, den düsteren Himmel, der ein baldiges Ungewitter fürchten ließ.

Endlich ertönte der entscheidende Glocken-

schlag Zwölf. Mit dem letzten Schlage sprang die Gartenthür auf. Leisen Trittes nahete sich Etwas der Stubenthür. Plötzlich trat in die Stube ein weißer Riese ein, auf dessen Rumpfe ein feuriger Todtenkopf funkelte. Er näherte sich mit abgemessenen Schritten dem Pater und blieb vor ihm stehen. Der ehrwürdige Herr, anstatt Brevier und Exorcismus zu benützen, vergaß seine ganze einstudierte Rolle, und begaffte mit stieren Augen und offenem Munde die fürchterliche Gestalt — denn fürchterlich war sie! —

Der Geist schien Mitleid mit dem armen Tropfe zu haben, und wandte sich nach dem Bette hin, in welchem die beyden Frauenzimmer vor Angst tief unter die Decke gekrochen waren. Er versuchte eben, ihnen gewaltsam die Bettdecke zu entreißen, als sich der Pater von der ersten Betäubung erholte, und Weihrauch in das Rauchfaß zu streuen und den Exorcismus abzulesen anfing. Sogleich hörte der Geist auf, die Weiber zu beunruhigen, und horchte aufmerksam auf die lateinischen Gebete. Höchlich erfreut über den glücklichen Erfolg seiner Beschwörung, fragte der Pater: „Alle gute Geister

ster loben Gott, den Herrn; was ist Dein Begehren?"

Der Geist schien auf diese Frage gewartet zu haben, kehrte sich sogleich gegen die Wand und schrieb schwarz, ziemlich lesbar, in böhmischer Sprache: „Meine Tochter heirathe den „Christoph Winzer, den Retter meines Lebens, und lasse drey Messen für meine arme „Seele lesen." Sodann begab er sich, mit dem Zeigefinger auf die Schrift zeigend, zur Thür hinaus.

Ich folgte ihm auf den Fuß. Er nahm, ohne feurigen Kopf, den Rückzug durch den Garten. Ich eilte, den bloßen Säbel in der rechten, das Pistol in der linken Hand, ihm nach. Kaum befand ich mich im Garten, als der dort angestellte Bediente mit einem fürchterlichen „Halt! oder ich schieße Dich über den Haufen!" — dem Geiste den Weg verrennete. Er, der keinen Angriff vermuthet haben mochte, machte auf der Stelle rechts um, und wollte durch die Vorderthür des Gartens entschlüpfen. Ich hielt ihm hier den blitzenden Säbel entgegen, und mein „Halt, Schurke! wer bist Du!" brachte ihn vollends ausser Fassung. Indessen hieb er, so in die Enge getrieben, noch einen Au-

genblick verzweiflungsvoll mit einer Stange um sich. Aber bald packte ihn der Bediente von rückwärts beym Halse, und im Nu lag er zu Boden gestreckt. „Um Gotteswillen meine Her„ren! schrie er, schenken Sie mir nur das Le„ben! Ich bin ja Christoph Winzer, der „Nachbar; kommen Sie nur gütig mit mir; „kaum zwanzig Schritte von hier ist meine „Wohnung; so braven Herren kann und will ich „gern Alles entdecken.“ — Da es eben stark regnete, so ließen wir uns dießmal die naive Einladung in eine Geisterwohnung gefallen. Der Entlarvte begann, wie folget:

„Ich rettete einst dem Vater des Mädchens, welches ich nun schon etliche Nächte beunruhigt habe, das Leben mit Gefahr meines eigenen. Er versprach mir dankbar seine Tochter dafür, denn er wußte, daß ich sie liebte, und sie auch mich wohl leiden mochte. Kurze Zeit darauf trat ich als Schreinergeselle die Wanderschaft an, von der ich vor 14 Tagen zurückkehrte. Leider fand ich den redlichen Mann todt. Die reiche Mutter glaubt, an das Wort des Verstorbenen nicht gebunden zu seyn, und will mir ihre Tochter nicht geben, weil ich arm bin. Ich wollte daher ihre mir bekannte Furcht

vor Gespenstern benutzen, und sie durch nächtliche Erscheinungen zur Einwilligung nöthigen, weil ich voraussetzen konnte, daß sie mich für den Geist ihres verstorbenen Mannes halten würde. Wahrscheinlich bin ich jetzt der Erfüllung meines Wunsches nahe, da ich heute den Zweck meiner Erscheinung — um nicht an der Sprache erkannt zu werden — an die Wand geschrieben habe. Die Mutter wird nun wohl ihren Sinn ändern, wär's auch nur, um nicht öfter vom Geiste beunruhigt zu werden. Jetzt, meine Herren, ist mein Schicksal in Ihren Händen. Wollten Sie mich wohl durch Ihre Verschwiegenheit glücklich machen?

Wie hätten wir unter solchen Umständen der Bitte eines Gauklers nicht willfahren sollen? — Wir versicherten ihn, daß er von uns nichts zu fürchten habe, und untersuchten dann seinen Anzug näher.

Er hatte in die untere Oeffnung eines Todtenkopfs das Ende einer Stange gesteckt, an welches eine brennende Lampe befestigt war. Dicht unter dem Todtenkopfe war ein weißes Betttuch an die Stange geheftet, welches ihn, der die Stange in der Hand hielt, dann bis zur Wade bedeckte. Vor dem Eingange in den Gar-

ten hatte er seine Pantoffeln zurück gelassen, um auf den bloßen weißen Strümpfen in das Haus zu wandern.

Ich ging nun mit meinem Begleiter nach dem Gasthofe zurück, wo sich der Pater dem Ausbruche der Freude über eine vermeintlich durch ihn gerettete arme Seele überließ.

Am folgenden Tage bestürmten Alle die Wittwe, den Willen des seligen Mannes zu erfüllen, damit er bald aus dem Fegefeuer erlöset werden möchte. Aberglaube besiegte den Eigennutz, und der Gespenstergaukler erhielt seine Geliebte zur Frau.

Einundfunfzigste Erzählung.

Ein Magiker beweiset Kindern des Lichts, daß nicht alle Geistercitationen bloße Maschinerien sind.

(II. 2. D.)

In einer Residenz, die man in mancher Hinsicht einen Wohnsitz des Lichts nennen könnte, und in welcher alle Swedenborge und Schröpfer, und Cagliostro's, und Pinetti's ihr Grab finden würden — zu Berlin — wagte es im Jahre 1789 ein Reisender — Herr Philidor, ein Brabanter und Neffe des berühmten Schachspielers dieses Namens — Kindern des Lichts anschaulich beweisen zu wollen, daß nicht alle Geistererscheinungen aus der Mannichfaltigkeit des Betruges, oder dem Mechanismus der Taschenspielerkünste zu erklären seyn möchten:

Zu dem Ende forderte der angebliche Physiker die Berliner am 30sten März 1789 auf, es möchten vierzehen Herren, nach einer vierzehntägigen Vorbereitung, gegen Erlegung eben so vieler Friedrichsd'or in seinem Zaubertempel Zeuge seyn, wie ein ächter Magiker allerdings der Geisterwelt zu gebieten habe. Es fanden sich bald die vierzehen Herren, deren jeder seinen Friedrichsd'or für einen solchen Preis mit Vergnügen opferte. Indessen ließen sie sich zuvor das Versprechen geben, ohne Nachtheil der Gesundheit, und mit ungeschwächten Sinnen, dem Versuche beywohnen zu können.

Vor dem Eintritt in das magische Zimmer mußten die Herren ihre Hüthe, Mäntel und Stöcke ablegen; darauf wurden sie im zweyten Stockwerk in ein länglichviereckigtes Zimmer mit geweißten Mauern und mit zwey Fenstern und einer Thür, und in demselben auf einen mit Latten abgesonderten engen Platz, geführt, auf welchem an beyden Ecken eine metallene Hand hervorstand. Nahe an der Thür, bey dem einen Ende des abgesonderten Platzes, stand ein Gehülfe des Künstlers. Im Zimmer war sonst nichts, als innerhalb einer auf dem Fußboden mit Kreide gezogenen Ellipse, ein zu-

sammengeschlagenes, schwarzes Tuch, eine brennende Lampe, und ein Rauchfaß befindlich. Uebrigens hielt der Zauberer im Anfange noch ein brennendes Wachslicht in der Hand; seine Kleidung war ohne irgend eine Auszeichnung schwarz. Er fragte seine Gesellschaft im pathetischen Tone: ob sie fest entschlossen wären, Geister zu sehen, und zu dem Ende sich den Gesetzen unterwerfen wollten, welche er ihnen vorschreiben müsse? Beydes ward, mit einer wenig Ernst versprechenden Spötterey, bejahet. Er erinnerte sie nunmehr: daß er nicht, so wie Schröpfer, eine vierzehntägige Vorbereitung in der Diät zur Einweihung in diese Mysterien vorgeschrieben habe; daß er auch des sonst gewöhnlichen Hülfsmittels nicht bedürfe, zufolge dessen man sonst nur zwey oder drey Personen zuzulassen, und solche den ganzen Tag über in demselben Zimmer einzusperren pflege: wogegen er seine Zuschauer nicht einmal kenne. Nur verlange er, daß Niemand sich von der Stelle bewege, Niemand etwas angreife, Keiner während der Operation spreche, noch weniger einem Andern seine Gedanken über das Gesehene mittheile. Sobald eines von diesen Gesetzen übertreten werde, stehe er nicht mehr für die

überaus große Gefahr, welcher sie sämtlich dadurch ausgesetzt seyn würden.

Ohne seinen Zuschauern die künftige Verschwiegenheit zu empfehlen, — welche für ihn nützlicher, als alle übrige Vorschriften gewesen wäre, — legte er jetzt das schwarze Tuch, als zu der Feierlichkeit wesentlich nöthig, auseinander, und bedeckte damit den Fußboden längs der Zauberwand. Licht und Lampe wurden jetzt ausgelöscht, und, in der völligen Dunkelheit, da es acht Uhr Abends war, und der Künstler auch die dichten Fenstervorhänge weislich niedergelassen hatte, benützte er noch dazu das Rauchfaß auf eine für die Augen seiner Zuschauer sehr empfindliche Art. Mit väterlicher Sorgfalt erinnerte er sie nochmals in jeder Pause an die große Gefahr, in welcher sie sich befänden; empfahl ihnen, sich die Hände zu geben, um nicht zu fallen, und denen beyden, welche an den Ecken standen, die metallne Hand anzufassen, welche er in der Dunkelheit für eine abgestorbene Hand ausgab.

Erst nachher ist bemerkt worden, daß dabey ein Eisendrat auf dem Fußboden herabgehangen habe, zu dessen besserer Leitung der in dieser Gegend stehende Gehülfe des Künstlers dienen

konnte. Die hiebey von einem erfahrnen Zuschauer mit Nachdruck gegebene Versicherung: daß durch die etwanige Anwendung eines zu empfindlichen elektrischen Schlages der Zauberer sich einer unangenehmen Erwiederung aussetzen würde, verstimmte zuerst den feierlichen mysteriösen Ernst, bey welchem allein eine Täuschung gedeihen kann. Sie schien indessen dem Theurgen das stille, in sich gekehrte Wesen sehr natürlich beyzubrigen, welches er, als Schröpfer's Schüler, billig im Anfang schon hätte annehmen sollen. Auch ward den Zuschauern, durch ihre häufigen witzigen Bemerkungen, jetzt manche Grimasse entzogen, durch welche sonst der, trotz aller Entwaffnungs-Vorsicht, furchtsam gewordene Künstler die Farce vielleicht noch lächerlicher gemacht haben würde. Die unterlassene Anwendung der Elektricität mag dabey wohl der geringste Verlust gewesen seyn. Aber vielleicht hätte der Magus sodann noch das Beschwörungsbuch und andere Amulete, auch Blitz, Wind, Sturm, Regen, Hagel, Knall, drohende Bewegung und Sprache der Bilder, und einige der übrigen Kunstgriffe, welche Akustik, Optik, und magnetische Kraft darbieten, um Schrecken und Erwartungen zu erregen, zu Hülfe genommen.

Und dann, könnte man sagen, wäre eine eigenmächtige genaue Untersuchung des Mechanismus eine zweckmäßige Bestrafung des Betruges, und für Andre die sicherste Verwahrung gegen Leichtgläubigkeit, gewesen. Jetzt hingegen war das Lachen des Witzes und Spottes doch ein trefliches Mittel gegen die sonst leicht mögliche Wirkung der nur zu bald in Aufruhr gebrachten Einbildungskraft; und zugleich ein deutlicher Beweis von der Unbefangenheit und Kaltblütigkeit der Zuschauer.

Die Beschwörung nahm nun mit gebieterischer, aber dumpfer und unverständlicher Stimme, nach einigem Hin- und Herschreiten im Kreise mit dem Zauberstabe, den Anfang. Es waren fast dieselben heiligen Worte, denen auch Cagliostro nach dem Zeugnisse der Frau von der Recke übernatürliche Kräfte beymißt; mit Jehovah, dem Namen des beschwornen Geistes, und einigen französischen Formeln vermischt. Ueber dem Zimmer ertönte ein Donner, den man jedoch natürlicher in Schauspielhäusern zu hören pflegt; und das Lämpchen warf einige Funken von sich. Nach einigem Hin- und Herbewegen des Rauchfasses, und nach einigen in Extase auf die Zuschauer geworfenen Blicken,

erschien auf ein lautes: Esprit, parois! an der von den Zuschauern etwa zwölf Fuß entfernten weißen Wand, der Geist Voltaire's in weißem langem Gewande, mit rundem Haar, fast in natürlicher Größe, und etwa einen Fuß über den Boden schwebend. Wie gewöhnlich, beurtheilten die Zuschauer die Entstehung des Phantoms nicht auf gleiche Weise: Einigen schien es sich aus einem kleinen hellen, sich allmählig erweiternden Punkte zu bilden; andere glaubten, die ganze Figur mit einmal, und nur nach und nach erhellet, erblickt zu haben. Das letzte entspricht den Muthmaßungen, wegen des Mechanismus, am besten.

Der Zauberer fragte, seines Verbotes vom Stillschweigen selbst uneingedenk, die Gesellschaft: ob sie den Geist erkenneten; und wie man, unter mehrern nichts weniger als schüchternen Beurtheilungen, die fast unkennbaren Gesichtszüge deutlicher zu sehen wünschte, entschuldigte er sich damit, daß er sich nicht anheischig gemacht habe, Körper zu zeigen.

Das Phantom schien sich im Profil etwas rechts zu bewegen, und würde, ohne den dicken Rauch, wie ein Schattenspiel ohne Farben, oder wie eine vergrößerte, jedoch weiße ombre chi-

noise geschienen haben. Es verschwand, nachdem der mitleidige Zauberer durch klägliche Beschwörungen und fast epileptische Verdrehungen, von den Zuschauern die Bestrafung ihres ärgerlichen Unglaubens abgewandt hatte. Einige glaubten, es bey einer allmähligen Verkleinerung sich zurück ziehen, andre nach einer nach und nach bewirkten Verdunkelung gleichsam auslöschen gesehen zu haben.

Ganz unabsichtlich brachte der Geisterbanner nun zur zweyten Erscheinung Friedrich den Großen in Vorschlag, welcher denn auch allgemein genehmigt ward; und hierauf, unter denselben Gaukeleyen, mit einem Federhut, in Uniform (so viel man aus der fast unkennbar-bläulichen Farbe des Kleides urtheilen konnte), und noch dazu mit völlig hergewandtem Gesichte zu erscheinen sich herabließ, — aber in der ätherischen Luft etwas kleiner geworden war.

Darauf verschaffte Herr Philidor seiner Gesellschaft, zufolge einer vorherigen Abrede, die Bekanntschaft des Vaters eines in der Gesellschaft befindlichen Engländers, wozu er sich sehr wohl hatte vorbereiten können. Der Geist war, nach dem Schnitt des Kleides zu urtheilen, in englischer Officier-Uniform, nicht völlig

in Lebensgröße, und mit sehr irdischen Fehlern im Bau und in der Proportion des Körpers begabt. Da der Künstler so wenig die Person dieses Verstorbenen gesehen, als dessen Bildniß vor den Oeuvres de Voltaire, oder den Oeuvres posthumes de Frédéric II. gefunden hatte: so waren die Gesichtszüge völlig unkennbar. Auch verrieth es wenig Feinheit der Kunst, daß er nicht einmal den Vornamen des Verstorbenen vorher erforscht hatte; daher man beym Aufrufen des Familiennamens die Erscheinung des ganzen Geschlechts, oder aller Namensverwandten erwarten konnte.

Das Augenscheinliche der Täuschung und die unangenehme Wirkung des stets verdickten Rauches auf die Nerven, hatten den Zuschauern die Lust zur Verlängerung der Posse benommen: zumal da dieser ächte Theurg sich bloß auf gute Geister einschränken zu müssen vorgab. Vergeblich wollte er ihnen noch den König Heinrich IV. aufdringen, welcher wahrscheinlich hinter der Zauberwand bereits den Aufruf erwartete. Man gönnte ihm aber gern diese Neuheit zu einer zweyten Vorstellung, welcher er sich auch, ohne höhere Befehle, vor leichtgläubigern Jüngern nicht entzogen haben würde.

Was den Mechanismus betrift, so ist solcher wohl nicht von den in Funks natürlicher Magie S. 150 ꝛc. angeführten drey Arten gewesen. Wenn 1) zwischen die Wand und ein helles Licht ein Bild gesetzt worden wäre, so würde dieß auf die Wand einen Schatten geworfen haben. Hier war aber die Erscheinung weiß, und der übrige Theil der Wand dunkel— 2) Bey einer Hinwerfung des Bildes in den Rauch, mit Hülfe der Laterna Magika, hätte es keiner Wand bedurft, und das Auge der Zuschauer sich auch nicht selbst im Rauch befinden müssen. — 3) Die Vorstellung von Bildern durch Hohlspiegel geschieht bekanntlich auch im Freyen, und erfordert überdieß größere und kostbarere Werkzeuge, als sie ein herumreisender Optiker zu haben pflegt. — Wahrscheinlich hat man hier daher das Bild aus der Laterna Magika auf die Wand fallen lassen, welche wohl aus Pergament, oder aus einem in Oel getränkten starken Papiere bestand. Man fand nachher große Schnitzel von schwarzgefärbtem Papiere, woraus vermuthlich die Hauptfiguren geschnitten waren. Das schwarze Tuch hat zu bessrer Zurückwerfung der Lichtstrahlen gedient; und zur Anbringung des optischen Werkzeuges war, (wie

man nachher gefunden) eine Thür ausgehoben, welche in eine an das Zimmer stoßende Kammer führte, wo ein Licht war. —

Bey einem bequemern Local, und bey genauerer Beobachtung des Rituals und Hinwegräumung alles dessen, was Verdacht erweckte, würde die Täuschung erträglicher gewesen seyn. Jetzt möchte man sie aber fast für den ersten Versuch halten, zu welchem sich der Künstler aus dem Kardan, Porta, Wiegleb und Funk, die Materialien gesammelt haben mochte. *)

*) Verglichen mit dem 13ten Bande der Gedicke und Biesterschen Berliner Monatschrift, S. 474.

Nachricht des Herausgebers.

Da seit einiger Zeit mehrere Herren, zum Theil aus entlegenen Gegenden, seit der Erscheinung des zweyten Theils der Gespenster, bey mir angefragt haben, ob ihre mir noch gütig zugedachten Beyträge zu dieser Gespenstersammlung, nun nicht etwa zu spät zum Verbrauche einlaufen würden: so zeige ich ihnen hierdurch an, daß mir ihre Sendungen jederzeit willkommen seyn werden, indem dieses Buch in jedem Falle noch fortgesetzt wird. Zugleich bitte ich sie, diese Nachricht gefälligst als die ihnen noch schuldige Antwort anzusehen.

Beym

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagener, Samuel Christoph,

Die Gespenster kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit

Bd.: 3

(1799)

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941981-2